<36620196020013

Familienbilder.

Wintergarten.

Erzählungen

aus der Familie und dem Leben.

Von

H. Sales.

Erster Band.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.

1865.

Mainz,
Druck von Franz Sausen.

Inhalt.

Rennwegör

Es war im Mai 1820, als ein junger Mensch raschen Schrittes durch das Pennanger Thor in Würzburg, der Landstraße nach dem „letzten Hieb" zuging. Wer als Student in Würzburg gewesen, dem ist der „letzte Hieb" wohl bekannt, anderen Lesern müssen wir jedoch die Erklärung geben, daß hier, oder doch in der Nähe, in früheren Zeiten das Hochgericht gestanden, wo die Verbrecher den letzten Hieb erhielten. Die neuere Zeit hat diesen Ort des Schreckens zu einem Vergnügungsplatze erwählt und mit leichtsinnigem Humor ihm den Namen gegeben, der an seine frühere Bestimmung erinnert. Der schönen Aussicht über die wohlhäbige Stadt und ihre freundliche Umgebung, sowie des guten Bieres wegen, wird der Platz immer stark, besonders von Studenten, besucht.

Der junge Mann, den wir soeben bei unseren Lesern eingeführt, hatte durchaus nicht das Ansehen, als ob er zu den munteren Musensöhnen gehörte, deren Ziel der „letzte Hieb" gewesen, auch war es dazu viel zu früh am Morgen. Ein Ränzchen auf seinem Rücken sagte uns, daß sein Weg weiter ging, aber auch für einen reisenden Studenten würde ihn Niemand gehalten haben. Als die Straße sich allmälig

den Hügel hinanzog, ging er langsamer. Man sah ihm an, die Last auf dem Rücken war ihm ungewohnt, aber auch sein Herz schien eine Last zu drücken, er sah traurig vor sich hin, nicht rechts, nicht links. Als er der Studentenkneipe ansichtig wurde, ging er schneller, um ungesehen vorbei zu kommen und erst, nachdem er sie weit genug hinter sich hatte, suchte er sich, ein wenig von der Straße ab, ein einsames Plätzchen, wo er sich in's feuchte Gras setzte, den Kopf auf die Hand gestützt, die Augen bald auf die unten liegende Stadt, bald auf einzelne Theile ihrer Umgebung gerichtet, traurigen Blickes. Endlich brach er in ein heftiges Weinen aus, dessen er sich anfangs erwehren wollte, dem er aber bald seinen Lauf ließ, als er sich einer völligen Einsamkeit versichert hatte.

Betrachten wir ihn etwas näher. Er war von mittlerer Größe und kräftigem Baue; seiner wiewohl blühenden, aber sehr zarten Gesichtsfarbe, sowie seines schüchternen, mädchenhaften Benehmens wegen, schien er nicht über achtzehn Jahre alt. Seine blonden Haare waren kunstlos geschnitten und geordnet, und von einer hellblauen Tuchkappe bedeckt. Ein zimmetbrauner Rock umgab seinen Körper bis weit über die Kniee, er hatte aber die Zipfel der Rockschöße zusammengeheftet, um im Gehen nicht gehindert zu seyn, dadurch wurden die Beinkleider mehr sichtbar, deren leuchtendes Hellgrün sich ohnehin gern bemerkbar machte; unten waren dieselben mit schwarzem Leder zum Schutze gegen den Straßenkoth besetzt, dieses Leder sowie die schwerfälligen mit Eisen beschlagenen

Stiefel war schön glänzend gewichst, überhaupt waren an dem ganzen Anzuge trotz seiner Sonderbarkeit, große Reinlichkeit und Ordnungsliebe zu bemerken. Den Hals trug er bloß, ein breiter weißer Hemdkragen legte sich über den Rock. Zu dieser vielfarbigen Kleidung wollte ein schwarzer Flor gar nicht passen, der um seinen linken Arm geschlungen und durch eine große Schleife befestigt war. Das Ränzchen, welches er auf dem Rücken behielt, war zwar, wie sie Studenten damals trugen, aber so voll gepackt, daß nicht nur aus all den kleinen Täschchen, die sich außen an demselben befanden, etwas hervorsah, sondern ein Paar mächtige, neugesohlte und mit Eisen beschlagene Stiefel standen auf beiden Seiten heraus, und oben darauf war noch eine große, hellgrüne Botanisirbüchse gepackt.

Um die Neugierde des freundlichen Lesers nicht so lange zu spannen, bis sie in Langeweile übergeht, wollen wir sie nun sogleich mit der größten Genauigkeit befriedigen.

Der Reisende hieß Friedrich Köhler und war das älteste Kind eines Försters, dessen Frau bald nach der Geburt des sechsten gestorben war. Eine alte Magd, Namens Dorl, war mit der Försterin in's Haus gekommen, welche sie sammt deren Geschwistern aufgezogen hatte. Deßhalb hing sie auch mit ganzer Seeele an der Familie. Die alte Dorl hatte nur dürftigen Schulunterricht genossen, allein sie hatte viel na-

türlichen Verstand und im Hauswesen war sie vollkommen erfahren. Ueber Religion wußte sie zwar nicht zu disputiren, aber die Grundsätze derselben waren ihr so tief eingeprägt, daß sie ihr stets zur Richtschnur dienten und ihr in allen Verhältnissen Trost und Stütze waren.

Einer solchen Person durfte der Vater seine Kinder unbesorgt überlassen, wenn er seines Dienstes wegen viel vom Hause abwesend seyn und oft ganze Tage im Walde zubringen mußte.

Der Förster war erst sechsunddreißig Jahre alt, als seine Frau starb; in der ganzen Gegend war er als ein braver, redlicher Mann, als guter Gatte und Vater bekannt und geachtet. Waren seine Verhältnisse auch keineswegs glänzend zu nennen, so hatte er doch sein Auskommen. Was Wunder, daß ihn manche Mutter als Schwiegersohn wünschte, und manches Mädchen gerne mit dem stattlichen Manne die sechs Kinder in den Kauf genommen hätte! Der Förster aber dachte, so wie meine Anna war, bekomme ich keine Frau wieder, und lieber als ich meinen Kindern eine böse Stiefmutter gebe, bleibe ich ledig.

Das Forsthaus lag einzeln, eine Viertelstunde vom nächsten Dörfchen entfernt, dicht am Maine, von dem es nur die Landstraße auf hohem Ufer trennte, während der Berg so nahe war, daß der Platz, worauf es stand, durch Abtragen hatte gewonnen werden müssen. Terrassenförmig stieg der Garten hinter ihm hinauf, bis er oben vom Walde begrenzt ward. Der Main nimmt dort in vielen Krümmungen seinen lang-

samen Lauf zwischen Waldbergen hin, die ringsum die Gegend beim Försterhause einschließen, so daß man sich hier in völliger Einsamkeit hätte glauben können, wären nicht aufwärts am Flusse einige Häuser des Dorfes Wernfeld und abwärts auf vorspringendem Hügel die Burgruine bei dem anderthalb Stunden entfernten Städtchen Gemünden sichtbar gewesen.

Hier in dieser schönen Umgebung wuchsen die Kinder des Försters gesund und fröhlich auf. Jedes künstliche Vergnügen entbehrend fanden sie dafür einen unerschöpflichen Schatz in der Natur, mit welcher sie die Jahres- und Tageszeiten verlebten. Jeder Tag brachte etwas Neues, jede Jahreszeit andere Freuden. Sie kannten kein anderes Spielzeug, als was ihnen Garten, Wald und Fluß lieferten, und dennoch waren sie daran unendlich reicher, als das verwöhnteste Stadtkind. Sobald sie zu irgend etwas fähig waren, mußten sie in der großen Haushaltung helfen, und da die ältesten Kinder Knaben waren, mußten dieselben manches verrichten, was man sonst nur von Mädchen verlangt. Durch all dieses gewöhnten sich die Kinder früh an Thätigkeit und Ueberlegung und erhielten Gewandtheit und Fertigkeit für ihr ganzes Leben.

Die Mädchen lernten von der Dorl, so bald als möglich, nähen und stricken und mußten ihre kleinen Bedürfnisse selbst besorgen, wodurch sie sich früh gewöhnten, schonend mit den Ihrigen umzugehen.

Frühzeitig lehrte Dorl die Kinder beten und gewöhnte sie, sich allzeit an die Gegenwart Gottes zu erinnern und nie etwas zu thuen, was seinen reinsten

Augen mißfallen könnte, ihm zu danken bei jeder Freude, zu ihm zu flehen in jedem Schmerze, und stets bemüht zu seyn, seinen heiligen Willen zu erfüllen.

Der Förster war streng in der Erziehung. Er verlangte nicht blos Liebe von seinen Kindern, sondern auch Ehrfurcht, und diese nicht blos für sich, sondern für alle ältere Personen. In dieser Absicht gewöhnte er sie, ihn Sie zu nennen, obgleich gerade damals der Gebrauch aufkam, zu den Eltern Du zu sagen. Er forderte schnellen, willigen Gehorsam; freute sich aber an ihren kindlichen Spielen, wobei er half und selbst mitspielte. Streng war er auch in der körperlichen Erziehung. Die Kinder sollten abgehärtet werden; Klagen über kleine Widerwärtigkeiten fanden bei dem Vater kein Gehör und bei keinerlei Witterung durften die Kinder den Weg zu den nächsten Orten scheuen. Jeden Sonn- und Feiertag ging er mit ihnen nach Wernfeld in den Gottesdienst und zwar allzeit ohne daß eines einen Regenschirm nehmen durfte, das Wetter mochte seyn, wie es wollte.

An den Nachmittagen der Sonn- und Feiertage kamen meistens die Beamten der Nachbarschaft mit ihren Familien bei dem einen oder dem anderen zusammen, um sich für die Einsamkeit der Wochentage zu entschädigen. Für unseren Friedrich war dies kein Vergnügen; er war zu schüchtern, als daß es ihm in Gegenwart mehrerer erwachsenen Personen wohl geworden wäre, und auch von den Kindern zog er sich meistens zurück, weil er andere Liebhabereien hatte, als sie.

Da das Försterhaus vom nächsten Städtchen entfernt lag, lies der Förster seinen Kindern von dem Lehrer Privatunterricht zu Hause geben, der freilich für die Knaben nicht ausreichend war, für die Mädchen aber hinreichte, da sie blos zu tüchtigen Hausfrauen erzogen werden sollten. So leidenschaftlich er für Musik eingenommen war und so sehr er deßhalb darauf drang, daß seine Knaben Musik lernten, so wenig erlaubte er es den Mädchen; da er meinte, ein Kochlöffel und eine Spindel gehörten in ihre Hand und keine Noten. Nach dem Gehöre singen durften sie, so viel sie immer wollten, er hörte ihnen allzeit gerne zu und sang auch wohl selbst mit.

Sobald der älteste, unser Friedrich, lesen und schreiben konnte, mußte er geigen lernen. Zu des Vaters Freude lernte er mit Leichtigkeit den ersten theoretischen Unterricht; als er aber zum Geigen selbst kam, da zeigte sich, daß er kein musikalisches Gehör, keine Freude an Musik, ja gar keinen Sinn dafür hatte. Je mehr der Vater auf Uebung derselben bestand, desto größer wurde die Unlust des Knaben, die endlich in wahren Widerwillen dagegen überging. Gerade das Gegentheil fand bei dem zweiten Knaben, Franz statt, der die Liebe zur Musik vom Vater geerbt hatte, und als zweijähriges Kind einmal alle Fensterscheiben, die er erlangen konnte, hinausgeschlagen hatte, weil dies so schöne Musik machte, wie er sagte. Dem sonst so strengen Vater lachte das Herz im Leibe, als ihm bei seinem Nachhausekommen die Dorl den angerichteten Schaden kund that. Franz

machte schnelle Fortschritte in der Musik, blieb aber dafür in anderen Lehrgegenständen stets zurück.

Der Förster mochte noch so spät am Abende nach Hause kommen, so erkundigte er sich nach der Aufführung der Kinder und bestimmte dafür Lohn und Strafe. Ein Sträußchen Erdbeeren, ein seltenes Moos, eine schöne Blume, Alles aus dem Walde mitgebracht, waren die Belohnungen, während die Strafen im Ausschluß von jenen oder in Hausarrest bestanden, in seltenen Fällen wurden jedoch auch einige Streiche mit dem spanischen Röhrchen ertheilt, das den ironischen Namen „Tröster" führte. Bis zum Musikunterricht war unser Friedrich bei dem Abendexamen gewöhnlich im Vortheil; er hatte sich still und ruhig verhalten, der Dorl im Hause geholfen, die kleinen Geschwister beaufsichtigt, seine Aufgaben bei dem Lehrer gekonnt, kurz: wenn er nicht hie und da durch mürrisches, eigensinniges Wesen Tadel verdiente, so kam er immer gut davon; mit der Musik aber begann seine schwere Zeit. Wenn er sich auch sorgfältig geübt hatte, so daß er seine Aufgaben spielen konnte, so fehlte er bei dem Lehrer doch immer wieder und bekam am Abend Strafe dafür, da Niemand einsehen wollte, daß es ihm an musikalischem Talente fehlte. Alle seine Bitten, ihn von der Musik zu befreien, halfen bei dem Förster nichts, welcher glaubte, durch Beharrlichkeit lasse sich jede Schwierigkeit überwinden.

Je weniger Sinn Friedrich für Musik hatte, um so größer war seine Liebe zu Blumen, den er jedoch

wenig befriedigen konnte, da im Garten jedes Plätzchen für Küchengewächse benützt werden mußte.

Eines Abends fand Friedrich eine von Dorl weggeworfene Boragepflanze, deren schöne blaue Blüthen den Wunsch in ihm erregten, diesen Blumenstock einzupflanzen und vor sein Fenster zu stellen. Er ließ mit Bitten um einen Topf bei Dorl nicht nach, bis sie ihm einen in der Küche ausgedienten einhändigte; freudig setzte er die Pflanze in den rußigen Kochtopf und stellte sie vor sein Fenster. Leider! ging es nun mit der Musik noch schlechter. Nicht blos hatte er immer an seinem Blumenstocke etwas zu thuen oder zu beobachten, er lief auch im Felde und Walde umher, um sich einstweilen die schönsten Blumen vorzumerken für künftige alte Töpfe, die er bei Dorl im Voraus bestellt hatte. Dabei versäumte er die Uebung auf der Geige, wovon am Abende Strafe die unausbleibliche Folge war.

Eines Mittags stürmte Friedrich freudig mit einem Strauße Vergißmeinnicht in den Hof, voll Hoffnung, nächstens einen Topf mit diesen schönen Pflanzen besetzen zu können, als er einen starken Fall hinter dem Hause hörte. Er lief hinzu und fand seinen Boragestock zerschmettert am Boden. Ein Blick nach seinem Fenster zeigte ihm den Kopf seines Bruders Franz, der sogleich verschwand. Im höchsten Zorne lief er in's Haus, traf Franz auf der Treppe und mit dem Rufe: Du hast mir meinen Blumentopf herabgeworfen! — fiel er über ihn her, und ehe derselbe nur zu Worte kommen konnte, hatte er ihn tüchtig

durchgeprügelt. Auf das Geschrei kam Dorl aus der Küche und trat zwischen sie, Friedrich auf sein Zimmer verweisend und Franz mit sich nehmend. Nach der ersten Aufwallung dachte Friedrich an die Strafe, die sein Betragen ihm am Abende vom Vater zuziehen würde und in diesem unglücklichen Augenblicke trat der Musiklehrer ein, ohne daß der Schüler seit der letzten Unterrichtsstunde sich geübt hatte. In der allerverdrießlichsten Stimmung nahm Friedrich die Geige in die Hand; natürlich gingen keine zwei Tacte. Der Lehrer schalt und je mehr er in Eifer gerieth, desto ungeschickter spielte der Schüler. Ich werde Alles dem Herrn Förster sagen, ja ich werde ihm sagen, daß Du wohl könntest, wenn Du nur wolltest. Jetzt paß' auf.

Friedrich setzte die Geige an, machte einige Striche — Falsch, grundfalsch! schrie der Lehrer, da warf der Schüler, außer sich vor Ungeduld, die Geige auf das nahe Bette, mit dem Ausrufe: Ich möchte wissen, welcher Narr die Musik erfunden hat! Der Lehrer stand einen Augenblick wie versteinert, endlich brach er halb zornig, halb wehmüthig in die Worte aus: Du ungerathener Sohn eines so achtungswürdigen Vaters! Wie dauert mich der gute Mann! Aber das muß ich ihm wörtlich mittheilen. Auf der Stelle nimmst Du die Geige zur Hand und geigst diesen Passus, die sechs Tacte, bis sie gehen. An den Gehorsam gewöhnt, nahm Friedrich schweigend die Geige und mit dumpfer Resignation geigte er mechanisch die Stelle so lange der Lehrer es wollte. Traf er zufällig das Rechte einmal, so fehlte er doch immer wieder, bis

die Stunde seiner Erlösung schlug und der Lehrer ging. Aber der Lehrer ging nicht gerade der Hausthüre zu, sondern suchte die Jungfer Dorl auf und erzählte ihr das ungezogene Benehmen Friedrichs und indem er ihr auf die Seele band, es dem Herrn Förster zu berichten, damit derselbe kräftiger dreinfahre, sonst werde seiner Lebtage nichts aus dem Buben.

Friedrich blieb allein in seiner Kammer und hatte Zeit, die Folgen der Vorfälle des Nachmittages zu überdenken. Es ward ihm sehr bange vor der Heimkunft des Vaters. Endlich erleichterte ein Thränenstrom sein gepreßtes Herz; er wurde ruhiger, bis die Zeit der Rückkunft des Försters nahete, wo ihn jedes Knarren der Thüre erschreckte. Endlich schlug der gute Caro an, der immer voraus lief und das Zeichen zum Aufmachen der Thüre gab.

In Friedrichs Gegenwart erzählte Dorl dem Förster die Vorgänge des Nachmittags und führte die Worte an, die Friedrich über die Musik gesprochen. Die Strafe erwartend stand derselbe in Angst, bis der Vater in die Worte ausbrach: „Nun, Du sollst keine Geige mehr in die Hand nehmen, Du lernst doch keine Musik! Ich hätte das längst einsehen sollen; Was ein Dorn werden will, spitzt sich bei Zeit. Wie man den Hund zum Jagen tragen muß, dann ist es schon gefehlt!" Ohne die tiefe Wehmuth zu bemerken, mit welcher der Förster diese Worte sprach, rief jubelnd der Knabe: Ach, hätte ich doch schon lange diesen glücklichen Einfall gehabt! Schweigend, ohne zu essen, ging der Förster in sein Schlafzimmer. Sein Lieblingswunsch,

bald von seinen Söhnen Trios und mit dem Lehrer sogar Quartette spielen zu hören, vielleicht selbst die Flöte wieder hervorzuholen, die er in seiner Jugend geblasen, war vernichtet; und nicht blos dieses, er meinte auch, wer die Musik nicht liebe, könne unmöglich ein gutes Herz haben; er war deßhalb mehr betrübt, als erzürnt über Friedrich und vergaß ganz und gar ihn zu strafen. Es war jedoch keine geringe Strafe für diesen, zu sehen, daß der Vater mehrere Tage lang schweigend früh Morgens fortging, Abends spät zurückkam, keine Blume, kein Moos, nicht einmal ein freundliches Gesicht mitbrachte, und daß er sich sagen mußte, er sey die Ursache davon.

Wirklich hatte auch Friedrich von diesem Augenblicke an einen Theil der Liebe seines Vaters verloren. Obschon nach einigen Tagen im Betragen des Försters nichts mehr zu bemerken war, und obgleich er von jeher den Grundsatz festgehalten, nie eine Vorliebe oder Abneigung gegen eines seiner Kinder in sich aufkommen zu lassen, so galt doch der musikalische, allzeit muntere Franz mehr bei ihm, als der ernste und in sich gekehrte Friedrich und ohne daß es der Vater ahnte, wußten es die Anderen.

Für Friedrich war jener Tag entscheidend gewesen. Der Förster war einsichtsvoll genug, keines seiner Kinder zu irgend einem Stande zwingen zu wollen, aber sein Wunsch war, Friedrich, sein Aeltester, möchte bei ihm das Forstwesen lernen. Er glaubte dadurch den für seine Verhältnisse erwünschten Vortheil zu haben, seinen Sohn bei sich behalten zu können, an ihm spä-

ter einen Gehülfen und endlich einen Nachfolger zu erhalten. Die ganze Familie, namentlich die drei Mädchen, wären dadurch für alle Fälle gesichert gewesen, indem sie am Forsthause einen Anhaltspunkt behalten hätten. Gerne begleitete auch Friedrich den Vater in den Wald und gerne hörte er von der Lebensweise des Wildes erzählen, lernte auch gerne die Bäume des Waldes kennen, aber höchst langweilig fand er die Forstökonomie und auf dem Anstande zu stehen, um auf Wild zu warten, war ihm gar peinlich. Kam ein Stück Wild vor den Schuß, so machte er unwillkürlich eine Bewegung, daß es floh. Er sagte es auch unverholen seinem Vater, er werde nie ein Wild schießen, er bedaure die armen Thiere viel zu sehr. Der Förster meinte, solche Kindereien würden sich mit der Zeit verlieren.

Einige Tage nach jener letzten Musikstunde wollte Dorl aus der Apotheke im Städtchen, wo sie ohnehin Geschäft hatte, „Bärendreck“ (succ. liquirat.) für das jüngste Kind, welches den Husten hatte, mitnehmen. Als sie vor der Apotheke auf der Treppe die schönen blühenden Blumen des Apothekers sah, fiel ihr Friedrichs Liebhaberei und Unglück ein und sie konnte nicht umhin, dem Herrn Apotheker zu erzählen, wie der Friedrich Borage vor sein Fenster gesetzt und was damit geschehen sey. Schicke Sie ihn zu mir, Jungfer Dorl, sagte der Apotheker, ich will ihm Blumen geben, er soll keine Borage mehr setzen.

Dorl erzählte sogleich bei ihrer Zurückkunft Friedrich, was der Apotheker versprochen, und kaum konnte

der Knabe erwarten, bis er „Bärendreck" holen durfte; denn ohne allen Vorwand hinzugehen, dazu war er zu schüchtern. Endlich, nach zwei Tagen ging er froh, zwei Kreuzer für „Bärendreck" in der Tasche nach Gemünden. Der Weg war lang, und seine angeborene Schüchternheit machte ihm tausend Gedanken, die ihn ängstigten. Er kannte wohl den Apotheker, weil alle Honoratioren der ganzen Gegend bei Kirchweihe und anderen Festlichkeiten oft zusammenkamen, allein er hatte immer zu vermeiden gesucht, mit Fremden reden zu müssen; nun fiel es ihm schwer auf's Herz, ganz allein in die Apotheke gehen, etwas verlangen und noch obendrein wegen der Blumen reden zu müssen. Fast wäre er wieder umgekehrt, doch schämte er sich und fürchtete zu Hause verspottet zu werden. Endlich war der Eintritt in die Apotheke geschehen, der „Bärendreck" glücklich gefordert; der freundliche Apotheker fragte nach dem kranken Schwesterchen, aber von den Blumen sagee er nichts. Da stand nun Friedrich fast schon in gänzlicher Hoffnungslosigkeit, unfähig, etwas von seinen Wünschen zu sagen, und doch sich nicht zum Fortgehen entschließen könnend. Der Apotheker hatte die Blumen vergessen und wußte nicht, warum der Knabe so betrübt stehen blieb. Solltest Du noch etwas haben, Friedrich? sagte er freundlich. Nein, aber die Dorl hat gesagt, Sie wollten so gut sein — stieß er hastig heraus und stockte. Ueber und über roth blickte er bald auf den Boden, bald auf die schönen blühenden Blumen an den Fenstern. Endlich fiel dem Apotheker sein Versprechen ein. Ei sieh, das hätte ich fast vergessen! warum sagst Du

denn nichts? Nun komm, jetzt sollst aber auch von den allerschönsten haben. Sogleich brach er ihm mehrere Zweige von verschiedenen Pelargonien ab und sagte ihm, wie er sie setzen und behandeln solle. Wenn schüchterne Personen einmal zutraulich gemacht oder durch etwas, das ihnen besonderes Interesse einflößt, aufgeregt sind, so können sie sprechen, wie andere, ja sie springen leicht in zu große Lebhaftigkeit über, weßhalb man von ihnen sagt: „sie haben es hinter den Ohren sitzen.“ So erging es auch Friedrich. Er fragte den Apotheker nun mit der größten Unbefangenheit über die Behandlung seiner Lieblinge, bis ihm einfiel, woran er noch gar nicht gedacht hatte, daß er keine Blumentöpfe habe, um die Stecklinge setzen zu können. Menschen, die in ihrer Kindheit alle ihre Wünsche befriedigt sahen, können gar nicht glauben, welche Kleinigkeiten Kinder armer Eltern oder solcher, die aus Grundsatz nicht jeden Wunsch erfüllen, oft nicht erlangen können, welche heiße Wünsche sie oft lange Zeit mit sich herum tragen, nach Dingen, von welchen jene glauben, es verstehe sich von selbst, daß man sie habe, oder die für ihre Wünsche zu gering sind. Aber eben deßhalb finden sie sich auch durch jede Kleinigkeit befriedigt und Alles erfreut sie, so daß sie reicher an Genüssen sind, als jene verwöhnten Kinder.

Friedrich sah sich plötzlich durch den Gedanken an die fehlenden Blumentöpfe in die tiefste Betrübniß versetzt, aber da er gegen den Apotheker schon ganz zutraulich war, so klagte er demselben ohne Weiteres seine Noth. Gleich neben mir wohnt ein Hafner, war

die Antwort, da bekommst Du für sechs Kreuzer so viel Du jetzt brauchst. — Ja, sechs Kreuzer, das ist viel Geld, ich habe zwar zu Hause zwei Kreuzer, aber ich brauche Federn, und der Vater kann uns nicht immer anschaffen; man braucht gar viele, wenn man viel schreibt. — Der Apotheker freute sich über den treuherzigen Knaben und holte ihm sechs kleine Blumentöpfchen, band sie zusammen, die Blumenzweige dazu und gab sie dem hocherfreuten Friedrich. Höchst vergnügt reichte er dem Apotheker die Hand und sagte den schönsten Dank. „Komm bald wieder und sage mir, ob die Pflanzen gedeihen," rief ihm dieser nach. Friedrich war bald fertig mit dem Setzen derselben und pflegte sie so gut, daß sie fast alle gediehen.

Seine größte Sorge war nun, wo er sie vor den Geschwistern sicher stellen könnte, daß es ihnen nicht gehe, wie der Borage. Nach einigen Wochen machte er sich auf den Weg zum Apotheker. Er hatte allerlei zu fragen und ging ganz beherzt, bis er des Hauses ansichtig wurde, wo ihm plötzlich einfiel, der Gehülfe könne statt des Herrn da seyn, welchen er gar nicht kenne und daß er nicht wisse, was er ihm sagen solle. Zu seiner großen Freude sah er den Apotheker unter der Thüre stehen und lief eilig, als zu einem alten Bekannten auf ihn zu. Da erzählte er denn seine Freuden und Leiden, die ihm die Blumen verursachten. Der Apotheker belehrte ihn weiter über die Blumenpflege und fand so großes Vergnügen an den Bemerkungen des Knaben, so wie an den Beobachtungen, welche derselbe seither an seinen Pflanzen ge-

macht hatte, daß er glaubte, es sey etwas mehr als bloße Liebhaberei für Blumen in ihm, und da er selbst ein Freund der Botanik war, freute er sich, in dem Knaben Anlagen für diese Wissenschaft zu finden. Er gab ihm nun ein Buch mit, welches die ersten Anfangsgründe der Botanik enthielt und machte ihm eine Aufgabe darin, die er, bis er wieder käme, lernen sollte. Von nun an hatten die Pflanzen einen ganz anderen Werth bei Friedrich; er sah sie alle in steter Beziehung auf sein Buch, von dem er sehr bald das meiste auswendig wußte. Alles Andere hatte keinen Werth mehr für ihn; er lernte nur für seinen gewöhnlichen Lehrer, was er mußte, gab sich mit seinen Geschwistern nicht mehr ab, sondern war nur immer in Sorge vor ihnen, sie möchten ihm etwas an seinen Herrlichkeiten verderben. So oft er konnte, ging er nach Gemünden. Der Apotheker lehrte ihn, die Pflanzen geschickt einlegen und trocknen und freute sich innig über die schnellen Fortschritte seines Schülers. Du mußt Apotheker werden, sagte er ihm; weil auf dem Lande der Apotheker die einzige Person ist, deren Geschäft auf Botanik Bezug hat. Wäre Friedrich in einer Stadt erzogen worden, so hätte man ihm wahrscheinlich gesagt, Du mußt Botaniker oder Kunstgärtner werden. Der Vater will, ich soll das Forstwesen erlernen, antwortete Friedrich dem Apotheker; ich habe aber gar keine Freude daran; die Thiere todtschießen mag ich nicht; und sehen, wie alt ein Baum ist, wie viel Holz er gibt und was er werth ist, finde ich gar langweilig.

Der Apotheker versprach dem Knaben, nächstens mit dem Vater zu sprechen und ihn für ihre Pläne zu stimmen, indessen solle er recht fleißig seyn, denn um Apotheker zu werden, müsse er noch gar viel lernen und nach Würzburg auf das Gymnasium gehen. Einstweilen brachte Friedrich seine freie Zeit bei dem Apotheker zu. Der Gehülfe hatte ihn unterdessen auch kennen gelernt und liebgewonnen. Da er gewohnt war, zu Hause überall zu helfen, so war er auch bald im Laboratorium zu allerlei zu gebrauchen. Er war bei allen Geschäften aufmerksam, überlegt und immer bedacht, dabei zu lernen. Der Apotheker hielt sein Wort, mit dem Förster zu sprechen, der aber durchaus nicht darauf eingehen wollte. Ich habe für sechs Kinder zu sorgen, wie kann ich an den einen so viel wenden, ihn noch mehrere Jahre in Würzburg studiren zu lassen? Und was ist am Ende ein Apotheker ohne Vermögen? Gehülfe sein Leben lang oder höchstens Provisor. Das sind die unglücklichsten Menschen, die nie selbstständig werden, nie eine Familie gründen können. Sie haben zu viel zum Sterben und zu wenig zum Leben.

So verging der Sommer. Im Herbste kam Frau Schmitt, die Tante der verstorbenen Försterin, von Würzburg zum Besuch, den sie in der Regel jährlich um diese Zeit im Forsthause abstattete. Sie pflegte in der Haushaltung nachzusehen, um sowohl den Förster als die Dorl aufmerksam zu machen auf das, was nöthig seyn möchte. Die Kinder und Dorl trugen der Großtante die Wünsche vor, welche sich des Jahres

durch gesammelt hatten, und deren Erfüllung durch den Förster sie bezweifelten, und baten um ihre Fürsprache, die nie ganz ohne Wirkung blieb. War etwas dem Vater zu kostspielig, so legte sie zu oder schaffte es selbst an. Da ihr Einkommen, als Wittwe eines Würzburger Bürgers von geringem Einkommen, gar nicht groß war, so brauchte sie für sich um so weniger und konnte deßhalb doch immer den Enkeln ihrer Schwester Freude machen. Außer diesen hatte sie keine Verwandte, an ihnen hing sie aber auch mit ganzer Seele. Daß der Förster seinen Kindern keine Stiefmutter gab, machte ihm die alte Tante außerordentlich geneigt, so wie sein ehrenhafter Charakter ihr wahre Achtung für ihn einflößte. Der Förster liebte sie, wie ein Sohn, und für das ganze Haus war ihre Anwesenheit immer eine Festzeit. Sie selbst hatte einen festen Charakter und ließ sich in ihren Ansichten nicht leicht irre machen. Sie war in ihrem sechzigsten Jahre noch eine stattliche Frau, groß mit regelmäßigen stark ausgeprägten Gesichtszügen. Ihre Kleidung trug sie noch wie vor dreißig Jahren und ähnelte darin weit mehr unserer jetzigen Mode, als der damaligen, an die sie sich nie gewöhnen konnte. Die kurzen Taillen und anliegenden Röcke erschienen ihr nicht blos häßlich, sondern selbst unanständig.

An die Großtante wandte sich nun Friedrich, der immer zu alten Leuten mehr Zutrauen, als zu jungen hatte, und auf Frau Schmitt ein ganz besonderes Vertrauen setzte, um ihr seine Wünsche in Beziehung auf seine Standeswahl und den Widerstand des Vaters

mitzutheilen. Die Großtante war anfänglich ganz der Meinung des Försters; als sie jedoch sah, wie fest die Neigung Friedrichs für den Apothekerstand, wie groß seine Abneigung gegen das Forstwesen war, so versprach sie, die Sache zu überlegen. Einstweilen sollte er Gott um Erleuchtung bitten. Friedrich lief nach dem nahen Kloster Schönau, das zwar, wie alle in der Umgegend, aufgehoben war, aber in der Kirche noch das viel verehrte Wallfahrtsbild bewahrte. Vor diesem betete er nun zu Gott und der heiligen Mutter Gottes so eifrig als er nur konnte und ging dann in der sicheren Hoffnung auf einen guten Erfolg nach Hause. Einige Tage später fand die Tante Gelegenheit, mit dem Förster allein darüber zu sprechen. Er selbst hatte dieselbe herbeigeführt, denn er wünschte den Rath der erfahrenen Frau in dieser ihm viel Sorge machenden Sache. Frau Schmitt erbot sich, Friedrich unentgeltlich aufzunehmen während der Jahre, in welchen er das Gymnasium besuchen müßte, glaubte auch, er werde ein Stipendium erhalten, vom Schulgelde sey er als arm ohnehin frei; auf diese Art werde der Förster nicht so viele Kosten haben. Was aber dann, wenn er auf dem Gymnasium fertig ist? wandte derselbe ein. Und kann ich Lehrgeld für ihn zahlen? Und wenn er wirklich als Apotheker absolvirt ist, so muß er ja ewig Gehülfe bleiben. — Man muß nicht so weit hinaus sorgen, meinte Frau Schmitt, der liebe Gott wird auch das Seinige thuen. Sie sehen einmal, Herr Vetter, daß der Bube für nichts Anderes Sinn hat. Gezwungenheit ist Gott leid!

So wußte sie nach und nach die Gründe des Försters, wenn auch nicht gerade alle, zu widerlegen, doch zu schwächen, daß er endlich einwilligte und dankbar ihr Anerbieten ergriff. Wer war nun glücklicher als Friedrich! Gerne wäre er sogleich mit der Großtante abgereist, allein er brauchte Weißzeug, das die Dorl erst besorgen mußte und konnte auch den Winter über noch mit dem Unterrichte des Schullehrers ausreichen. Sein Eintritt in Würzburg wurde demnach auf Ostern festgesetzt. Friedrich konnte kaum die Zeit erwarten; es war ihm wie dem Vögelchen, dem es zu enge im Neste wird. Zum Botanisiren war die Jahreszeit nicht, nach Gemünden gehen konnte er bei den kurzen Tagen und dem oft sehr üblen Wetter auch nicht so oft, wie im Sommer; in der Schlafkammer war er immer in Sorgen, die Brüder möchten ihm etwas herabwerfen oder verderben, und diese klagten hinwieder, daß er zu viel Raum für seine Sachen verlange. Mit der Blumenzucht wollte es im Winter auch gar nicht gehen, die Kammer war zu kalt, das Wohnzimmer zu warm; mit größtem Leide sah er eine Pflanze um die andere hinsterben. Die Försterkinder waren zwar alle gutmüthig, aber Friedrich war so ganz verschieden von dem leichtblütigen, muthwilligen Franz, wie von dem jüngeren gar guten, aber trägen Anton, daß er sich weder an den einen noch an den anderen anschließen konnte. Die kleinen Mädchen kamen ihm gar zu täppisch vor; gar oft hatte das Eine oder Andere irgend etwas an seinen Kostbarkeiten, deren

Werth freilich nur er zu schätzen wußte, zu seinen Spielen verbraucht oder weggeworfen.

Dazu kam noch, daß im Winter nur ein Zimmer geheizt, des Abends nur ein Licht gebrannt wurde. Hier mußten die Unterrichtsstunden gehalten werden, während die Kleinen sich spielend im Zimmer herumtrieben. Um das einzige Licht gruppirten sich die Knaben, ihre Aufgaben zu machen, was jeder laut that; Franz übte sich dabei häufig auf der Geige, während Dorls Spinnrad dazwischen schnurrte. Auf dem zwar großen Tische hatte er für seine Pflanzen und verschiedenen Bücher nicht Platz genug, weil die Brüder auch Bücher und Schriften vor sich hatten und jeder nahe beim Licht seyn wollte. Da der Förster allzeit drei Jagdhunde hielt, so war immer einer, oft auch zwei zu Hause. Er hatte unter den großen Kachelofen ein Brett mit spitzigen Zapfen machen lassen, um die Hunde zu verhindern sich an die Hitze zu legen, weßhalb sie vor dem Ofen den spielenden Mädchen im Wege lagen, die deßhalb oft in ihrer Unachtsamkeit über sie fielen oder sie traten, wodurch auf beiden Seiten Geschrei entstand. All dieses wurde Friedrich, der sich leidenschaftlich mit seinem Studium beschäftigte, immer lästiger. Wenn der Förster früh nach Hause kam, so ging es freilich ruhiger, doch für Friedrich nicht angenehmer zu. Hatte der Vater zu schreiben, so geschah es auf demselben Zimmer und die Kinder mußten ruhig seyn. Die an lautes Lernen gewöhnten Knaben behielten, wenn sie leise lernen mußten, nichts im Gedächtniß. Hatte der Förster zu Hause nichts zu

thuen, so mußte Franz um so mehr geigen und Anton, der noch kein Instrument lernte, auch wenig Lust dazu zeigte, mußte singen, zur Qual für Friedrichs Ohren. Manchmal machte auch der Förster die Spiele der kleinen Mädchen mit und öfters kamen am Abend bekannte Jäger, die im Vorbeigehen einsprachen oder auch über Nacht blieben. Dann war für die Kinder unbedingtes Stillschweigen geboten. Hie und da gab es einen Zwischenfall durch die von den Gästen in's Zimmer mitgebrachten Hunde, gegen welche die einheimischen ihr Hausrecht wahren wollten, während diese an der Seite ihres Herrn am rechten Platze zu seyn glaubten und denselben aus allen Kräften vertheidigten.

Sehnsüchtig erwartete Friedrich den Tag seiner Abreise. Es wurde bestimmt, daß er mit dem Marktschiffchen fahren solle, das wöchentlich zweimal von Gemünden nach Würzburg fuhr und Alle mitnahm, die etwas dahin auf den Markt zu bringen, oder andere Geschäfte in der Stadt hatten; weßhalb der Förster sicher wäre, einen Bekannten auf denselben zu finden, dem er seinen Sohn für die Fahrt empfehlen konnte. Der erwartete Tag kam; aber schon am Abende zuvor ward es Friedrich gar wehmüthig, als Dorl seine Habseligkeiten zusammenpackte und jedes der Geschwister im Gefühle des Abschiedes irgend etwas von dem Seinigen brachte, um dem Scheidenden noch etwas geben zu können. Seit der Mutter Tod war es das erste Mal, daß ein Glied die Familie verließ. Der Förster kam früh nach Hause, fragte nach Allem, ob

nichts vergessen, und war wie die Uebrigen niederge=schlagen.

Gerne wäre Friedrich dageblieben, hätte im Frieden mit den Geschwistern gelebt, ja, er dachte selbst, es wäre doch vielleicht besser gewesen, wenn er des Vaters Wunsch erfüllt hätte und Förster geworden wäre, dann hätte er doch im Hause bleiben können. Still und trüb verstrich so der Abend und unter Thränen schlief Friedrich ein. Dorl weckte ihn bei Tagesanbruch, denn das Schifflein kam schon früh am Försterhause vorüber. Vater und Söhne standen auf, die Mädchen ließ man schlafen. Erstere frühstückten zusammen, dann warteten sie am Fenster, bis Franz zuerst von weitem das Segel des Schiffleins sah. Nun gings hinab an das Ufer. Dorl reichte weinend Friedrich die Hand, der vor Schluchzen nicht reden konnte, sie verließ das Haus nicht. Des Försters Nachen führte ihn und die Knaben an das Marktschiff, da kam auch Caro nachgeschwommen, als wolle er Abschied nehmen. Es gab viele Thränen bei den Kindern, alle Streitigkeiten, alle Neckereien waren vergessen. Einem bekannten Bürger von Gemünden empfahl der Förster seinen Sohn, ermahnte diesen nochmals, brav zu seyn, der Großtante zu folgen und fleißig zu lernen und fuhr dann mit den zwei übrigen Knaben nach seiner Wohnung zurück.

Da saß nun Friedrich, sich gänzlich verlassen fühlend, unten im Schiffe, weinend und zugleich sich seiner Thränen schämend. Nachdem ihn der Bäcker, dem er empfohlen war, sich hatte ausweinen lassen, sprach

er ihm Muth ein, nahm ihn mit auf's Verdeck und machte ihn auf die Gegend, die sie durchfuhren, aufmerksam. Sie hatten schon Wernfeld passirt und somit war für Friedrich Alles neu, denn über Wernfeld hinauf war er früher nicht gekommen. Angeregt durch Alles, was er Neues sah, vergaß er bald seinen Abschied. Der Bäcker machte ihn auf alle Ortschaften, die man vom Schiffe aus sehen konnte, aufmerksam und da Friedrich diesen Mann schon früher gekannt hatte, ward er bald zutraulich und begann zu fragen, was er gern wissen wollte. So kamen sie an dem freundlichen Städtchen Karlstadt mit der zerfallenen Karlsburg vorbei, Friedrich war nun gar munter geworden. Das Fahren auf dem Wasser, das ihm zwar nicht fremd war, da die Kinder oft in ihrem Nachen selbst fuhren, aber dieses Fahren auf einem großen Schiffe mit Verdeck und mit vorgespannten Pferden, ergötzte ihn ungemein; denn oft schon hatte er sich darnach gesehnt, mitzufahren, wenn er solche Schiffe am Hause vorüberfahren sah. Dazu kam noch der unaufhörliche Wechsel der Landschaft, da der Main sich bald rechts bald links um einen der waldigen Berge windet, wodurch immer neue Ansichten der schönen Gegend zum Vorschein kamen. Das Treiben der Reisenden auf dem Schiffe kümmerte ihn nicht; er hielt sich möglichst fern von ihnen.

In Retzbach wurde angehalten, das Mittagsmahl einzunehmen. Der Bäcker lud Friedrich ein, mit ihm in das Städtchen zu gehen, um im „Koppen" zu essen. Der schüchterne Knabe fürchtete sich jedoch vor dem

Wirthshause und nahm deßhalb lieber das Anerbieten des Schiffers, mit ihm „Klöße" zu essen, an, obgleich ihm davor grauste, weil er gesehen hatte, daß das Wasser dazu aus dem Flusse geschöpft worden war.

Als das Schiff Würzburg näher kam, hatte Friedrich alle möglichen Sorgen und Aengsten. Wie er den Weg finden würde in der großen Stadt, die er zum ersten Male sah? Wenn die Großtante nicht zu Hause wäre, was dann? Würde ihm der Schiffmann auch sagen, was er für das Mittagessen schuldig wäre? Derartige Gedanken verbitterten dem blöden Jungen die letzte Viertelstunde auf dem Schiffe, daß er nicht mehr auf die Gegend, sondern vor sich hin in das Wasser sah, bis er den Ausruf hörte: Da ist die Stadt! Erschrocken sah er auf und erblickte mit Staunen die vielen Thürme und die schöne schlanke Mainbrücke, die sich vor ihm zeigten. Seitwärts fesselte die Festung seine Blicke und neben ihr die freundliche Kapelle auf dem Nikolausberge, „Käpelle" genannt, der Stolz und die Freude der Würzburger. So sehr ihn dieser Anblick überraschte, so war er doch nicht geeignet, ihm seine Angst zu nehmen, im Gegentheile, das Großartige der Ansicht erfüllte ihn noch mehr mit Furcht.

Der Stoß, welchen das Anhalten des Schiffes verursachte, ging ihm wahrhaft durch's Herz; trostlos sah er nach dem nahen, dunklen Schwanenthore, in das er zu unbekannten Gefahren eingehen sollte; aber grade von daher kam ihm der beste Trost; er sah die weiße Haube mit dem Rosabande und die glanzkattunene

Jacke der Großtante, die aus dem Thore kam. Nun nahm er leichten Herzens sein Bündel auf, das er nach Dorls Anweisung während der ganzen Fahrt nicht aus den Augen gelassen hatte, und eilte der alten Frau froh entgegen.

Nach freundlicher Begrüßung stieg dieselbe auf das Schiff, erkundigte sich bei dem Schiffer, wie Friedrich sich aufgeführt und was er noch zu zahlen habe, und nachdem beides zu gegenseitiger Zufriedenheit abgemacht war, führte sie ihren neuen Hausgenossen in die Stadt. Aengstlich schmiegte sich dieser an die Großtante an und hatte fortwährend zu thuen, sein Käppchen abzunehmen, weil er glaubte, auch hier müsse er, wie ihm als Kind auf dem Lande eingeprägt worden war, allen älteren Leuten ein Compliment machen, bis die Großtante ihn hierüber belehrte. Doch zuckte er immer noch einige Male mit der Hand, wenn ein glänzender Offizier oder eine stattliche Dame vorüber kam; er fand es sehr unhöflich, solchen Leuten kein Compliment zu machen.

Die Großtante führte ihn durch verschiedene enge Straßen bis zu einer der engsten, der Franciscanergasse, wo sie wohnte. „Siehe Dir das Haus gleich recht an, daß Du es wiederkennst, wenn Du von einem Ausgange zurückkommst. Die Landkinder finden sich gewöhnlich gar zu schlecht zurecht in der Stadt," belehrte ihn die Großtante. Friedrich war ganz verwirrt geworden durch die vielen Menschen, die herrlichen Waaren an den Ladenfenstern, die Soldaten und was er Alles auf dem Wege gesehen hatte, so daß er froh war, als er in das ruhige Haus eintrat.

Putze Deine Füße sauber ab, ehe Du in's Zimmer trittst, bedeutete die Tante den Ankömmling; in der Stadt sind die Fußböden reinlicher als auf dem Lande, da mußt Du Dich gewöhnen, sie rein zu halten. Fast hatte Friedrich gar nicht gewagt, mit seinen Stiefeln in's Zimmer zu treten, als die Thüre aufging und er den schönen, weißen Fußboden sah; er scharrte so lange auf der Strohdecke, bis die Großtante ihn eintreten hieß, wo er dann aus Respect vor den blankgebohnten altmodischen Möbeln sein Bündel mit der Kappe auf den Boden in eine Ecke des Zimmers legte. Nimm Deine Sachen gleich mit auf Dein Zimmer, daß Du Dich gewöhnst, nichts herumfahren zu lassen. Bei diesen Worten führte ihn die Großtante durch ein Nebenzimmer in das seinige. Ein kleiner Tisch stand hier in der Fensternische, ein Stuhl streckte sich unter denselben, während ein zweiter dem Bette gegenüber seinen Platz hatte; neben diesem war ein Zapfenbrett an der Wand befestigt, woran ein ausgedienter, reinlich gewaschener Rock der alten Frau als Vorhang galt. Das war die ganze Einrichtung. „Nun hänge gleich Deine Kleider an das Zapfenbrett und mache stets den Vorhang gut darüber, daß sie nicht staubig werden, ich hole Dir unterdessen ein „Vesperstück."

Friedrich sah sich wie ein König in seinem neuen Reiche um, in welchem ihm nichts zu fehlen schien, da er es allein beherrschen durfte. Er wollte sich nun auch mit der Aussicht bekannt machen, aber, o weh! hier überfiel es ihn mit Bangigkeit! die Straße war so eng, daß er ohne das Fenster zu öffnen, nicht auf

dieselbe hinabsehen konnte und das Haus gegenüber so nahe, daß es ihm schien, als habe die Nachbarschaft Theil an seinem Zimmer, denn von dem einen Hause zum anderen hörte und sah man über die Straße hinüber Alles, was darin vorging. Der arme Knabe, dessen elterliches Haus auf eine Viertelstunde von allen Seiten freistand, blickte zum Himmel hinauf, konnte aber nur einen schmalen Strich davon gewahren, denn auf beiden Seiten der Straße waren die oberen Stockwerke über die unteren immer um einen Fuß vorgebaut, wodurch die Häuser oben fast zusammen stießen. Betrübt trat er in's Zimmer zurück; es kam ihm recht finster vor und eine Art Heimweh beschlich ihn.

Die Großtante brachte ein ausgesuchtes Abendbrod, um ihn einzugewöhuen, wodurch Friedrich wieder einigermaßen mit dem Mangel freier Aussicht versöhnt ward, er suchte sich selbst zu trösten, indem er sich vorstellte, daß er in diesem Zimmer doch nur sey, um zu lernen oder zu schlafen; daß er ja nur ausgehen dürfe, um den Main und die Berge zu sehen. Noch denselben Abend machte Frau Schmitt ihren Großneffen mit den Räumlichkeiten ihres Hauses bekannt, wo noch die Geräthe ihrer Aussteuer standen, wie sie vor vierzig Jahren hingestellt worden waren. Alles war glänzend rein und so wohl erhalten, daß es für neu gegolten hätte, wären nicht die ausgeschweiften Formen und verschnörkelten Zierrathen zu abstechend gewesen gegen die kahlen scharfkantigen Geräthe der damaligen Zeit. Besonders reich ausgestattet war das „Staatszimmer“ mit Porzellanfigürchen, Porzellange-

schirren in Formen von Pflanzen und Thieren, die ihre Bestimmung schwer errathen ließen, und dergleichen Spielereien des vorigen Jahrhundertes. Dieses Zimmer betrat Friedrich mit einer Art Ehrfurcht; und fast hätte dessen Herrlichkeit ihm das Zutrauen zur Großtante benommen vor übergroßem Respect, den sie ihm durch dieselbe einflößte. Auch in die Küche ward er eingeführt, die so finster war, daß die alte Frau schon beim Mittagskochen ein Licht anzünden mußte.

Der erste Abend verging für Friedrich schnell. Um sieben Uhr war das Nachtessen bereit, nach demselben wies ihn die Großtante an, ihre und seine Schuhe zu putzen. Um neun Uhr sagte sie ihm, jetzt sey es Zeit in's Bette zu gehen. So wie heute wird es jeden Tag bei mir gehalten; Ordnung ist die Hauptsache in der Haushaltung. Vergiß Dein Nachtgebet nicht! Danke dabei Gott für Deine glückliche Reise. Morgen früh um fünf Uhr läuten alle Kirchen und Kapellen den „Engel des Herrn;" das wirst Du hören und sogleich aufstehen, Dich schnell anziehen, reinlich kämmen und waschen und Dein Morgengebet verrichten; darnach kömmst Du zu mir in die Küche, wo ich Dir das Weitere sagen werde. Es war gut, daß Friedrich von Hause gewöhnt war, ohne Licht zu Bette zu gehen, denn die Tante bot ihm keins an. Sein Zimmerchen war indessen ganz leidlich erleuchtet durch den Schein aus dem Nachbarhause, wodurch ihm dessen Nähe etwas unangenehm erschien.

Bei dem Geläute der ersten Glocke am anderen

Morgen um fünf Uhr erwachte Friedrich; gleich fiel eine zweite, dann eine dritte Glocke ein, bis sie in vollem Chore die Menschwerdung unseres Herrn den erwachenden Christen verkündeten. Friedrich freute sich innig des schönen Geläutes. Er betete recht andächtig während desselben und eilte, um zur rechten Zeit zur Tante zu kommen. Sie war schon mit der Bereitung ihres Kaffees beschäftigt. Nimm dieses Körbchen, sagte sie zu Friedrich, und hole bei dem Bäcker in der Plattnersgasse für mich ein Mundbrod und für Dich einen Dickweck; hier ist ein Groschen, da bekömmst Du einen Kreuzer zurück.

Ich weiß nicht, wo die Plattnersgasse und der Bäcker sind, sagte schüchtern Friedrich.

Du hast Recht, antwortete die Großtante, ich dachte nicht daran, daß Du noch fremd hier bist. Du gehst unsre Straße durch, dann rechts, gleich darauf die Straße links ist die Plattnersgasse. Den Bäcker darin siehst Du.

Friedrich wagte keinen Einwurf mehr, obschon er noch nicht wußte, wie er den Bäcker sehen sollte. Er ging und war froh, daß die Straßen noch so leer waren, daß er die Plattnergasse so leicht fand und daß in dieser der Bäckerladen so weit vorstand und so hoch mit Backwaaren belegt war, daß er ihn schon von weitem erblickte. Nun kam er aber in neue Verlegenheit, bei dem Laden stand Niemand, er wußte nicht, was ein Mundbrod, noch was ein Dickweck wäre, noch wie er seinen Groschen anbringen und einen Kreuzer zurück erhalten sollte, da er nicht den Muth hatte,

in das fremde Haus zu gehen. Zum Glück lag ein großer Stein neben dem Laden, wahrscheinlich, weil noch mehr kleine Kinder dahin kamen, auf diesen stieg er, um sich einmal die vielen Wecke anzusehen; da kam augenblicklich die Bäckerin an das Fenster und fragte freundlich, was er wolle. Froh, als hätte er eine tapfere That vollbracht, sprang er dann mit seinen Wecken und seinem Kreuzer nach Hause. Die Großtante trank Kaffee, Friedrich bekam Milch, weil man damals denselben noch schädlich für Kinder glaubte. Die Stadtmilch wird Dir nicht schmecken, sagte sie ihm, auf dem Lande bekömmt man bessere. Ich weiß nicht, war die Antwort, wir haben zu Hause Obst und Brod bekommen, wir hatten so viel Obst aus dem Garten.

Das ist recht gesund, das sollst Du auch bei mir haben, wenn es wieder frisches gibt.

Nach dem Frühstücke ward Friedrich angewiesen, sein Bette zu machen und sein Zimmer zu kehren und in Ordnung zu bringen und hierauf seine Kleider zu reinigen, mit dem Beisatze, daß dieses jeden Morgen zu geschehen habe. Die Tante freute sich, daß Friedrich so anstellig zu all diesen Geschäften war. Frau Schmitt hatte nie ein Dienstmädchen gehalten und dachte jetzt um so weniger daran, da durch Friedrich die Arbeitskräfte vermehrt wurden. Sie hielt ihn nicht blos an, sein eigener Diener zu seyn, sondern sie fand es ganz billig, ihm alle Arbeit aufzulegen, die ihr in ihrem Alter zu schwer wurde, und Friedrich dachte gar nicht anders. Er suchte die Großtante zu erleichtern,

so viel er nur konnte, um ihr in etwas die große Wohlthat zu vergelten, daß sie ihm es möglich machte, Apotheker zu werden.

Nachdem seine Kleider gereinigt waren, sagte die Großtante: Da Du heute noch keine Schule hast, so gehen wir auf das Käpelle. Nimm hier das Büchlein, daß Du die Stationen beten kannst. Schnell war Friedrich bereit. Wie freute er sich, als ihr Weg sie über die Brücke führte, den Main zu sehen; schien es ihm doch so lange, daß er ihn entbehrt hatte, den er sonst stündlich vor Augen gehabt. Die Brücke selbst, mit ihren colossalen Statuen, im Style der kleinen Porzellanfigürchen in dem Staatszimmer der Großtante, gefiel ihm ungemein; er dachte, recht oft dahin zu gehen, um sich die mangelnde Aussicht vom Hause zu ersetzen. So kamen sie vor die Stadt hinaus den Hügel zur Kapelle hinan bis zur ersten mit Plantanen besetzten Terrasse, wo drei kleine Kapellen, die ersten Stationen des Leidensweges unseres Heilandes mit halb lebensgroßen Figuren in Stein gehauen enthalten. Vor jeder Station knieten die beiden nieder und beteten die dahin bezüglichen Gebete, um dann auf den schönen breiten Steintreppen zur zweiten Terrasse mit weiteren Stationen und so von einer zur anderen bis auf die Höhe zu gelangen, wo die Wallfahrtskapelle steht. Das fromme Herz Friedrichs war ungemein gerührt. So schöne Heiligenbilder hatte er noch nie gesehen; er hatte sich dabei das Leiden des Erlösers viel besser vorstellen können; dazu der schöne Weg unter den Platanen, er wußte gar nicht, wie er so leicht den

Berg hinauf gekommen war. „Friedrich, sagte ihm die Großtante ernst, diese Kapelle ist der heiligen Jungfrau geweiht, der Patronin von Kranken; viele Menschen von nah und fern wallfahrten hierher und flehen die Gottesmutter um ihre Fürbitte an, und wer in der Stadt einen Kummer, ein Anliegen hat, der geht auf das Käpelle! Du bist nun zum ersten Male aus dem väterlichen Hause, sollst Dich hier zu einem Berufe vorbereiten und von der Art und Weise, wie Du das thuest, hängt Dein ganzes Glück ab für dieses Leben und wohl auch für das zukünftige. Gehe jetzt in die Kapelle, bitte die liebe Mutter Gottes, daß sie Deine Mutter sey, daß sie Dich stets in ihren Schutz nehme, so lange Du hier seyn wirst, daß sie Dich behüte vor jeder Ausartung, damit Du einst nicht schlimmer von hier weggehst, als Du gekommen bist; denn das Böse steckt in uns von Jugend auf und Gelegenheit es auszuüben findet sich hier nur zu viele. Bitte sie ferner, daß sie Dir von ihrem göttlichen Sohne alle Gnaden erlange, die Du nöthig hast, um tüchtig in Deinem Berufe zu werden, damit Du nicht einstens unwissend herumgehst und unserem Herrn und Gott die Tage abstiehlst. Dann empfiehl Deinen Vater, Deine Geschwister und die alte Dorl in den Schutz der Mutter Gottes und bete auch für Deine Großtante, um die Gnade, Dich so zu erziehen, daß sie einstens bei der Rechenschaft, die sie darüber geben muß, vor dem unbestechlichen Richter bestehen könne."

Bis zu Thränen gerührt betrat Friedrich die Kapelle; die Tante führte ihn zu dem Muttergottesal-

tare in der Seitenkapelle. Die langen rothen Fenster-Vorhänge waren herabgelassen; vor dem verehrten Bilde der schmerzhaften Mutter flackerten die zitternden Flämmchen einer Menge kleiner Kerzen, die sich freudig zu verzehren schienen zur Ehre der Hochgebenedeiten. Das Halbdunkel des heiligen Ortes, der Schmuck der Kapelle und die flammenden Kerzen stimmten Friedrich noch mehr zur Andacht; inbrünstig betete er während der heiligen Messe, die bald nach dem Eintritte der beiden begann, wie es ihm die Tante angegeben, indem er noch hinzufügte, Gott möge derselben vergelten, was sie für ihn thue.

Dieser Gang zur Gnadenkapelle machte einen solchen Eindruck auf den Knaben, daß er später nie etwas unternahm, ohne sich Gott oder der heiligen Jungfrau zu empfehlen; bei jedem Wechsel des Ortes, bei jeder irgend wichtigen Gelegenheit wandte er sich an den Himmel und die Folge zeigte, daß es nicht vergeblich war.

Nach der heiligen Messe führte Frau Schmitt ihren Schützling an die Brustwehr vor der Kapelle, wo man die ganze Gegend übersieht. O, wie schön ist es hier! rief er aus, wie schön liegt die Stadt mit den vielen Kirchen und Thürmen, wie in einem Garten, und dazwischen der liebe Main. Nicht wahr, Frau Großtante, ich darf recht oft auf die Kapelle gehen? — Wenn Du brav bist, darfst Du mich alle Woche begleiten. Einen Tag gehe ich immer herauf.

Freudig und zugleich feierlich gestimmt kam Friedrich mit der Tante nach Hause. Sie setzte sich kurze

Zeit, um auszuruhen, in den großen mit Leder überzogenen Lehnstuhl, dann sagte sie zu Friedrich: Nimm den großen Korb aus der Garderobe, daß wir auf den Markt gehen. Friedrich gehorchte; aber so bereit er war, im Hause alle möglichen Geschäfte zu verrichten, so kam es ihm doch fast unmöglich vor, mit dem großen Korbe auf den Markt zu gehen; hatte doch zu Hause nie Jemand anderes als die Dorl einen solchen Korb getragen. Indessen wagte er um so weniger, etwas dagegen zu sagen, als er erst in der Kapelle die besten Vorsätze gefaßt hatte, der Großtante gefällig zu seyn. So trat er denn schüchtern mit dem Korbe neben der Tante auf die Straße und sah sich verlegen um, ob Jemand über ihn lache; als er aber bemerkte, daß sich Niemand um ihn kümmerte, ging er schon sicherer einher. Wie staunte er auf dem Markte über die Menge der hier aufgestellten Lebensmittel, er begriff gar nicht, wie dieß blos in einer Stadt verzehrt werden könne; ganze Reihen des schönsten Obstes, nach dem ihm besonders gelüstete; aber die Tante kaufte keines, weil es ihr zu theuer schien. Gerne hätte er sich an der lange Reihe von Geflügel aufgehalten, allein er mußte der Tante folgen und hatte genug zu thuen, sie nicht zu verlieren in dem Gedränge, zumal der große Korb ihm am Durchwinden sehr hinderlich war. Bei dem schönen Marktbrunnen waren allerlei Vögel in Käfigen aufgestellt und sogar auch ein Eichhörnchen; hier konnte er sich nicht enthalten zu rufen: Frau Großtante, sehen Sie nur, sehen Sie! Gutwillig blieb dieselbe einige Minuten

stehen, um ihm die Freude zu lassen, die Thiere anzusehen, dann ging es wieder weiter im Gedränge. Zu den Vögeln will ich oft gehen, sagte Friedrich bei sich selbst. Der Korb war nun mit Gemüse angefüllt, Friedrich hatte die größte Mühe, ihn durch das Gedränge zu zwängen; nun führte ihn die Tante zu einer freien Stelle; welche Freude! hier standen ganze Reihen der schönsten Blumen zum Verkaufe. Laß mir Deinen Korb da und gehe diese Reihe durch, ich will hier warten, bis Du zurückkommst, sagte die Tante, ihm gerne den schönen Anblick gönnend. So viel schöne Blumen hatte der Knabe noch nie beisammen gesehen. Wie gerne hätte er auch das kleinste Stückchen gekauft, aber er wußte, daß das Geld, das der Vater ihm mitgegeben, wohl kaum für seine nöthigen Schulbücher reichte. Was schadet's, sagte er sich, wenn ich auch hier keinen Garten und keine Blumen habe, ich kann ja immer hierher gehen und mich hier freuen, ob sie mir gehören oder nicht. Er mußte sich losreißen, um die Tante nicht zu lange warten zu lassen.

Kaum war er mit ihr zu Hause, so kam ein Schneider von Höchberg, den die Tante auf dem Markte getroffen und bestellt hatte, um aus einem alten Anzuge des Försters für Friedrich einen neuen machen zu lassen. Sie wählte den Landschneider, weil er billiger arbeitete, als jene in der Stadt, und weil sie ihn als einen Mann von Redlichkeit kannte; von seiner Geschicklichkeit war ihr freilich nichts bekannt. In acht Tagen sollte das Gewand fertig seyn.

Nachmittags zog die Tante ihr schillertafftenes

Kleid an, setzte ihre altmodische Spitzenhaube auf; Friedrich mußte seine Kleider frisch ausbürsten und nun ging es zu dem Herrn Studienrector, den neuen Schüler anzumelden. Das verursachte Friedrich starkes Herzklopfen. Der Herr Rector war jedoch freundlich, fragte nach seinen Kenntnissen und entließ ihn mit den Worten: Komme Er bis Montag in die Lateinschule, dort wird wohl sein Platz seyn. Damals nämlich wurden die Schüler der untern Klassen noch mit Er angeredet.

Am Sonntag nahm die Tante Friedrich mit zu dem Gottesdienst im Dom. Welche Ehrfurcht überfiel ihn hier in diesem großartigen Gebäude. Dann die schöne Predigt, hierauf das feierliche Pontifikalamt; er war ganz hingerissen von Freude und Andacht. Sie zeigte ihm nachher noch einige Kirchen und Friedrich glaubte, es könne keine schönere und größere Stadt auf der Welt geben. Auch zu dem Schulgebäude führte sie ihn, damit er morgen den Weg dahin finde; die größte Sorge blieb ihm jedoch, nicht zu wissen in welches Zimmer er müsse, in dem weitschichtigen Gebäude. Dies war am Morgen sein erster Gedanke, seine erste Sorge, allein er sah ein, daß es nicht zu ändern war. So ging er denn gegen sieben Uhr in das verhängnißvolle Gebäude, unschlüssig, was er anfangen sollte. Ein Mann stand in dem ersten Gang mit einer Hasselnußgerte. Das ist gewiß der Pedell, dachte Friedrich und blieb vor Angst stehen. Wo willst Du denn hin, Kleiner? redete dieser ihn freundlich an. — In die Lateinschule, gab der Knabe

zitternd zur Antwort — Komm mit, ich will sie Dir zeigen. Du bist gewiß erst ganz neu hieher gekommen, fügte er bei. — Ja, erst vorgestern. — Da nimm Dich vor den bösen Buben in Acht, die fallen über solch einen Neuling her, wie die Hennen über ein krankes Hühnchen.

Eine Thüre ging auf und Friedrich stand in der Schule, wo wohl schon mehrere Schüler, aber noch nicht der Lehrer war. Wie wenn ein fremder Hund in eine Gasse kommt, wo alle inwohnenden Hunde herbeilaufen, den Neuangekommenen von allen Seiten betrachten, ihn beschnuppern, dann knurren, boshaft mit dem Schwanze zittern und endlich über das Opfer herfallen: so kamen die Knaben herbei und umstellten den schüchternen Friedrich, der durch die Warnung des Pedells noch mehr geängstigt war. Jeder stellte eine andere Frage an ihn, jeder wußte etwas an ihm auszusetzen, der eine zupfte ihm am Haare, der andere am Kleide; Friedrich wußte sich nicht zu helfen, bis zu seiner Erlösung der Lehrer eintrat. Es ward ihm von diesem sein Platz angewiesen und die Schule begann.

Friedrich hatte von Natur keine schnelle und keine vielseitige Auffassungsgabe, dagegen war er äußerst aufmerksam und gab mit ganzer Seele sich dem hin, womit er eben beschäftigt war. Hier zeigte er dann eine große Beobachtungsgabe; er durchdrang den Gegenstand seiner Forschung bis in dessen tiefsten Eigenthümlichkeiten; dabei hatte er ein gutes Gedächtniß

und für das, was ihn interessirte, einen ausdauernden Fleiß.

Sobald der Lehrer sprach, hörte und sah er nichts mehr von den Sticheleien seiner Mitschüler, die sie freilich nun nur ganz verstohlen anbringen konnten. In einigen Tagen betrachteten sie ihn nicht mehr als fremd und ließen ihn in Ruhe.

So verlief die Woche zu Friedrichs Zufriedenheit; nur hatte er sich darin getäuscht, daß er glaubte, nach Belieben auf die Brücke, den Markt oder gar botanisiren gehen zu können, denn nach Verrichtung der häuslichen Geschäfte blieb ihm gar wenig Zeit für seine Schulaufgaben, die er nicht auf den Abend verschieben durfte, da es Punkt neun Uhr hieß: In's Bette! mochte er fertig seyn oder nicht. Sein Zimmerchen war ihm lieb geworden, trotz dem Mangel an Aussicht; von der nahen Nachbarschaft hatte er noch Niemand am Fenster gesehen; er konnte so gut seine Aufgaben hier lernen, wo ihn weder die Brüder, noch das Spinnrad, die Hunde oder Besuch störten. Am Samstage brachte der Schneider die Kleidung. Als ehrlicher Mann hatte er sich allerdings bewiesen, denn der Anzug war noch so groß, daß man den armen Knaben zweimal hätte hineinstecken können. Er zog die Beinkleider bis zu den Armen hinauf, aber immer noch gingen die weiten Beine über die Schuhe hinab; die Rockärmel bedeckten die Hände und die Schöße reichten bis auf die Knöchel. Die Tante hatte freilich dem Schneider anbefohlen, ja nicht zu viel wegzuschneiden, da der Knabe im Wachsen sey, allein nun

meinte sie doch, die Beinkleider seyen etwas zu lang. Der Meister gab den Rath, sie umzuschlagen, wodurch leicht geholfen wäre; der Musje Friedrich werde bald so viel gewachsen seyn. Was den Jungen vollends lächerlich aussehen machte, war, daß Rock, Weste, Hosen, sogar die Kappe, von des Vaters Uniform, Alles einerlei Grün und ziemlich hellgrün war. Da die Tante jeden modernen Anzug häßlich fand, so kam es ihr auf ein Bischen mehr oder weniger nicht an, und Friedrich, der in seiner Stube keinen Spiegel hatte, wußte nicht, welche possierliche Figur er machte.

Am folgenden Tage, als er mit der Tante in den Dom ging, begegneten ihm einige Mitschüler, die sogleich den Ruf „Laubfrosch" erschallen ließen. Friedrich ging ruhig weiter und im Dome hatte er bald den Schimpfnamen vergessen. Aber am nächsten Morgen, als er in die Schule kam, hörte er bald hier, bald dort „Laubfrosch" rufen, obwohl er nicht im grünen Sonntagsstaate erschienen war, und dieser Name blieb ihm nun, bis eine neue Kleidung Anlaß zu einem anderen gab.

So verlebte Friedrich den Sommer in regelmäßiger Einförmigkeit, welche nur die verschiedenen Kirchenfeste zu seiner Freude öfters unterbrachen, da ihre Feier in Würzburg immer mit großer Pracht begangen wurde. Hatte er einen Augenblick frei, so ging er auf die Brücke und betrachtete seinen lieben Main. Die Tante nahm ihn mit auf das „Käpelle," so oft er so viele Zeit für sich hatte, und dies war allzeit ein Fest für ihn, wobei der Eindruck, den sein erster

Besuch dort auf ihn gemacht hatte, sich stets erneuerte und ihn anspornte, immer wieder gute Vorsätze zu fassen. Herzlich leid that es ihm, daß er so selten zum Botanisiren kam, da er aber sein Studium als das Mittel betrachtete, einst diesem Hange freier folgen zu dürfen, so trug er leichter die jetzige Beschränkung seiner Zeit und lernte mit eisernem Fleiß. Sein Lehrer war vollkommen mit ihm zufrieden; nicht so seine Mitschüler, von welchen er sich immer ferne hielt, theils aus angeborener Ungeselligkeit, theils weil er ihre Unarten haßte und theils, weil sein ganzes Wesen zu verschieden von dem ihrigen war. Er mußte daher vieles von ihnen leiden; sie bekrittelten und bespöttelten sein ganzes Benehmen, ja sie erstreckten ihre Witze sogar auf die altmodische Großtante, was Friedrich am meisten kränkte.

Es kamen die Herbstferien heran. Die Schulprüfung war für Friedrich so gut ausgefallen, daß er in eine höhere Classe vorrücken durfte. Wie freute er sich, nun mit der Tante die Ferien im Försterhause zubringen zu können. Lebhaft dachte er in den letzten Tagen an den Vater, die Geschwister und die alte Dorl. Wie viel wollte er ihnen erzählen, er glaubte nicht damit fertig zu werden. Welche Freude, den Garten, den Main und die Berge so nahe zu haben, sie jeden Augenblick besuchen zu können. Ob ihn die Hunde auch noch kennen werden? Jedes Plätzchen im Hause durchmusterte er in Gedanken und konnte kaum den Augenblick der Abfahrt erwarten. Die Großtante hatte viel in den letzten Tagen in Ordnung zu bringen,

daß in ihrer Abwesenheit nichts in der Haushaltung verderbe; auch daß ihr und Friedrichs Weißzeug in schönster Ordnung sey, den letzten Tag brachte sie ganz mit dem Einpacken zu, wobei Friedrich natürlich helfen mußte.

Endlich saßen sie miteinander auf dem Marktschiffe; die Tante immer noch sinnend, ob sie nichts vergessen, Friedrich auf das Wasser, die vielen Schiffe und Flöße schauend.

Den Fluß hinab ging das Schiffchen natürlich viel schneller, als aufwärts. Friedrich konnte sich nicht satt sehen an den vorüberfliegenden reizenden Ufern; so sehr er sich in das Vaterhaus sehnte, ward die Zeit ihm doch kurz auf dem Schiffe. Schon früh am Abende hielt es vor dem Forsthause an. Der Förster und die beiden Söhne holten die Großtante und Friedrich ab; es war ein unendlicher Jubel! Die Dorl kam bis an den Fluß herunter und weinte vor Freude, ihren Friedrich wiederzusehen, der so groß geworden war. Die Hunde stürmten heran und warfen den Knaben fast um durch ihre ungestümen Liebkosungen. Alles war in freudiger Bewegung, nur die kleinen Mädchen thaten scheu und kannten den Bruder nicht mehr, was nicht dazu beitrug, sie in seiner Gunst steigen zu lassen.

Während Friedrich das Haus und den Garten durchlief, um alle bekannte Plätze aufzusuchen, theilte die Tante dem Förster die vortrefflichen Zeugnisse mit, die er in der Schule erhalten, und fügte ihr eigenes, sehr befriedigendes bei. Wenn er nur nicht so gar

schüchtern bei fremden Leuten wäre, war Alles, was sie an ihm tadelte, er ist ordentlich menschenscheu; es wird ihm als Apotheker nicht förderlich seyn.

Ich wollte ja, er solle Forstmann werden, erwiderte der Vater, durch die Erinnerung an die Vereitelung seines Lieblingswunsches unangenehm berührt; im Walde wäre ihm seine Schüchternheit nicht hinderlich gewesen. Indessen „Gezwungenheit ist Gott leid!“ ich will nicht gegen seinen so bestimmt ausgesprochenen Wunsch seyn; wenn er nur in seinem Berufe als rechtschaffener Mensch wirkt, mehr verlange ich nicht. Seine Zeugnisse stellen mich zufrieden; es ist mir der größte Trost, daß Sie seine Aufführung loben; die Schüchternheit wird sich schon verlieren, wenn er einmal gezwungen ist, unter fremden Menschen zu seyn. Gebe Gott, daß der Musikant auch so gut einschlägt! Ich fürchte, was der Apotheker zu schüchtern ist, möchte dieser zu leichtsinnig werden! Ich hatte gehofft, Franz solle nun Forstmann werden, und die Musik nebenbei üben, allein er hat für nichts Sinn, als für Musik, und ich bin überzeugt, daß er auch nichts anderes lernen würde; so will ich ihn denn bis Frühjahr zu meinem Jugendfreunde Waller in Aschaffenburg thuen, der ein sehr geschickter Musiker ist, der kann ihn ausbilden, bis man sieht, wie weit er es bringt. Möchte er nur dort so gut aufgehoben seyn, wie Friedrich bei Ihnen! Ich danke Ihnen tausendmal, Frau Tante!

Friedrich konnte nicht fertig werden, den Brüdern zu erzählen von den Herrlichkeiten Würzburgs, nachdem er der Dunkelheit wegen seine Wanderungen in

Haus und Garten hatte einstellen müssen. Am anderen Tage ging die ganze Familie zusammen, da es Sonntag war, nach Wernfeld in die Kirche. Als Friedrich in seinem grünen Anzuge in die Wohnstube trat, waren schon Alle zum Fortgehen versammelt; bei Anblick der lächerlichen Figur Friedrichs brachen die Brüder in ein lautes Gelächter aus. Der Förster selbst konnte sich nicht enthalten auszurufen: „Kerl, wie siehst Du aus? Du bist ja breiter als lang und gleichst vollkommen unserem grünen Regenfasse im Hofe! Frau Tante, ich glaube, die Würzburger Schneider wollen den Menschen eine neue Gestalt geben!" Friedrich brach in Thränen aus; schluchzend sagte er, die Würzburger Buben hätten ihn schon genug ausgelacht, er habe geglaubt, es sey ihre Unart schuld; jetzt gehe es aber zu Hause auch so, da müsse doch etwas daran seyn. Die Tante, ein wenig empfindlich über des Försters Bemerkungen, wie dies leicht auch guten Personen geschieht, besonders wenn sie selbst den Fehler schon eingesehen, ihn aber sich nicht eingestehen wollen, erwiderte: Ich habe nicht geglaubt, daß man bei einem zehenjährigen Knaben auf den Kleiderschnitt sähe, sonst hätte ich freilich einen theueren Stadtschneider genommen. Man denkt aber immer den Kindern etwas zu sparen.

Nehmen Sie es nicht übel, Frau Tante, sagte der Förster begütigend, ich habe dies nur im ersten Augenblicke der Ueberraschung gesagt; gewiß weiß ich es zu schätzen, was wir alle Ihnen zu danken haben. Am Montag ließ er jedoch, ohne daß die Tante es

merkte, seinen Schneider von Gemünden rufen, um den Ueberfluß an Zeug von des Knaben Gewand wegzuschneiden.

Friedrich besuchte seinen alten Gönner, den Apotheker und machte ihm große Freude, durch die Kenntnisse, welche er im ersten Halbjahre seines Studiums erworben. Er erzählte auch ihm von dem schönen Würzburg und klagte, daß er keine Blumen und selten Zeit habe, zu botanisiren, daß er dieses aber hier einbringen wolle.

So verging die erste Woche gar angenehm und schnell; dann aber hörten die Brüder nicht mehr aufmerksam Friedrichs Erzählungen an; Franz verlangte dagegen, derselbe solle ihm beifällig zuhören, wenn er sich auf der Geige übte, was bei dessen Abneigung gegen Musik ihm viel zu häufig geschah. Mit dem Vater konnte er über sein Latein und manches Andere nicht sprechen, weil derselbe es nicht gelernt hatte. Mit den kleinen Mädchen wußte Friedrich sich gar nicht zu unterhalten, und in der Schlafkammer tauchten allmälig die früheren Verdrießlichkeiten auf, über den Raum, den Jeder für seine Liebhabereien verlangte. Nur die alte Dorl blieb gleich liebevoll und aufmerksam gegen den Heimgekehrten; sie kochte ihm so oft als möglich seine Leibspeisen und gab ihm das beste Obst, welches sie hatte.

Da es ihm im Hause nicht so nach Wunsch ging, so trieb es ihn um so mehr in's Freie hinaus, um recht das Leben in und mit der Natur zu genießen. Den Apotheker besuchte er, so oft er glaubte, es thuen

zu dürfen, ohne lästig zu fallen, und ging ihm bei seinen Geschäften an die Hand.

Am Ende der Ferien war er herzlich froh, wieder nach Würzburg zu kommen, ungestört in seinem Zimmer fleißig zu studiren, um seinem Ziele näher zu kommen. Freilich dachte er dann auch an seine Quälgeister in der Schule, aber er glaubte, da das Gewand ordentlich hergerichtet wäre, hätten sie keinen Grund mehr, ihn zu necken. Hierin aber hatte er sich verrechnet.

Wer beschreibt seinen Schrecken, als er, sich fröhlich in seinem Zimmer umsehend, an dem Fenster gegenüber den Knaben erblickte, der ihn in der Schule am meisten gequält hatte. Sogleich ertönte der Ruf: „Laubfrosch," in welchen zwei oder drei jüngere Geschwister lärmend einstimmten. Die alten Leute, welche früher hier gewohnt, waren ausgezogen und die Eltern jenes Knaben hatten die Wohnung gemiethet. Friedrich wußte sich vor Verdruß nicht zu helfen; er durfte sich nicht an seinem Fenster blicken lassen, ohne jenen Ruf zu gewärtigen. Er flüchtete mit seinem Tischchen an die Wand neben dem Fenster, die einzige Stelle, wo er nicht gesehen werden konnte, die aber freilich noch dunkler war, als sein bisheriger Platz. Da auch in der Schule die Neckereien nicht aufhörten, zog sich Friedrich immer mehr in sich selbst zurück und ward in der Stadt noch schüchterner, als er auf dem Lande gewesen. Wie das erste Halbjahr, vergingen ihm auch das zweite und die folgenden; er war fleißig, der

Tante folgsam, von seinen Lehrern geliebt, von seinen Mitschülern abgestoßen und sie abstoßend.

Als er nach einigen Jahren wieder einmal vom Vaterhause aus den Ferien zurückkommend sein Zimmer betrat, fiel sein erster Blick auf das gegenseitige Fenster, wo ihn bisher die Neckereien der Knaben verfolgt hatten; ein junges Mädchen saß daran, das ihm völlig fremd war. Da seine Schüchternheit besonders Frauenzimmern gegenüber stark hervortrat, so wurde er höchst betroffen durch diese neue Nachbarschaft. Nach einigen Tagen sah er zwei Mädchen von seinem Alter an dem Fenster und bemerkte mit einer wahren Entrüstung, wie sie ihm zuwinkten und herüberlachten. Eilends flüchtete er in sein Versteck am Tischchen und mit einer Art Verzweiflung dachte er, daß es nun noch schlimmer kommen könnte, als bei den unartigen Knaben. Er wagte keinen Tritt mehr an's Fenster, wenn er sich nicht überzeugt hatte, daß das gegenüberliegende leer war. Indessen mußte er es doch öffnen und schließen und da konnte es nicht fehlen, daß die Mädchen ihn öfters erblickten, wo sie dann sogleich ihm zunickten, dann zusammen kicherten und sich über seine Schüchternheit lustig machten.

Das ging den ganzen Sommer so fort und verdarb dem armen Knaben ganz die Freude an seinem einsamen Zimmerchen. Der Tante wagte er nicht, etwas davon zu sagen; theils, weil sie bei den Neckereien der Knaben immer gemahnt hatte, er solle nicht darauf hören; theils hielt ihn ein Gefühl der Scham ab. Die alte Frau wußte nicht, warum er manchmal

so verdrießlich aus seinem Zimmer kam und sich in dem ihrigen etwas zu thuen machte, was gerade jetzt nicht hätte geschehen müssen, bis sie einmal in dem Nebenzimmer zufällig nach dem Nachbarsfenster blickte und mit Staunen sah, wie die Mädchen herüber winkten, ja selbst Kußhändchen herüber warfen. In höchster Aufwallung bei dem Gedanken, Friedrich erwidere dies freche Spiel, riß sie seine Thüre auf und traf ihn in seinem Verstecke, den Kopf auf den Tisch gelegt und bitterlich weinend. Von ihrer Entrüstung zu innigem Mitleide übergehend, fragte sie: Was fehlt Dir, Friedrich? Er ergriff eine ihrer Hände und sagte: Ich kann es nicht mehr aushalten, die Mädchen sind gar so frech! Ich habe die ganze Zeit gethan, als sehe ich nichts, aber sie machen es immer ärger! Was sie jetzt gethan haben, das kann ich gar nicht sagen! — Ich will Dir helfen, Friedrich, sagte die Tante, und ihnen einen Riegel vorschieben. Sogleich holte sie aus ihrem Schranke einen Rest von ihren roth und weiß carrirten Vorhängen und machte an demselben Tage einen für Friedrichs Fenster. Gerne hätte sie ihm ein anderes Zimmer gegeben, wenn es sich hätte thuen lassen; denn so wenig sie die Neckereien der Knaben gerührt hatten, so besorgt war sie wegen der ausgelassenen Mädchen.

Friedrich bewegte sich nun wieder frei in seinem Zimmer hinter dem undurchdringlichen Vorhange und gab gerne die Hälfte der schwachen Helle seines Zimmers daran, um nur von den Mädchen erlöst zu seyn.

Friedrichs Gymnasialjahre verflossen auf diese Weise, rastlos fleißig stieg er von einer Classe zur anderen empor und war mit sechszehn Jahren weit genug, um in die Lehre der Pharmacie überzugehen. Die Ferien hatte er allzeit mit der Großtante im väterlichen Hause zugebracht, wohin dann auch Franz kam, der in Aschaffenburg der Musik oblag, worin er große Fortschritte machte, zur Freude des Vaters, dem er aber durch sein leichtsinniges Naturell beständige Sorgen verursachte.

Anton, der jüngste, ward nun, da es mit den beiden älteren fehlgeschlagen, zum Forstmanne bestimmt. Seinem Phlegma zufolge war es ihm gleichgültig, was der Vater aus ihm machen wollte; am liebsten wäre ihm gewesen, gar nichts zu werden, oder wenigstens nichts zu lernen.

Ein Ereigniß hatte unterdessen einen tiefen Riß in das stille Leben der Familie gemacht; es war der fast plötzliche Tod der alte Dorl. Sie war nie krank gewesen; als sie daher sich unwohl fühlte, sagte sie sogleich, sie werde nicht vom Bette aufstehen, man möge den Herrn Pfarrer rufen. Ergeben und mit frommer Andacht empfing sie die heiligen Sterbesacramente und schon am folgenden Tage schlief sie unter dem Gebete der weinenden Kinder ein. Friedrich wurde zur Beerdigung berufen. Wie traurig war ihm dießmal die Fahrt auf dem Maine, die er sonst immer so fröhlich zubrachte! In tiefstem Schmerze umstanden Vater und Kinder das Grab der treuen Dienerin, die an den Kindern Mutterstelle vertreten hatte. Der För=

ster schämte sich der Thränen nicht, die er ihr nachweinte, während die Kinder laut wehklagten und schluchzten. Es ward ein Testament der alten Dorl gefunden, worin sie noch ihre treue Anhänglichkeit an die Försterfamilie bewies. Es hieß: In Anbetracht, daß ich keine nahen Verwandten habe, auch Niemandem etwas schuldig bin, daß ich blutarm in die Familie meiner Herrschaft gekommen und was ich besitze in ihrem Dienste erworben habe, bestimme ich: daß meine ganze Hinterlassenschaft den Kindern des Herrn Förster Köhler gehören soll. Das Geld ist in meinem Strohsacke aufbewahrt. Wirklich fand sich in ihrem Bette ein abgeschnittener Strumpf mit einer durch ihre Sparsamkeit erworbenen Summe Geldes.

Friedrich hatte sein letztes Examen eben so trefflich bestanden, wie die früheren, hatte seine Zeugnisse beisammen, die alle äußerst vortheilhaft für ihn waren, und ging nun mit der Tante in's Vaterhaus, um auf läugere Zeit von demselben Abschied zu nehmen, da er während der Lehrjahre nicht so leicht Ferien machen durfte. Es wollte dießmal beiden nicht recht gefallen im Försterhause; die alte Dorl war durch die neue Magd nicht ersetzt worden; die Tante hatte gar viel zu rügen und in Ordnung zu bringen. Die Mädchen waren nun schon ziemlich erwachsen und zeigten, ganz gegen Dorls Grundsätze, eitle Ziererei in ihrer Kleidung, während sie zur Arbeit nicht genug angehalten wurden. Frau Tante, sagte Friedrich, sorgen Sie nur, daß die Schwestern nie nach Würzburg kommen, sie könnten frech werden, wie die Nachbars-

mädchen, und das könnte ich nicht ansehen. Die Dorl fehlte ihm überall; froh, daß er nicht länger bleiben mußte, verließ er nach acht Tagen das Haus, um in Würzburg in der Julius-Spital-Apotheke in die Lehre zu treten, wie dieß die Tante schon zuvor verabredet und der Förster natürlich gutgeheißen hatte.

Da Frau Schmitt noch bei der Familie geblieben war, mußte Friedrich sich selbst bei seinem Lehrherrn einführen, was ihm unendlich schwer fiel. Er ging erst einige Male um das große Gebäude herum, ehe er es wagte, der Apotheke sich zu nähern; endlich nahm er einen Anlauf, und stand, fast ohne wissen, wie er herein gekommen, vor dem Apotheker. Ueber und über roth, stotterte er, was die Tante ihm wörtlich vorgesagt hatte und nur die große Freundlichkeit des Herrn konnte ihn einigermaßen wieder in's Gleichgewicht bringen. Die ersten Tage wurden ihm recht sauer. Immer unter Menschen zu seyn, mit jungen Leuten zu verkehren, die jeden Augenblick geneigt waren, über ihn zu lachen; am Tische von einer ganzen Gesellschaft, wie er sich einbildete, beobachtet zu werden; dies Alles ließ ihn gar nicht aus der größten Verlegenheit kommen, wodurch er sich so linkisch zeigte, daß es nicht zu verwundern war, wenn die jungen Leute lachten. In der Apotheke, im Laboratorium und wo sonst er arbeitete, war er äußerst aufmerksam und zeigte mehr Geschick, als dieß gewöhnlich bei Lehrlingen im Anfange der Fall ist, in Folge seiner früheren Dienstleistungen. In acht Tagen war er ziemlich mit seinen nächsten Hausgenossen bekannt und freute sich nun

immer mehr seines gewählten Berufes. Als der Apotheker seine Liebe zu Blumen bemerkte, übergab er ihm die seinigen zur Pflege, was Friedrich außerordentlich viel Vergnügen machte. Mit immer neuem Eifer betrieb er die Hilfswissenschaften seiner Kunst; je weiter er darin kam, um so mehr nahm sein Interesse dafür zu. Wie freute er sich, den botanischen Garten und andere Hilfsmittel so ganz in der Nähe, in der herrlichen Anstalt selbst zu haben. Dabei benützte er seine ihm zum Ausgehen bestimmten Stunden zum Botanisiren in der Gegend. Gerne holte er die Tante zu einem Gange auf's Käpelle ab, um, nachdem er die Kapelle besucht, allein den Berg höher hinauf zu steigen, sowohl der Flora, als der schönen, weiten Aussicht wegen. Er arbeitete am liebsten im Laboratorium, wo er sicherer vor Fremden war, die häufig die berühmte Anstalt des Bischofs Julius besuchen, und hier staunte oft sein Lehrherr über seine feine Beobachtungsgabe, seine Sorgfalt bei der Arbeit und die Geschicklichkeit, mit welcher er schwierige Experimente ausführte. So verfloß ihm bei angestrengtem Fleiße die Hälfte der Lehrzeit angenehm und nützlich.

Von den Seinigen hatte er unterdessen Niemanden gesehen; eines Morgens aber traten seine zwei ältesten Schwestern von der Tante begleitet zu ihm in die Apotheke. Die Freude, endlich Jemand von seiner Familie zu sehen, ward ihm gewaltig verbittert, durch den eitlen Putz der eben aufgeschossenen Mädchen, welche glaubten, nicht genug thuen zu können, um in der Stadt nicht für altmodisch zu gelten. Das ging

freilich bei Friedrich meist über alle Schicklichkeit, der immer noch die altmodischen Farben trug, wie ihm die Tante die Kleider anschaffte. Er schämte sich fast, wie sie dem Herrn Principal als seine Schwestern vorgestellt wurden; und wie er sah, daß sie ohne die mindeste Schüchternheit mit demselben redeten, ja selbst die Gehilfen, die sich sehr gefällig erwiesen, dies und jenes fragten, da hielt er sie schon für halb verloren. Er bat die Großtante dringend, sie möge doch eilen, die Mädchen aus der Apotheke zu bringen und sie so schnell als möglich wieder nach Hause schaffen. Der Großtante gefiel die Eitelkeit und das vorlaute Wesen der blutjungen Persönchen ebenfalls nicht; da sie davon der Magd die Schuld gab, so bemühte sie sich eine gesetzte Person von einiger Bildung und bewährter Frömmigkeit zu finden und brachte dann das Opfer, ein halbes Jahr im Försterhause zuzubringen, um wieder dasselbe in die frühere Ordnung zu setzen und genau anzugeben, wie es künftig mit Allem gehalten werden solle. Der Förster war ihr dankbar, denn er hatte wohl bemerkt, daß Vieles nicht mehr war, wie bei der alten Dorl, er konnte aber zu wenig im Hause seyn und wußte den Uebelständen nicht abzuhelfen.

Friedrichs Lehrzeit ging zu Ende. Er hörte dabei im letzten Jahre die Collegien, welche er für seinen Beruf nöthig hatte und noch einige andere, zu welchen ihn seine rege Wißbegierde trieb, was ihm sein Principal gerne zugestand, da er noch nie einen Lehrling gehabt hatte, der ihm so viele Freude gemacht. So stand er denn dem Ziele nahe, nach welchem sich

jeder Lehrling sehnt: aus der Lehre entlassen zu werden, mit der Befähigung, als Gehilfe eintreten zu dürfen; er aber sah mit Angst diesem Zeitpunkte entgegen. Nicht gerade wegen des Examens, auf das er sich mit dem größten Fleiße vorbereitete, sondern, weil er alsdann hinaus sollte, in eine ganz fremde Welt, allein, selbstständig, ohne Rath und — ohne Muth.

Das Examen fiel glänzend aus, wie das Zeugniß seines Lehrherrn, der ihm eine Stelle in der Hofapotheke in Salzburg verschafft hatte, wegen seiner Liebe zur Botanik und einer schönen Natur, die dort ihre Befriedigung im reichsten Maße finden konnte. Friedrich eilte mit seinen Zeugnissen zur Großtante, um sie zu erfreuen, der er ja die Erreichung dieses Zieles zu verdanken hatte. Zu seinem Schrecken traf er sie krank im Bette. So lange er in Würzburg war, hatte er sie immer außer Bette gesehen, wenn auch manchmal von Gebrechen des Alters niedergebeugt. Ein Recept lag auf dem Tische, Friedrich glaubte aus der Verordnung eine Lungenentzündung zu erkennen. Er war wie vernichtet. Mit der größten Theilnahme fragte die Tante nach seinem Examen und zeigte die herzlichste Freude an den guten Zeugnissen, die sie sich vorlesen ließ. Gott sey Dank, sagte sie, Du bist nun geborgen. Habe immer Gott vor Augen, und es wird Dir nie fehlen! Das Sprechen ward ihr schwer, der Athem war so kurz und so schnell! Hole meinen Beichtvater, Friedrich, sagte sie, nach einigem Schweigen; man kann nicht wissen, wie es geht, und ich möchte nicht ohne die heiligen Sacramente sterben. Weinend

gehorchte Friedrich. Während die Kranke beichtete, schrieb er seinem Vater, um ihn von der Gefahr zu benachrichtigen. Als sodann der Geistliche die Thüre öffnete und ihm zu kommen winkte, trat Friedrich in's Krankenzimmer, die Gebete mitzubeten; andächtig hatte die Tante die Augen auf ein Crucifix geheftet, bis der Priester ihr die heilige Hostie zeigte; da belebten sich ihre Züge, mühesam richtete sie sich auf und mit heißer Sehnsucht empfing sie das Pfand unserer Unsterblichkeit. Lange noch lag sie schweigend, betend, dann sagte sie zu Friedrich: Nun möge Gott nach seinem Gefallen thuen; ich bin bereit! Friedrich konnte seine Thränen nicht zurückhalten; der Tante ward das Sprechen fast unmöglich; sie zeigte auf das Bild des gekreuzigten Heilandes. Der Arzt kam wieder und gestand auf Friedrichs Frage, daß er keine Hoffnung habe, ihr Leben zu erhalten. Friedrich blieb die Nacht am Bette und bewachte jeden ihrer Athemzüge, immer auf Besserung hoffend. Gegen Morgen schien sie weniger leidend, allein der Arzt widersprach Friedrichs Wahrnehmung; er fand sie viel schwächer, seiner Meinung nach werde innerhalb vierundzwanzig Stunden das Leben erlöschen. Der Geistliche besuchte sie im Laufe des Morgens; sie richtete freundlich ihren Blick auf ihn und faltete ihre Hände bei seinem Gebete. Er sah das Leben der geliebten Tante immer mehr abnehmen, all seine Hilfleistungen nach Anordnung des Arztes konnten es nicht verlängern. Sie sprach nicht mehr, sondern lag ruhig, die Hände gefaltet, die Augen auf das Crucifix gerichtet. Am Abende kam der Förster.

Friedrich, der seinen Tritt auf der Treppe erkannte, ging ihm weinend entgegen. Schmerzlich bewegt trat der Mann an das Sterbebette Derjenigen, welcher er so viel verdankte. Sie richtete ihre Augen auf ihn. — Muß ich Sie so finden! rief er vom Schmerze überwältigt aus. Sie zeigte mit der Hand zum Himmel. Dann mit der größten Anstrengung hauchte sie die Worte: behüten Sie ihre Töchter. Das Fieber brannte, sie litt fürchterlich von Durst; unruhig wandte sie sich von einer Seite zur anderen, bis nach Mitternacht; dann schien sie frei von Schmerz. Um fünf Uhr des Morgens legte sie ihre Hand wie zum Segnen auf Friedrichs Haupt, der vor ihrem Bette kniete, und da die Glocken zum Gebete des englischen Grußes riefen, faltete sie die Hände; als Friedrich und sein Vater sich vom Gebete erhoben, war ihre Seele entflohen, ohne daß es einer der beiden bemerkt hatte, obgleich sie die Augen fest auf sie gerichtet.

Friedrichs Schmerz war grenzenlos! Er fühlte sich vereinsamt und gänzlich verlassen und obgleich er rang nach Ergebung, war er dennoch seiner Empfindungen nicht mächtig. Ein Glück, daß sein Examen vorüber war, er wäre nun nicht im Stande gewesen, das Geringste zu arbeiten. Nach der Beerdigung und nach dem Trauergottesdienste nahm der Förster seinen Sohn mit sich nach Hause, in der Hoffnung, ihn zu zerstreuen, allein er fand nirgends Trost. Umsonst war es, daß der Vater ihm vorstellte, daß er jetzt doch hätte von der Tante scheiden müssen, daß er Gott danken solle, für die Wohlthat ihrer Erhaltung gerade

bis zu seiner Abreise; er gab Alles zu, er betheuerte, daß er sie nicht um ein Haar seines Hauptes wieder zum Leben erweckt wissen wolle, gegen Gottes heiligen Willen; allein er fand keine Ruhe. Der Förster hielt nun für's Beste, ihn nach Salzburg abreisen zu lassen, in der richtigen Voraussetzung, daß sowohl die Reise, als die neue Umgebung seine Gedanken am ersten in Anspruch nehmen würden. Er ging daher mit ihm nach Würzburg zurück, half ihm seine Sachen in Ordnung bringen, seine Habseligkeiten packen und ließ ihn dann, wie er es wünschte, allein zum Grabe der geliebten Tante gehen. Hier weinte und betete Friedrich so lange, als es die Zeit erlaubte, um noch auf das Käpelle zu gehen. Die Stationsgebete, die er so oft auf diesem Wege mit der Tante verrichtet, betete er nur für sie. In der Gnaden-Kapelle vereinigte er sein Opfer mit dem Opfer der schmerzhaften Mutter, seine Verlassenheit mit der ihrigen; er betheuerte, keinen anderen Willen zu haben, als den Willen Gottes und bat die gnadenreiche Mutter, sie wolle ihm von ihrem Sohne Kraft und Trost verleihen in seinem Schmerze. Er fühlte sich hierauf beruhigter. Mit Dank gegen Gott und seine heilige Mutter durchging er alles Gute, was er in Würzburg vom Himmel erhalten, empfahl sich für seine Reise, für seine neue Laufbahn, für sein ganzes noch übriges Leben der Fürbitte Mariä und übergab sich vertrauensvoll in die Hände Gottes. Dann empfahl er auch seinen Vater und seine Geschwister und schloß mit der wiederholten Bitte, Gott

wolle nun der Großtante Alles vergelten, was sie an ihm gethan.

Aus der Kapelle trat er vor an die Brustwehr, wohin ihn die Tante am ersten Abende seiner Ankunft geführt hatte. Noch einmal überschaute er die Gegend, die im Frühlingsschmucke und im tiefen Frieden unter ihm ausgebreitet lag. Da ertönte aus der Stadt ein Glöckchen, ein zweites folgte, die großen Glocken fielen ein, die Kapelle antwortete mit ihrem Geläute und bald tönten alle Glocken der Stadt im Chore zum „Angelus," zum Preise der Menschwerdung und der göttlichen Mutter. Friedrich sank auf seine Kniee und betete den „englischen Gruß" mit dankbarem Herzen, daß ihm noch die Freude geworden, das Geläute hier oben zu hören, das ihn allzeit so feierlich angeregt hatte. Beruhigt stieg er zur Stadt hinab, wo es indessen dunkel geworden, und am folgenden Tage war er auf dem Wege, bei dem letzte Hiebe, wo wir ihn beim Anfange unserer Erzählung gefunden hatten.

Friedrich hatte hier noch einmal Abschied genommen von der Gegend, die ihm zur zweiten Heimath geworden; Abschied von dem Grabe der Tante und sagte in seiner großen Traurigkeit Lebewohl seiner glücklichen Jugend. Er betrachtete sich nun als hinausgeworfen in die fremde Welt, und kam sich fast selbst wie ein fremder, anderer Mensch vor. Seine tiefe Schwermuth unterdrückte indessen seine Aengstlichkeit, mit welcher er ohne seine Trauer die Reise angetreten hätte; er war gleichgültiger gegen Das, was mit und um ihn vorging.

Rascheren Schrittes ging er weiter, Nürnberg zu. Bald mußte er jedoch seinen Gang mäßigen; die Aufregung der letzten Tage, die schwere Last auf dem Rücken und der Mangel an Uebung ließen ihn bald ermüden. Er sprach mit Niemanden auf dem Wege und wenn er angeredet wurde, gab er einsilbige Antworten. Die Gasthäuser vermied er so viel als möglich und betrat sie nur der Nachtherberge wegen. Erst am dritten Tage kam er nach Nürnberg. Er hatte in seinem Schmerze gedacht, ohne sich hier umzusehen, weiter zu reisen, allein die alterthümliche Stadt mit den vielen Denkmälern einer reichen Vorzeit fesselte ihn

fast wider seinen Willen. Er sah nun an, was er ohne zu fragen und ohne gefragt zu werden, sehen konnte und das wirkte wohlthätig auf sein niedergedrücktes Gemüth.

Von Nürnberg wollte Friedrich noch bis Regensburg zu Fuß gehen; allein er konnte nicht mehr, ohne zu kleine Tagereisen zu machen, wodurch er zu spät an den Ort seiner Bestimmung gekommen wäre. Er fragte, was ein Platz auf dem Eilwagen nach Regensburg koste und berechnete das vom Vater erhaltene wenige Geld. Es reichte für den Eilwagen und einmal in Salzburg angekommen, hatte er ja keine Ausgaben zu machen, bis zur Auszahlung seines Salaires. So fuhr er denn mit dem Eilwagen nach Regensburg. Damals gingen noch keine Dampfschiffe auf der Donau; dagegen gab es eine wohlfeile Gelegenheit auf derselben zu reisen durch die Schiffe, welche in Ulm gebaut, die Donau hinabfahren, um in Wien oder noch weiter unten des Holzes wegen verkauft zu werden. Friedrich bestieg in Regensburg ein solches Schiff.

Frohe und schmerzliche Gefühle wogten abwechselnd in seiner Brust. Freudig begrüßte er die Donau, weil sie ihn an den heimathlichen Main erinnerte; aber der wild dahinstürmende Fluß führte ihm durch den Gegensatz zu dem stillen Main lebhaft den Gedanken vor, daß er diesem auf lange Lebewohl gesagt; und so sehr ihn die Wasserfahrt zwischen den reizenden Ufern entzückt hätte, ward seine Freude doch

gestört durch die Erinnerung an die oft wiederholten Mainfahrten mit der geliebten Großtante.

In Linz verließ Friedrich die Donau und reiste mit dem Stellwagen weiter. Auf demselben traf er einen jungen Mann aus Salzburg, der, als er hörte, er sey Apotheker und komme in die Hofapotheke, sich sehr freundlich gegen ihn bezeigte. Er war der Barbier des Herrn Hofapothekers und machte Friedrich einstweilen mit der Familie, dem Hause und dem Geschäfte bekannt. Als sie am Abende bei dunkler Nacht in Salzburg ankamen, begleitete er ihn zur Hofapotheke. Dunkel vom nächtlichen Himmel sich abhebend lagen die riesigen Berge. Friedrich würde sie aber auch am Tage kaum bemerkt haben, so peinigte ihn die Angst vor dem Eintritte in die fremde Familie. Der Herr empfing ihn in der Apotheke und führte ihn freundlich in ein Hinterstübchen, das er ihm als das seinige bezeichnete. Hier legte er sein Ränzchen ab und wurde dann von dem Principale der Familie als das neue „Subject" vorgestellt. Sein Eintritt, der ziemlich linkisch und sehr verlegen war, sowie seine buntscheckige Kleidung gaben der Frau Hofapothekerin keine günstige Meinung von ihm. Sie empfing ihn steif und schweigend, wie sie überhaupt bei aller Herzensgüte eine etwas förmliche Frau war. Das schmächtige, etwa zwölfjährige Töchterchen, ihr einziges Kind, verzog das Mäulchen zum Lachen, das jedoch ein strenger Blick des Vaters sogleich unterdrückte. Da bei der Familie das Nachtessen schon vorüber war, erhielt der neue Ankömmling das seinige in sei-

nem Zimmer. Während er aß, durchging der Herr die zugestellten Papiere seines neuen Gehilfen.

Das erste Schreiben war ein Schreiben des Försters, der mit der Wärme eines besorgten Vaters seinen Sohn dem künftigen Principale empfahl und ihn bat, Vaterstelle an dem unerfahrenen, schüchternen Menschen zu vertreten. Dieser Brief machte einen guten Eiudruck auf den Herrn, noch mehr aber die glänzenden Zeugnisse, die Friedrich von seiner ersten Schule an bis zu seinem Examen und seinem Austritte aus der Lehre erhalten hatte.

Sie haben vortreffliche Zeugnisse, Herr Köhler, sagte er ihm freundlich, seyen Sie mir herzlich willkommen! Betrachten Sie sich von nun an als zu meiner Familie gehörig, ich hoffe, es solle Ihnen bei uns gefallen.

Friedrich traten die Thränen in die Augen, je freundlicher der Apotheker war, desto schwerer fiel es ihm auf's Herz, daß er ganz fremd hier sey und die gute Tante ihm überall fehlen werde.

Sie haben Trauer, sagte theilnehmend der Apotheker, auf Friedrichs große Kreppschleife zeigend. Nun war es vollends um seine Fassung geschehen; er weinte und schluchzte wie ein Kind.

Wer ist Ihnen denn gestorben? fragte der Apotheker betroffen, als Friedrich im Stande war zu reden.

Meine Großtante, die Mutterstelle an mir vertreten, der ich Alles verdanke!

Die Apothekerin war auch in das Stübchen ge=

kommen, um mehr von dem neuen Ankömmlinge zu erfahren und wurde ihm bald sehr geneigt, als er aus der Fülle seines Herzens erzählte, was ihm die Großtante gewesen und wie er seine Zeit bei ihr zugebracht. Sie sagte ihm: Ihre Großtante kann ich Ihnen freilich nicht ersetzen, aber fassen Sie Vertrauen zu mir, ich werde Ihnen gerne mit Rath und That beistehen, um Ihnen den Verlust Ihrer Tante und zugleich der Heimath erträglicher machen.

Friedrich hätte in keine bessere Familie kommen können; der Apotheker und seine Frau waren einfache biedere Leute vom alten Schlage, die sich nicht gleich jedem Fremden hingaben, aber den als gut erfundenen mit fortdauernder Liebe behandelten. Sie lebten beide in zweiter Ehe und waren nicht mehr jung, als sie einander heiratheten. Nanni war beider einziges Kind, an dem sie mit der zärtlichsten Liebe hingen. Es war in seinen ersten Lebensjahren ein wahres Schreckenskind gewesen, durch seine schwächliche Körperbeschaffenheit und öfteren Krankheiten; jetzt war es gesund, ein stilles, sanftes Kind, das die Eltern aus Besorgniß nie von ihrer Seite ließen. Sie lebten sehr still und fanden ihr Vergnügen nur in ihrem Kinde. Nanni war verwöhnt, weil die Eltern fortwährend bedacht waren, ihr Freude zu machen; denn ihr größtes Vergnügen war, das Kind mit etwas Angenehmem zu überraschen, und sie hatten die Mittel, sich oft das Vergnügen zu verschaffen. Auf der anderen Seite legte ihre große Besorgniß dem Kinde manche Entbehrung und Selbstverleugnung auf; so durfte es nie allein

ausgehen; andere Kinder sah es bloß in der Schule bei den Ursulinerinnen; dagegen mußte es, wenn die Mutter Besuch hatte, dabei sitzen und die Damen bedienen, ebenso wenn zum Vater auswärtige Collegen kamen und über Mittag oder zum Kaffee blieben und bloß von Geschäften gesprochen wurde, was selbst die Mutter manchmal zu einem unterdrückten Gähnen brachte.

Man sieht leicht, daß das Leben dieser Familie keinen schroffen Gegensatz bildete, zu dem von Friedrich seither geführten. Wirklich fühlte er sich auch bald heimisch bei derselben, und gab sich ihr mit der Offenheit hin, die eine Eigenschaft seines Charakters war, die aber seine Schüchternheit bei Fremden nicht aufkommen ließ. Wie der Apotheker erfreut war, über seine gediegenen Kenntnisse in Allem, was zu seinem Fache gehörte, so freute er sich mit seiner Frau an seinem reinen Herzen, an seiner christlichen Gesinnung und seiner tief innigen Frömmigkeit. Die kleine Nanni, noch ganz ein Kind, schmiegte sich gar bald nach Art der Kinder an den neuen Hausgenossen an, den sie von den Eltern immer loben hörte und der nie müde wurde, ihr Federn zu schneiden, Bleistifte zu spitzen, ja selbst bei ihren Aufgaben zu helfen, wenn sie nicht damit zu Stande kommen konnte. Sie begegnete ihm immer mit der größten Achtung, wie sie gegen ältere Personen allzeit zu thuen gewöhnt worden. Bei der zwölfjährigen Nanni gehörte der zwanzigjährige Herr Köhler ganz zu den älteren Personen. In besonderer Beziehung zu ihm stand sie wegen der verschiedenen

Süßigkeiten, die er im Laboratorium zu bereiten hatte, was früher der Vater selbst gethan und am Ende das Töchterchen gerufen hatte, um die Kessel und Schüsseln auszuscharren und die süßen Ueberbleibsel zu verzehren. Seit der Apotheker Friedrichs Geschicklichkeit und Pünktlichkeit kannte, überließ er ihm das Laboratorium und behielt für sich die Apotheke, da jener zum Handverkauf nicht so ganz paßte und viel lieber die Präparate machte, als den Käufern Artigkeiten sagte. Nanni fragte besorgt die Mutter, ob Herr Köhler sie wohl auch rufen werde, wenn er Leberzucker oder Pfeffermünzküchlein bereite. Du mußt ihn darum bitten, war ihre Antwort. Als Friedrich einmal mit der früheren Uebung bekannt war, versäumte er nie, sie zu ihrem Schmause zu rufen. So wenig er mit seinen Schwestern umzugehen wußte, so leicht gewöhnte er sich an dieses stille, zutrauliche Kind, so daß ihm etwas fehlte, wenn dasselbe einmal auch nur einen Tag mit seinen Eltern verreist war.

Wie sich Friedrich im Hause fühlte, eben so glücklich machte ihn der Aufenthalt in der herrlichen Gegend. Aus dem lieblichen, aber sehr beschränkten Mainthale kommend, hatte er keinen Begriff mitgebracht von der Großartigkeit dieser Alpennatur. Die Schönheit und Mannigfaltigkeit der Pflanzen setzte ihn in Erstaunen. Jede ihm zum Ausgehen bestimmte Zeit brachte er auf den Bergen mit Botanisiren zu. Er durchstreifte allein die weite Gegend, deren Großartigkeit man erst bemerkt, wenn man von einem Punkte zum anderen geht; allzeit freute er sich einer neuen

Entdeckung. Mit tiefer Rührung fand er auf einer seiner Streifereien, eine dem Käpelle bei Würzburg ähnliche Kapelle, Maria-Plain. Waren die Stationsbilder auch nicht so schön wie jene, der Weg zur Kapelle nicht mit so vieler Sorgfalt bereitet, so war es doch eine Bergkapelle zur Ehre der Mutter Gottes wie jene, und vor ihr eine Aussicht, zwar ganz verschieden von jener, aber sicher nicht weniger schön. Dahin ging er nun oft, in Gedanken mit der Großtante und für sie betend.

Friedrich war sehr glücklich in Salzburg. Von seiner großen Schüchternheit bemerkte seine gewöhnliche Umgebung nichts mehr, aber Fremden gegenüber quälte sie ihn immer noch. Er vermied es, Bekanntschaften zu machen, und im Hause schlich er sich meistens davon, wenn fremde Personen kamen. Die Apothekerin sorgte wie eine Mutter für seine Bedürfnisse. Obgleich sie selbst fortfuhr, die von der Mode verdrängte Salzburger Pelzhaube zu tragen und ihr Hausgeräthe noch aus beider Gatten erster Ehe stammte, so hatte sie doch mehr Geschmack, als die gute, alte Großtante und brachte Friedrichs Anzug mit dem anderer junger Leute mehr in Einklang. An den Vater schrieb Friedrich regelmäßig einmal im Jahre, wie dieß schon längst verabredet und auch in Würzburg so geschehen war. Dieß war ein Gratulationsschreiben auf Neujahr und zugleich zu des Vaters Namensfest, das einige Tage später fiel. Dabei wurde berichtet über den Verlauf des Jahres und ein Zeugniß des Principales beigelegt. Auf dieses Schreiben antwortete der Vater,

ebenso Alles berichtend, was sich im Jahre in der Familie ereignet hatte. Allzeit war ein Schreiben an den Apotheker beigefügt, worin der Vater dankte für alle seinem Sohne erwiesene Güte und ihn auf's Neue empfahl.

So verflossen einige Jahre, ohne daß Friedrich irgend eine Aenderung wahrnahm und ohne daß er an einen Wechsel seiner Verhältnisse dachte; er wäre wohl gerne sein Leben lang „Subject" der Hofapotheke von Salzburg geblieben. Friedrich war nun vierundzwanzig Jahre alt, Nanni sechszehn und auch ihr Verhältniß zu einander war noch dasselbe. Er schnitt ihr noch die Federn, er rief sie, die Kessel auszuscharren und brachte von den Bergen Alpenveilchen, Alpenrosen und Edelweiß, das sie besonders liebte.

Eine Neuerung hatte Friedrich in letzter Zeit angefangen. Er war ein großer Liebhaber von Kartoffeln; in der Hofapotheke kamen aber keine auf den Tisch, weil die Frau Apothekerin noch das Vorurtheil hatte, sie seyen wohl für Thiere, nicht aber für Menschen gut. Friedrich glaubte lange Zeit, es gäbe diese Frucht in Salzburg nicht, nun hatte er aber zufällig deren auf der Straße gesehen und beauftragte den Stößer, ihm einige zu kaufen, die er im Laboratorium auf seinem Windofen kochte. Sie schmeckten ihm köstlich, allein da er es heimlich that, wann er Gewißheit hatte, daß der Apotheker ausgegangen, so war ihm nicht wohl dabei zu Muthe, weßhalb er es sich nur selten erlaubte. Eines Morgens kochte er sich wieder einmal sein Lieblingsgericht, als die Thüre des Labo-

ratoriums leise aufging und Nanni hereintrat. Friedrich, besorgt, sie möge sein Geheimniß entdecken, sagte ihr schnell: Es ist heute nichts auszuscharren, Nanni, ich koche keine Pasten.

Ich komme jetzt nicht deßhalb, Herr Köhler, antwortete sie, durch seine Hastigkeit eingeschüchtert, ich habe Ihnen nur etwas sagen wollen. Kennen Sie den Apotheker von Hallein?

Vom Sehen, ja; weiter nicht.

Nicht wahr, er ist recht häßlich?

Nein, er ist sogar ein schöner Mann, wenn ich recht gesehen habe.

Ach, ich mag ihn aber doch nicht! Stellen Sie sich vor, er hat an meinen Vater geschrieben, daß er mich heirathen wolle!

Heirathen? fragte Friedrich vor sich hin, heirathen?

Es war ihm bis jetzt nicht eingefallen, Nanni anders zu betrachten, denn als ein Kind. Er sah sie nun an und fand zu seinem Erstaunen, daß sie zur Jungfrau erwachsen war und meinte, sie sey recht hübsch geworden, was ihm Andere wohl nicht zugegeben haben würden; denn Nanni war noch immer sehr schmächtig, hatte ein blasses Gesicht, von dem sich sonst nichts sagen ließ, gutmüthige, blaue Augen und schöne blonde Haare, das war Alles! Diese Wahrnehmung vermehrte seine Verlegenheit, denn es war ihm nun, als sey sein bisheriges Betragen gegen sie nicht mehr passend gewesen. Zu gleicher Zeit bestürmte ihn der Gedanke, es könne in dem Hause eine Veränderung geben, während er in

dem Wahne gewesen, es müsse Alles bleiben, wie es bisher ihm so gut gefallen. Was Wunder, daß er bei diesem Gedankensturme nicht zu Worte kam!

Nanni wartete eine gute Zeit in Geduld, als aber Friedrich sein Schweigen nicht brach, so fing sie wieder an: Sie sagen ja gar nichts!

Erschrocken fuhr er aus seinen Gedanken auf und fragte: Was soll ich denn sagen?

Daß ich den Apotheker nicht heirathen soll.

Das darf ich nicht sagen. Ihre Eltern wollen es vielleicht.

Der Vater sagt, erwiderte Nanni, er sey ein achtungswürdiger Mann, der ein gutes Geschäft und ein ansehnliches Vermögen besitze. Er wolle mir ihn zwar nicht aufdringen, aber ich solle ihn wenigstens sehen. Ich habe gar keine Lust ihn zu sehen.

Warum wollen Sie ihn nicht sehen, Fräulein Nanni?

Warum nennen Sie mich jetzt auf einmal Fräulein?

Weil Sie jetzt groß sind.

Bin ich denn gewachsen, seit ich mit Ihnen rede? Als ich herein kam, sagten Sie noch Nanni, wie seither.

Ich hätte dieß schon lange nicht mehr sagen sollen, das sehe ich jetzt wohl ein, aber — ich dachte nicht daran — ich sah nicht, — daß Sie kein Kind mehr sind, sagte Friedrich sehr verwirrt.

Ach, Herr Köhler, seufzte Nanni, Sie quälen mich

heute auch. Es ist kein guter Tag für mich! Langsam verließ sie das Laboratorium.

Friedrich setzte sich auf einen umgestürzten Korb und ließ das Gehörte immer wieder an sich vorüber gehen; er konnte sich nicht darein finden, daß an seiner so glücklichen Lage etwas geändert werden solle. Wenn Nanni auch den Apotheker nicht heirathet, so kommt ein Anderer, und jedenfalls kann ich nicht mehr gegen sie seyn, wie seither, sie ist kein Kind mehr! Ach, daß alles Glück auf Erden so sehr dem Wechsel unterworfen ist! Er sah auf sein Leben zurück; wie glücklich war er bei der Großtante, wie zufrieden in der Apotheke des Julius-Spitales, wie freudig lebte er hier und — Alles ging vorüber! Thränen traten ihm in die Augen; da ward die Thüre hastig aufgerissen, der Principal trat ein; erschreckt sprang Friedrich auf und bemerkte jetzt erst einen starken brenzlichen Geruch, der von seinen Kartoffeln herrührte, die unterdessen verbrannt waren. Die Angst erstickte ihn fast.

Was ist Ihnen, Herr Köhler? fragte der Apotheker. Als ich nach Hause kam, standen mehrere Personen in der Apotheke, ohne daß Sie es bemerkt zu haben scheinen, und nun finde ich hier einen Geruch, als hätten Sie einen ganzen Tiegel voll Stärke verbrannt. Er ging dabei auf den Windofen zu; Friedrich lief ihm mit aufgehobenen Händen in den Weg: Verzeihung, ach, Verzeihung, Herr Hofapotheker! ich weiß, es war nicht recht, wenn ich sie auch bezahlt habe, und auch für die Kohlen habe ich allzeit einen Kreu-

zer in die Kasse gelegt; aber ich hätte nichts heimlich thuen sollen und will es gewiß nicht mehr thuen!

Der Apotheker hatte unterdessen den Windofen untersucht und rief nun lachend: Was, Kartoffeln haben Sie sich gekocht? Nun, das sollen Sie künftig nicht mehr nöthig haben; meine Frau soll Ihnen dafür sorgen.

Die eine Last war nun Friedrich von Herzen genommen, die andere blieb noch schwer darauf liegen; so oft er Fräulein Nanni sagte, ging ihm etwas wie ein Stich durch's Herz; doch gewöhnte er sich nach und nach daran. Nanni blieb sich gleich gegen ihn, der freiende Apotheker war noch nicht gekommen und die Werbung dadurch etwas in den Hintergrund getreten; Friedrich ward wieder heiteren Sinnes. Eines Tages jedoch kam der Apotheker von Hallein. Nanni ward gerufen und war ihrer Erziehung gemäß sehr höflich, aber nichts weniger als freundlich gegen ihn, während er sich alle Mühe gab, artig zu seyn. Beim Weggehen bat er um Erlaubniß, Nachmittags wiederkommen zu dürfen. In der Zwischenzeit fragten die Eltern das Mädchen, wie er ihr gefallen habe.

Gar nicht! antwortete Nanni.

Warum denn nicht? Er ist hübsch, ist artig, ein braver Mann; warum gefällt er Dir nicht?

Er hat so schwarze Haare, so schwarze Augen, die mag ich nicht. Sie beide sind blond und haben blaue Augen, ich bin eben so und der — sie stockte hier einen Augenblick — und schwarze Menschen machen mir bange.

Du bist ein kindisches Mädchen, Nanni! sagte der Vater; wir werden noch warten müssen, bis Du gescheidter bist. Dem Apotheker ward am Nachmittage mit aller Höflichkeit mitgetheilt, Nanni könne sich noch zu keiner Heirath entschließen, worauf er versicherte, er wolle noch ein halbes Jahr warten, wenn er nur Hoffnung habe, in eine so achtbare Familie aufgenommen zu werden.

Nanni sagte Friedrich nichts von dem Besuche des Apothekers; sie hatte sich gemerkt, daß er auf ihre frühere Mittheilung Fräulein zu ihr sagte, daß er mehrere Tage lang wie scheu gegen sie war und seitdem sich immer noch etwas fremd gegen sie zeigte; sie fürchtete, es könne noch Schlimmeres kommen, wenn sie wieder davon spräche. Nach einigen Wochen hatte sie den Apotheker vergessen.

Bei ihm war das jedoch anders. Als das halbe Jahr abgelaufen war, schrieb er wieder an den Vater und bat in bester Form um die Hand der Tochter.

Auf Nanni machte dies nicht den gewünschten Eindruck; warum läßt er mich denn nicht in Ruhe? sagte sie ihren Eltern; ich habe ja schon gesagt, daß ich ihn nicht will.

Ihr Vater antwortete etwas ungeduldig: Ich werde Dich nicht bereden zu einer Heirath gegen Deinen Willen, aber mit so kindischen Gründen wie das letzte Mal darfst Du mir nicht kommen. Von der Farbe der Augen und Haare kann Dein Glück nicht abhängen.

Da wandte sich Nanni weinend zu ihrer Mutter: Ach, warum soll ich denn heirathen? Wollen Sie mich denn nicht länger im Hause behalten? Was habe ich denn gethan, daß Sie mich verstoßen wollen?

So ist es nicht gemeint, Nanni, tröstete die Mutter; die Nähe des Apothekers von Hallein ist ja gerade ein Grund mit, weßhalb wir die Heirath wünschen. Du kannst ja doch nicht immer im Hause bleiben; Du mußt Dich doch einmal verheirathen und nicht immer findet sich eine so passende Partie, wie diese, ganz in der Nähe.

Warum muß ich mich denn verheirathen? Wir waren ja bisher so glücklich beisammen. Wenn es doch seyn muß, so möchte ich lieber Herrn Köhler heirathen, dann blieben wir doch alle beisammen.

Herr Köhler? fragte der Vater überrascht, hat er Dir so etwas gesagt? Hat er Dir von der Heirath mit dem Apotheker von Hallein abgerathen?

Nein, im Gegentheil, er hat gesagt, er sey ein schöner Mann.

Herr Köhler ist keine Partie für Dich; er hat gar kein Vermögen und kann keine Apotheke kaufen.

Eben deßhalb wäre es ja ganz gut so. Er könnte bei Ihnen Gehilfe bleiben, Sie sind ja so zufrieden mit ihm und es wäre dann Alles wie seither.

Ich hätte Dich für gescheidter gehalten, Nanni, sagte der Vater verstimmt. Nun erkläre Dich deutlich, was solch ich dem Apotheker schreiben? denn länger können wir ihn nicht hinhalten.

Nein, nein, schreiben Sie ihm ja recht deutlich, damit er nicht noch einmal schreibt oder gar wieder kommt! Ach ich bin ja so froh, wenn ich bei Ihnen bleiben darf! sagte Nanni und küßte den Eltern die Hände, da es in ihrer Familie nicht üblich war, sich bei solchen Gelegenheiten zu umarmen, welches für die wichtigsten Ereignisse aufgespart wurde. So schrieb denn der Vater dem Apotheker von Hallein einen höflichen Absagebrief.

Unterdessen hüpfte Nanni freudig in's Laboratorium, um ihm zu sagen, daß sie nun ganz befreit sey von dem Apotheker von Hallein. Ich habe meine Eltern gebeten, fügte sie bei, daß sie mich nicht aus dem Hause entfernen möchten, wo ich glücklich bin. Ich habe ihnen gesagt, wenn ich doch heirathen soll, so möchte ich lieber — — — sie erröthete aus mädchenhafter Scham und fuhr schnell weiter: Nicht wahr, Herr Köhler, wir bleiben immer beisammen? Wenn das nur so bleibt, so lange wir leben.

Sie enthob Friedrich der Verlegenheit zu antworten, indem sie ohne Unterbrechung in ihrer fröhlichen Stimmung fortfuhr: Ich will jetzt meine Mutter bitten, daß sie mit mir auf den Mönchsberg geht. Wie schön muß der Abend heute oben seyn; und in der Kapellengrotte will ich Gott recht herzlich danken, daß dieser Anprall so gut abgelaufen ist.

So hüpfte sie wieder davon und ging dann mit ihrer Mutter auf den Mönchsberg.

Ihr Vater war nicht so ruhig bei der Sache. Höre, sagte er zu seiner Frau, als sie mit ihm allein war,

wir müssen Acht haben auf das Mädchen. Wenn ich nicht von Köhlers redlichem Charakter so sehr überzeugt wäre, so machte mir Nanni's kindischer Vorschlag Sorge, allein besser vor- als nachgesorgt! Die Mutter meinte, das sey eben nur ein kindischer Einfall von ihr gewesen, weil sie glaubte, auf diese Weise im Hause bleiben zu können; nur ihre Liebe zu den Eltern sey die Ursache.

Der Apotheker traf jedoch im Stillen seine Vorkehrungen. Er schnitt nun immer so viele Federn für Nanni vorräthig, daß sie nie dazu kam, eine von Friedrich schneiden zu lassen. Dann schlug er diesem vor, angeblich um ihm auch hierin Uebung zu verschaffen, mit ihm zu wechseln und nun die Receptur zu besorgen, während er selbst die Defectur übernehmen wolle, worin er alle Uebung verliere. Dadurch ward Nanni von Friedrich gänzlich abgeschnitten, da in der Apotheke, wo immer Fremde kamen, die Frauen sich nie aufhielten. Sie sah ihn nur noch bei Tische.

Bei Friedrich rief sowohl das Benehmen Nannis, als das des Vaters, einen heftigen Kampf hervor. Durch des Mädchens offen gezeigte Anhänglichkeit an ihn, sowie durch den Gedanken, daß sich wahrscheinlich bald wieder ein Freier um die einzige Tochter des reichen Apothekers melden würde, fühlte er, wie theuer sie ihm war, wie schwer es ihm seyn würde, sie als Braut eines Andern zu sehen. Durch des Vaters Maßregel ward er erinnert, daß er dem Glücke der Tochter nicht im Wege stehen dürfe. Das Ergebniß dieser Betrachtungen war: daß er das Haus ver-

lassen müsse, in welchem er gegen fünf Jahre so glücklich gewesen.

Aber dies war leichter einzusehen, als auszuführen!

Er, der an keine Aenderung gedacht hatte, sollte nun wieder hinaus in eine fremde Welt, vor der ihm bangte, sollte Nanni verlassen, die bisher zu seinem Glücke gehörte, ohne daß er es nur wußte! Der Kampf war heiß und währte lange; denn immer brachte die Eigenliebe einen Vorwand, der ihn bleiben hieß.

So kam der Herbst heran und Friedrich schwankte noch; da ging er am Feste Mariä Geburt nach Maria-Plain und betete zu der Gebenedeiten um Erleuchtung und um Kraft; dann überlegte er reiflich die Verhältnisse und kam aber wieder zu der Erkenntniß: er müsse Salzburg verlassen, koste es ihm auch, was es wolle; er dürfe nicht auf seine Neigungen sehen, er müsse thuen, was die Pflicht gebiete.

Nun betete er noch mit aller Innigkeit um Kraft, diese Pflicht zu erfüllen. Durch die Entschiedenheit seines Vorsatzes gekräftigt und beruhigt, ging er nach Hause, sogleich dem Principal sein Vorhaben anzukündigen, auf Neujahr auszutreten.

Der Hofapotheker war überrascht durch diese Nachricht. Er glaubte, Friedrich sey es unangenehm, in der Apotheke zu arbeiten, statt im Laboratorium; allein dieser versicherte, dies sey nicht der Grund. Ohne die Ursache seines Austrittes zu erklären, sagte er bloß, er wolle auch Tyrol kennen lernen. So leid es

dem Principale war, diesen Gehilfen zu verlieren, den er schätzte und liebte, so war es ihm auf der anderen Seite doch beruhigend wegen Nannis, die zwar fortwährend das unbefangene Kind geblieben, aber auch jede Anspielung auf eine Verheirathung ernstlich zurückwies.

Der Hofapotheker theilte die Nachricht Mutter und Tochter mit, die beide schmerzlich davon berührt wurden. Die Hofapothekerin hatte sich an Friedrich gewöhnt, wie an einen Sohn, und es war ihr ein Trost, wenn Nanni sich verheirathete, noch ihn im Hause zu haben. Nannis Schmerz war ein ganz anderer. Friedrich gehörte so nothwendig zu allen ihren Vorstellungen, daß sie sich nicht denken konnte, ohne ihn zu leben.

Vater, ich bitte, lassen Sie ihn nicht fort! rief sie mit einer Leidenschaft, die ihre Eltern nie von ihr erwartet hätten. Deßhalb habe ich ja die Heirath ausgeschlagen, deßhalb werde ich jede ausschlagen, daß wir alle beisammen bleiben; Herr Köhler ist dabei so nothwendig, wie Sie und ich. Ach, warum haben Sie nicht zugegeben, daß ich ihn heirathe! Dann bliebe er immer bei uns.

Die Mutter bemerkte ihr forschend: Du weißt ja gar nicht, ob er Dich will, so gut Du den Apotheker von Hallein nicht wolltest, will er vielleicht auch Dich nicht.

Lächelnd antwortete Nanni: Warum sollte er mich nicht wollen? Er war mir ja immer so gut. Bemerken Sie denn nicht, daß er gar nicht mehr so froh

ist, seit wir uns nur am Essen sehen? Nach einiger Ueberlegung sagte sie: Ach, vielleicht will er deßhalb fort, weil er jetzt immer in der Apotheke seyn muß.

Sie eilte hinaus und traf Friedrich in dem Stübchen neben der Apotheke.

Herr Köhler, rief Nanni, ist es wahr, ist es möglich, daß Sie uns verlassen wollen?

Ja, ich gehe nach Innsbruck, Fräulein Nanni.

O, was hat man Ihnen gethan, daß Sie fort wollen? Nein, nein, Sie dürfen nicht gehen! Sie haben mir ja nie eine Bitte abgeschlagen, Sie werden mir auch diese gewähren. Ich will den Vater bitten, daß Sie nicht mehr in der Apotheke seyn müssen, wo Sie nicht gerne sind.

Aengstlich pochte Friedrichs Herz. Er rief im Stillen Gott um Hilfe an in diesem schweren Kampfe; dann sagte er: Glauben Sie nicht, daß ich mich bitten ließe, wenn ich nicht andere Gründe hätte, die mich zwingen, zu gehen.

Was könnten dies für Gründe seyn? O, vernichten Sie nicht das Glück einer Familie, das bisher so schön war! Ich habe jene Heirath ausgeschlagen und werde jede Werbung eines Fremden abweisen, nur damit wir beisammen bleiben; und Sie wollen nun unseren Frieden so schmerzlich stören?

Nanni hatte die Hände gefaltet und sah ihn mit thränenvollen Augen bittend an.

Eben deßhalb muß ich gehen, sagte Friedrich tief bewegt; ich darf Ihrem Glücke nicht im Wege stehen. Sie haben sich gewöhnt, mich zu Ihrer Familie zu

zählen, wofür ich Ihnen ewig dankbar seyn werde; aber die Verhältnisse können nicht mehr dieselben bleiben. Ich gehe, damit Sie lernen, einen der Hausgenossen zu entbehren, dann werden Sie sich auch leichter mit den Gedanken, den Wunsch Ihrer Eltern zu erfüllen, befreunden und . . . . Friedrich konnte den Satz nicht vollenden. Ach, Fräulein Nanni, rief er, machen Sie mir die Trennung nicht noch schwerer, als sie mir ohnehin schon ist! Doch sich fassend, setzte er bei: Ich gehe ja noch lange nicht, ich bleibe noch bis Neujahr im Hause; bis dahin können wir uns allmählig mit diesem Gedanken vertraut machen.

Nanni schüttelte traurig ihr Köpfchen. Sie ging nun wieder zu den Eltern und nahm zärtlich beider Hände in die ihrigen. Ich weiß nun, weßhalb Herr Köhler fort will, sagte sie tief betrübt; weil er meint, ich würde dann eher einsehen, daß wir nicht alle immer beisammen seyn können; ich würde dann leichter einwilligen, mich zu verheirathen. Das versichere ich Sie aber, daß dieß nicht der Fall seyn wird; ich werde dann gar nicht heirathen und ich werde keinen frohen Tag mehr haben. Nanni brach in heftiges Weinen aus und fuhr fort: Sie wissen nicht, wie lieb er mir ist; ich wußte es ja selbst nicht, bis jetzt, da er gehen will. So wie er, ist kein Mann mehr auf der Welt!

Du kennst ja keine anderen Männer, sagte die Mutter.

O, ich sehe deren genug! antwortete fast heftig die Tochter. Wie manche kommen in die Apotheke, wie oft kommt einer zum Vater und so viele kommen am

Hause täglich vorbei; sie grüßen mich oft, wenn ich sie gar nicht kenne, und alle, alle sind mir ganz zuwider!

Herr Köhler hat Recht, nahm der Vater das Wort, Du bist nur zu sehr gewöhnt, daß Alles im Hause immer dasselbe bleibt; wenn er fort ist, werden Dir auch andere Männer gefallen.

Niemals, Vater! sagte Nanni so bestimmt, wie man nur noch ganz selten etwas von ihr gehört hatte. Ich sage es Ihnen mit aller Entschiedenheit, entweder heirathe ich Herrn Köhler, oder keinen!

Sey ruhig, Nanni, sagte die Mutter begütigend, geh' in Dein Zimmer; ich will mit dem Vater überlegen, was zu thuen ist.

Nanni hob bittend ihre gefalteten Hände empor und sah ihre Eltern mit einem so durchdringenden Blick an, daß ihnen für die Tochter bangte. Sie ging in ihr Zimmer; dort fand sie Thränen, ihren Schmerz auszuweinen.

Vater, sagte die Frau, ich weiß nicht, warum Du so sehr gegen eine Verbindung mit Köhler bist; einen braveren Mann finden wir nicht für unser Kind.

Das ist wohl wahr, sagte seufzend der Apotheker, aber er ist fremd, aus dem Reiche und ohne alles Vermögen. Was würden Verwandte und Bekannte zu einer solchen Partie sagen?

Ach, Verwandte und Bekannte können unser Kind nicht glücklich machen; Köhler ist uns nicht fremd; fünf Jahre ist er in unserem Hause und auch nicht

einen Fehler haben wir an ihm bemerkt, wegen dessen wir etwas für Nanni zu fürchten hätten.

Nein, er ist rein wie Gold, geschickt und fleißig, wie ich noch nie einen Gehilfen hatte.

Und wir behielten dann unser Kind bei uns; welch' ein Glück für unser Alter!

Ich will die Sache noch für mich überlegen, Frau, sagte der Apotheker aufstehend.

Das Nachtessen vereinigte die Familie, allein diese Vereinigung war für alle peinlich. Nanni erschien mit rothgeweinten Augen und von Zeit zu Zeit rann ihr noch eine Thräne über die Wangen. Friedrich sah von seinem Teller nicht auf und wenn er hie und da einen Anlauf zu einem Gespräche nahm, so verstummte er gleich wieder. Bei den Eltern ging es ebenso. Alle waren froh, sobald als möglich auseinander zu gehen. Nanni weinte und betete bis tief in die Nacht hinein; Friedrich dankte Gott, daß er den Anfang glücklich bestanden hatte und bat um neue Kraft, das Werk zu vollenden; der Apotheker überlegte und konnte nicht mit sich einig werden, wie er das Glück seines einzigen Kindes am besten sicher stellen solle; die Mutter weinte wie das Kind und empfahl ihren Kummer der lieben Mutter Gottes. So hatten alle eine traurige Nacht.

Am Morgen rief der Principal Friedrich zu sich und fragte ihn, ob er noch entschlossen sey, sein Haus verlassen, und als dieser es bejahte, so sagte er ihm: Herr Köhler, Sie werden überzeugt seyn, daß ich es

gut mit Ihnen meine, sagen Sie mir daher aufrichtig, was Sie dazu bestimmt.

Nach einigen Augenblicken antwortete er hoch erröthend: Ich halte es für meine Pflicht, zu gehen.

Herr Köhler, ich habe Sie bisher wie meinen Sohn behandelt, sagen Sie mir unumwunden, welche Pflicht glauben Sie zu haben, mich zu verlassen?

Nach abermaliger Zögerung antwortete Friedrich entschlossen: Ja, ich will ganz offen mit Ihnen reden, wenn Sie auch das, was ich sage, für Einbildung, für Eitelkeit halten. Ich gehe, weil ich glaube, dem Glücke Ihrer Tochter im Wege zu seyn. Seine Stimme zitterte bei den letzten Worten, er sah schmerzlich zu Boden.

Der Apotheker nahm ihn bei der Hand, indem er sagte: Ich wußte längst, daß Sie ein redlicher Mann sind! Nun noch eine ganz vertrauliche Frage: Lieben Sie meine Tochter?

Erschreckt sah Friedrich einen Augenblick zu ihm auf, um eben so schnell wieder zu Boden zu sehen, das Herz drohte zu springen, er glaubte zu ersticken. Was er sich selbst nicht zu gestehen wagte, das hörte er jetzt ausgesprochen von Demjenigen, vor welchem er es am meisten hätte verbergen mögen.

Mühsam rang er nach Fassung; dann antwortete er mit tonloser Stimme: Dies ist ein Gedanke, den ich vor mir selbst verbergen muß. Fremd und arm kam ich in Ihr Haus, Sie waren voll Güte und Vertrauen; sollte ich mit solchem Undanke lohnen?

Deßhalb gehe ich, Herr Principal! Vielleicht sollte ich nicht warten bis zur gewöhnlichen Zeit; es würde wohl besser seyn, wenn ich sogleich ginge.

Nein, Herr Köhler, Sie sollen nicht gehen! Sie sollen allzeit bei mir bleiben! Ich mache Sie zum Theilnehmer an meinem Geschäfte. Nanni hat Recht: Ich könnte keinen besseren Schwiegersohn bekommen.

Friedrich starrte den Apotheker an und fuhr sich mit der Hand über die Stirne, als begreife er nicht, was er eben gehört hatte. Er bewegte die Lippen, ohne einen Laut hervorzubringen.

Kommen Sie, wir gehen zur Mutter, rief der Apotheker, Friedrich bei der Hand nehmend. Seine Frau und Nanni waren beisammen, als er mit Friedrich eintrat.

Hier stelle ich Euch Herrn Köhler als meinen Geschäftstheilnehmer vor! sagte er zurücktretend und sich vor Freude über die Ueberraschung, welche sich bei Allen ausdrückte, vergnügt die Hände reibend.

Bleibt Herr Köhler jetzt bei uns? rief endlich Nanni freudig aus.

Ja, aber unter einer Bedingung.

Und welche ist dies?

Daß Du ihn heirathest!

Ach, wenn er nur bei uns bleibt! rief Nanni, mit einem Strome von Thränen dem Vater um den Hals fallend; dann die Mutter umarmend, rief sie: Gott sey Dank, nun bleiben wir doch alle beisammen!

Friedrich küßte den Eltern tiefgerührt die Hände;

er war wie gelähmt und konnte immer noch nicht sein Glück fassen.

Nanni war außer sich vor Vergnügen. Nicht wahr, Herr Köhler, war das erste Wort, was Sie ihm sagte, nun nennen Sie mich auch wieder Nanni und sagen Sie nicht mehr Fräulein!

Liebe, gute Nanni! war Alles, was Friedrich hervorbrachte.

Die Eltern waren voll Freude, ihr Kind so glücklich zu sehen. Der Vater dachte nicht mehr daran, was die Verwandten zu dieser „ungleichen Heirath“ sagen würden. Friedrich war den ganzen Tag still in sich gekehrt, immer war es ihm, als träume er und müsse erwachen.

Nanni fand die Sache so natürlich, daß der Eindruck auf sie nicht so überwältigend war; sie hüpfte und sprang den ganzen Tag und sang sogar, was nur selten vorkam.

Die Familie genoß nun ihr stilles Glück. Friedrich und Nanni durften sich nur in Gesellschaft der Eltern sehen und sprechen und waren dabei seelenvergnügt. Das Mädchen blühte auf, wie ein Röschen an der Maisonne; ihre Augen leuchteten mit höherem Glanze; die blassen Wangen färbte ein zartes Roth; sie konnte nun wirklich für hübsch gelten. Friedrich ward vom Vater in die Handelsgeschäfte eingewiesen und Nanni von der Mutter in die Haushaltung; sie mußte die Küche ganz übernehmen; denn wenn auch bestimmt war, daß die jungen Leute im Hause bleiben sollten, das geräumig genug war, so sollte doch Nanni nicht

in den Ehestand treten, ohne fähig zu seyn, eine Haushaltung zu führen.

Die einzige Zeit, die den jungen Leuten noch zu ihrer Unterhaltung gegönnt wurde, war, bei schönem Wetter ein Spaziergang mit der Mutter, wobei jedesmal Nanni zu deren rechten, Friedrich auf der linken Seite ging. Wie freuten sie sich des frischen Grünes der Felder, wie es wohl einzig bei Salzburg vorkommt. Sie freuten sich der bunten Blätter der herbstlichen Bäume, der blauen durchsichtigen Schatten, welche die Ränder der entfernten Wälder säumten, und selbst auch der Nebel, die aus den Schluchten zogen und langsam im weißen Streifen an den Bergen hinkrochen. Sie waren glücklich, deßhalb war ihr Herz empfänglicher für die Schönheiten der Natur.

Friedrich hatte seinem Vater in einem Schreiben sein Glück mitgetheilt. Dieser erschrak zuerst über den unerwarteten Brief, der ganz außer der gewohnten Zeit kam. Um so mehr freute er sich seines unverhofften Inhaltes. Er schrieb sogleich an den Hofapotheker, die von Friedrich erbetene Einwilligung zu der Verbindung gebend, mit dem aufrichtigen Ausdrucke seiner Freude über dieses nie geahnte Glück seines Sohnes.

Es war ihm dieses Glück um so mehr zu gönnen, als sein zweiter Sohn, Franz, durch seinen zwar gutmüthigen Leichtsinn und sein dritter, Anton, durch seine Trägheit ihm fortwährend Sorge machten; doch schien noch keiner von beiden unverbesserlich.

Friedrichs darauf folgender Neujahrsbrief an den

Vater enthielt zugleich eine Einladung zur Hochzeit, welche auf Nannis Namenstage, den 26. Juli, gefeiert werden sollte. So groß war die Freude des Försters, daß er sich wirklich entschloß, diese in damaliger Zeit und bei den beschränkten Mitteln desselben sehr weite Reise zu unternehmen.

Unvermerkt war der Frühling gekommen; alle in der weiten Landschaft zerstreut liegenden, von Schlößchen gekrönten Hügel prangten schon in frischem Grün, während die hohen Berge noch die glänzende Schneekrone trugen. Wie viele Freuden genoß jetzt die Familie bei ihren Spaziergängen! Mit jedem Tage sahen sie neue Stellen, die der Schnee verlassen, neue Fleckchen mit Grün bekleidet, bis nur noch der hohe Thron des „Untersberges“ und der „hohe Göhl“ den Schnee bewahrten.

Nun eilte Friedrich wieder hinaus in die Berge, aber weniger sein Herbarium zu bereichern, als Nannis Lieblingsblumen zu holen. Oft äußerte sie den Wunsch, einen Brautkranz von Edelweiß zu bekommen; Friedrich suchte daher jetzt schon die Stellen, wo es am schönsten wuchs.

Diese schöne Pflanze der Hochalpen ist im Salzburger Gebirge so beliebt, wie in der Schweiz die Alpenrose. Ein feiner weißer Sammet überzieht ihre Stengel und Blätter, wodurch sie fast die Weiße des Schnees erhält; wird sie in die Ebene versetzt, so verliert sie den weißen Sammet, wird grün wie andere Pflanzen und stirbt nach wenigen Jahren gänzlich ab.

Diese heimathliche Pflanze scheint uns passender

für den jungfräulichen Brautkranz, als die üppige Myrthe und die starkduftende Orangenblüthe, da sie selbst ein Bild reiner Jungfräulichkeit ist. Wie sie hoch auf den Bergen an der Grenze des Erdenlebens, den größten Theil des Jahres unter dem Schnee verborgen, auf dürrem Felsengrunde wächst, ihre Nahrung zumeist durch der Sonne belebenden Strahl und den Thau des Himmels empfangend, so erhält das jungfräuliche Herz seine schönste Vollendung am sichersten in Zurückgezogenheit vom Gewühle der Welt, auf der Höhe heiliger Anschauung, wo es von der Sonne der göttlichen Liebe genährt, vom Thau der himmlischen Gnade getränkt, sinnliches Begehren nur zur Nothdurft gestillt wird. Das weiße Gewand der Sittsamkeit umgibt und schützt es gegen die frechen Angriffe der Verführung. Wird es in dem Garten weltlicher Eitelkeit, in das Thal weichlicher Ueppigkeit versetzt, so verliert seine Reinheit den zarten Schmelz und stirbt allmählig hin, wie das Edelweiß auf niederem Grunde.

Rasch verfloß der Frühsommer bis zum heiligen Frohnleichnamsfeste. Die Mutter ging mit Nanni und Friedrich am Morgen in der Klosterkirche auf dem Nonnberge zur heiligen Communion.

Herrlich von der Sonne beleuchtet, lag die Landschaft vor ihnen, als sie die Kirche verließen und in frommer Freude stiegen sie den Berg herab. Nach dem Frühstücke begleiteten sie die große Procession und kamen nicht lange vor Mittag nach Hause. Der Vater, nun von Friedrich abgelöst, konnte nur noch in eine

heilige Messe kommen. Beim Mittagessen sah Nanni bleich aus; sie wolle nicht essen, klagte über Kopfweh und Frost. Friedrich erschrak, die Eltern glaubten, es sey bloß Ermüdung und hießen sie zu Bette gehen. Gegen Abend hatte der Frost einer brennenden Hitze Platz gemacht; der herbeigerufene Arzt glaubte, sie werde das Scharlachfieber bekommen, welches stark in der Stadt unter den Kindern herrschte, und das Nanni noch nicht gehabt hatte. Er fand es, wie im Allgemeinen, so auch bei ihr leicht auftretend und nicht die geringste Gefahr. Die Krankheit blieb sich ziemlich gleich, bis zum dritten Tage, wo der Scharlach anfing, sich zu zeigen. Friedrich durfte jeden Tag eine kurze Zeit zu der Kranken an's Bette kommen. Obwohl er dem Arzte beipflichten mußte, daß bis jetzt nicht das mindeste Bedenkliche obwaltete, war er doch in beständiger Angst, die sich indessen bei dem regelmäßigen Ausbruche des Scharlachs etwas mäßigte.

An demselben Tage war er noch spät am Abende in der Apotheke; die Eltern hatten sich eben zu Bette gelegt; die Straße war still, als er plötzlich den durchdringenden Ruf: Feuer hörte. Er riß die Thüe nach der Straße auf, da fiel ihm ein heller Schein auf den gegenüberliegenden Häusern in die Augen.

In demselben Augenblicke rief eine Frauenstimme ängstlich: Hilfe! Hilfe: Mein kranker Mann verbrennt!

Friedrich sprang auf die Straße und sah nun, daß es in dem zweiten Stocke des dicht neben der Hofapotheke angebauten Hauses brannte, das von dem

Doctor Willau bewohnt war, der, wie er wußte, schon lange krank lag. Er lief zu der Thüre, sie war geschlossen; er riß an der Klingel; die Frau hatte offenbar die Geistesgegenwart verloren, denn statt zu öffnen, lief sie wieder an's Fenster und schrie um Hilfe, während die Flamme aus einem Fenster des ersten Stockes zu ihr hinaufschlug. Oeffnen Sie die Thüre! schrie Friedrich mit aller Kraft und mit vor den Mund gehaltenen Händen rief er die Straße hinab: Feuer! Feuer! Hilfe! Es brennt! Endlich ging die Thüre auf; er stürzte in's Haus, die finsteren Treppen hinauf. Oben war der Rauch zum Ersticken, der Vorplatz finster, und Friedrich zum ersten Male im Hause. Wo sind Sie? rief er; wo ist der Kranke? Da stürzte die Doctorin aus einem Zimmer: Gott sey Dank, daß Hilfe kommt! Der Boden wird schon ganz heiß und ich kann den kranken Mann nicht weiter bringen. Friedrich nahm denselben auf die Schultern und trug ihn der Treppe zu. Der Rauch hatte sich noch vermehrt auf dem Gange. Ich sehe nichts, ich ersticke! ächzte die Frau. Halten Sie sich an meinem Rocke, rief Friedrich zurück und brachte glücklich den Kranken auf die Straße. Jetzt wohin? fragte er; die Frau bezeichnete ihm ein Haus in einer entfernten Straße; dort trug er ihn hin und eilte zurück. Nun war die Straße schon von Menschen bedeckt, daß er Mühe hatte, in die Apotheke zu kommen, wo doch seine Hilfe dem Principale so nöthig war, um die feuergefährlichsten Stoffe zur augenblicklichen Fortschaffung bereit zu machen, wenn dies nöthig werden sollte.

Es kam nicht so weit. Durch die herbeigeeilte Hilfe ward man des Feuers Meister, daß es nicht mehr um sich griff. Um Mitternacht war alle Gefahr vorüber. Friedrich kam mit dem Apotheker aus dem Keller, wo sie die nöthigen Anstalten getroffen hatten, aber wer beschreibt seinen Schrecken, als er im Stübchen neben der Apotheke Nanni in ihre Decken eingewickelt sitzen sah, bleich, eingefallen und von Fieberfrost geschüttelt.

Warum hast Du sie aus dem Bette genommen? fragte der Apotheker seine Frau.

Nannis Zimmer war dicht an des Nachbars Wand und zwei Treppen hoch gelegen; sie hörte die Flammen prasseln, den Lärm der Löschenden und glaubte schon die Wand an ihrem Bette heiß, dieß versetzte sie in eine solche Unruhe, daß die Mutter glaubte, ihrer dringenden Bitte nachgeben zu müssen, sie wohl gegen die Luft verwahrt, in das untere Zimmer zu bringen.

Schnell in's Bette, rief in großer Besorgniß der Vater. Friedrich war bleich wie die Kranke und sprachlos vor Schmerz und Angst.

Nanni verfiel in die heftigste Fieberhitze, der Scharlach war zurückgetreten. Man rief den Arzt, der die Krankheit nun sehr bedenklich fand.

Mit der Zunahme des Tages steigerte sich das Fieber; sie sprach irre und bald kannte sie die Ihrigen nicht mehr. Der Schmerz der Mutter war grenzenlos, denn sie machte sich den Vorwurf, Schuld an der Verschlimmerung zu seyn. Umsonst suchte sie der

Arzt zu trösten, daß die große Aufregung durch den Schrecken die üble Wirkung hervorgebracht haben würde, ohne den Wechsel des Zimmers. Sie horchte auf jeden Athemzug und bewachte jede Regung der Kranken.

Friedrich und der Vater waren abwechselnd im Krankenzimmer und in der Apotheke. Es wurde Alles versucht, was ärztliche Kunst vermochte, umsonst! das Fieber steigerte sich von Stunde zu Stunde. Herzdurchschneidend war es für die Umstehenden, wenn Nanni im Fieberwahne von ihrem weißen Brautkleide, von ihrem Kranze aus Edelweiß sprach. Hier nannte Nanni Friedrich zum ersten Male Du; denn bisher hatten sie sich immer noch wie früher Sie genannt. So innig sie sich liebten, so wenig hatten sie ihr äußeres Verhältniß geändert. Ihn kannte sie noch am meisten; sie wandte sich öfters an ihn mit der Bitte: Nicht wahr, Du holst mir das Edelweiß? Aber ganz rein weißes! Wie schön, o wie schön wird der Kranz!

Man rief ihren Beichtvater. Der alte Mann, der sie getauft und unterrichtet hatte, der ihr einziger Seelenführer gewesen, vergoß Thränen bei ihrem Anblicke. Sie sah ihn freundlich lächelnd an und schien ihn zu kennen, allein die heilige Wegzehrung konnte er ihr doch nicht geben. Er fragte sie: Nanni, willst Du die heilige Oelung empfangen? Ach ja, gerne! war ihre Antwort.

Sie blieb ruhig bei dem Empfange des Sacramentes, welches Vervollständigung und Ersatz der

übrigen Sterbesacramente und daher eine Quelle des Trostes ist.

So kam die dritte Nacht nach jenem Brande. Der Arzt besuchte noch spät die Kranke; er fand sie sehr schwach und deutete, daß sie bis zum Morgen aufgelöst seyn werde. Die Eltern, Friedrich und der Geistliche blieben an ihrem Bette. Sie wurde immer ruhiger und schwieg endlich ganz. Man betete abwechselnd vor ihr und sie schien es zu vernehmen; gegen Morgen öffnete sie die Augen und reichte zuerst ihren Eltern, dann Friedrich und dem Geistlichen ihre Hände. Die Fieberröthe war von ihrem Gesichte gewichen, sie ward nun auffallend blasser, die Augen sanken ein, da begann der Priester die letzten Sterbegebete: „Gehe hin christliche Seele aus dieser Welt 2c.“ und als er an die Worte kam: „Herr, nimm Deine Dienerin in die Wohnung der Seligkeit auf,“ verklärte der erste Sonnenstrahl das bleiche Antlitz der eben Verschiedenen!

Laut weinend klagte die Mutter; der Vater lehnte sich im herben Schmerze auf die Schulter des Priesters, der mit den Eltern weinte und nur die Worte hervorbrachte: Sie ist eine Braut Christi! Stumm, thränenlos blieb Friedrich bei der Leiche sitzen; kein theilnehmender Zuspruch konnte ihn bewegen, sie zu verlassen. Er war sich keines klaren Gedankens bewußt, es schien ihm nur, als habe er Alles verloren. So blieb er den Tag über und blieb auch die Nacht bei der geliebten Todten. Da fiel ihm ihr Wunsch ein, nach dem Edelweißkranz. Bei der ersten Morgendäm-

merung machte er sich auf, die Stellen zu suchen, wo er das Schönste gesehen.

Er achtete nicht den dichten Nebel; er kannte den Weg dahin zu genau, um ihn zu verfehlen.

Die wenigen Menschen, die so früh in den Straßen waren, beurtheilten ihn hart, als sie ihn mit der Botanisirbüchse dem Berge zugehen sahen. Wie er allzeit ein Sonderling war, so ist er es jetzt auch, die Braut liegt auf der Bahre und der Bräutigam sucht Pflanzen.

Friedrich bemerkte nichts davon, nichts, was um ihn vorging. Er fand das Edelweiß und nahm das Schönste in die Botanisirbüchse, dann setzte er sich ermattet auf einen Stein und starrte hinaus in den Nebel. Er war hier in völliger Abgeschiedenheit von aller Welt; kaum drei Schritte konnte er um sich sehen, kein Ton drang durch die schwere Luft zu ihm. Diese Einsamkeit stimmte ganz mit der Oede seines Herzens; er hatte den Wunsch, hier bleiben zu können, denn einsam und verlassen fühlte er sich in der ganzen Welt. Hier that ihm ihr Geräusch nicht wehe. Plötzlich tauchte lebhaft die Erinnerung in ihm auf, wie er sich auf den Tag gefreut, wo er das Edelweiß zu Nannis Brautkranz holen würde, wie er oft Kränze für sie gewunden, um sich zu üben, da er den Brautkranz selbst winden wollte. Gleich einem schneidenden Schwerte durchdrang der Gegensatz zwischen jetzt und sonst sein Herz; aber er fand nun Thränen, und Thränen lindern immer den herben Schmerz.

Ruhiger, obgleich sehr matt, ging er nach Hause,

wo er erst gegen Mittag ankam. Die Hitze der Sonne in der Ebene hatte er nicht bemerkt, aber sie hatte ihn noch mehr ermattet. Er ging in sein Zimmer, den Kranz zu winden. Mehr als einmal zerriß er ihn wieder, bis er ihn endlich tauglich fand, das geliebte Haupt zu schmücken. Nun trug er ihn die Treppe hinauf und wollte in das Zimmer der Todten, als der Barbier des Apothekers herauskam, ein Kistchen im Arme und die Thüre eilig zuziehend.

Sie können nicht hinein, Herr Köhler, Sie dürfen den Leichnam nicht mehr sehen. — Warum nicht? fragte Friedrich überrascht. — Ich kann das nicht sagen, aber folgen Sie mir; ich meine es ja gut mit Ihnen.

Ich lasse mich durch nichts abhalten, was es auch sey! damit wollte Friedrich den Barbier auf die Seite schieben und in das Zimmer gehen; dieser aber drehte flink den Schlüssel um und steckte ihn zu sich.

Herr Bergmann, was fällt Ihnen ein? Wer gibt Ihnen das Recht, mich hier auszuschließen? Warum soll ich nicht in das Zimmer? Sprechen Sie sich deutlich aus, fragte nacheinander Friedrich, in steigernder Erregung.

Wenn Sie es nicht anders wollen, nun denn, meinetwegen, ich kann es Ihnen sagen. Ich habe den Kopf der Fräulein Nanni geholt. Hier in diesem Kistchen . . .

Ungeheuer! schrie außer sich Friedrich. Ist es möglich, eine Leiche zu verstümmeln! Was willst Du mit dem Kopfe? Hier faßte er den Barbier am Halse, allein matt, wie er war, konnte er nicht hindern, daß

dieser sich durch eine rasche Bewegung losriß und die Treppe hinabeilte. Friedrich sprang ihm nach, indem er wie außer sich schrie: „Ein Dieb! Ein Mörder! Hilfe!" ehe er hinunter kam, war der Barbier aus dem Hause. Der Apotheker, seine Frau und die Dienstboten waren auf Friedrichs Geschrei zusammen gesprungen und sahen sich erschrocken nach dem Mörder um, Friedrich brachte kaum die Worte heraus: der Barbier! und sank ermattet auf einen Stuhl. Der Apotheker fürchtete einige Augenblicke, der arme Mensch sey durch den Schmerz um seinen Verstand gekommen und sah ihn mit dem innigsten Mitleide an. Derselbe hatte ganz das Ansehen eines Wahnsinnigen; er zitterte heftig, seine Augen glühten und seine Farbe wechselte zwischen Todesbläße und dunkler Röthe. Die Frau wollte schon nach dem Arzte schicken, als Friedrich zu sprechen begann: O, Herr Hofapotheker, es ist zu entsetzlich, was ich vernommen habe, als daß ich es Ihnen mittheilen könnte! Was konnte nur den Menschen zu einer solchen That verleiten?

Fassen Sie sich, Herr Köhler, und sagen Sie mir, was Sie so aufregt. Fürchten Sie nichts für mich, nach dem Tode meines einzigen Kindes gibt es nichts Schreckliches mehr für mich auf der Welt!

Ich will ihm nach, rief Friedrich auffspringend, ich will ihm seine Beute entreißen.

Sie dürfen nicht fort, Herr Köhler, Sie sind zu aufgeregt, sagen Sie mir nur, was Sie meinen.

Ich kann es nicht, es ist zu entsetzlich! — Was er nur damit anfangen will? sagte er vor sich hin.

Ach, ich errathe nun, was Sie so aufregt! Seyen Sie zufrieden, dies ist mit meinem Wissen, auf mein Geheiß geschehen.

Wild sprang Friedrich auf: Das ist nicht möglich! rief er, Sie wissen nicht, daß er . . .

Ich weiß es, ich wollte es, Herr Köhler!

Nun erst starrte Friedrich wie wahnsinnig den Principal an; er wußte selbst nicht, ob er noch bei Verstande sey.

Sie wissen vielleicht nicht, fuhr der Apotheker mit gepreßter Stimme fort, daß es hier Gebrauch ist, die Schädel geliebter Todten aufzubewahren? Sie haben vielleicht nie auf dem Kirchhofe die Todtenkapelle besucht, wo die vielen Schädel in Fächern stehen, mit den Namen darüber, die sie im Leben getragen? Friedrich starrte ihn immer noch an; der Apotheker wußte nicht, ob er ihn verstanden und fuhr fort: wir wollten das geliebte Haupt unserer Tochter nicht der Verwesung übergeben, es soll nicht unter die Erde kommen, weßhalb ich Bergmann beauftragt, den Schädel zu bleichen, um ihn dann auch in der Todtenkapelle aufzustellen.

Friedrich hatte Mühe, was er gehört, zu fassen, so tief verletzend war es für sein Gefühl, daß er den Zusammenhang nur mit Anstrengung festhalten konnte. Endlich brach er klagend in die Worte aus: Wie ist es möglich, daß Sie, der Vater, dies liebe, liebe Antlitz zerfleischen lassen können, um den Schädel aufzubewahren? — Wir sind an diese Sitte gewöhnt, sie hat für uns nichts dem Gefühle Widerstrebendes. Es

ist doch das Einzige, was wirklich von dem geliebten Todten ist; die Schale, die den Geist umschloß, der sie uns so lieb machte!

Ich kann diesen Gedanken nicht ertragen, Herr Hofapotheker; hier liegt der Brautkranz, zertreten auf dem Boden, ich wollte die todte Braut damit schmücken, und, o Entsetzen! Er hielt die Hände vor's Gesicht, als wollte er sich eines gräßlichen Anblickes erwehren.

Nennen Sie mich nicht undankbar, wenn ich gehe. Ich kann nicht länger hier bleiben. Es wäre mir ein Trost gewesen, Nannis Grab zu besuchen, es mit den Blumen zu schmücken, die sie liebte; jetzt ist es mir nicht möglich! Schaudern müßte ich vor dem Grabe, das den Leichnam ohne das Haupt deckt! Ich kann nicht bei der Beerdigung seyn; ich kann nicht hinter dem Sarge hergehen, in dem das Haupt fehlt; ich kann nicht mehr hier bleiben, wo Alles mich an das Entsetzliche erinnert! Ich weiß es wohl, es ist undankbar, Sie jetzt zu verlassen, allein, was könnte ich für Sie thuen, in meiner Stimmung, die an Wahnsinn grenzt? Ich wäre Ihnen nur eine Last. Lassen Sie mich gehen!

Wo wollen Sie denn hin, Herr Köhler?

Ich weiß es nicht. Es ist mir gleichgiltig; nur fort, weit fort von hier, und zwar gleich, ehe sie beerdigt wird.

Sie sind zu aufgeregt, Herr Köhler, ich darf Sie in diesem Zustande nicht fortlassen, Sie könnten krank werden.

Ich kann nicht bleiben.

Nun, warten Sie wenigstens bis morgen. Sie sind zu erschöpft von Kummer und Anstrengung; zwei Nächte sind Sie nicht zu Bette gekommen, und haben jetzt den anstrengenden Gang auf den Berg gemacht; folgen Sie ihrem Freunde, legen Sie sich zu Bette; die Natur fordert ihre Rechte.

Der Apotheker bereitete ihm ein niederschlagendes Mittel, das Friedrich nahm und sich dann zu Bette legte. Wirklich, die Erschöpfung siegte über die Aufregung; er schlief ein und erwachte erst am Abende; die Apothekerin brachte ihm einige Nahrung und bat ihn, liegen zu bleiben, worauf er abermals schlief und erst am frühen Morgen gestärkt erwachte; sein Schmerz war derselbe; sein Entschluß, vor der Beerdigung die Stadt zu verlassen, stand fest.

Es waren schon Alle im Hause aufgestanden, weil der Gedanke an das Begräbniß Niemand im Bette litt.

Friedrich kam bleich, aber ruhig zu den Eltern, die bekümmert beisammen saßen. Die Frau konnte Friedrichs Abreise fast nicht ertragen. Ich dachte, Sie sollten nun unser Trost seyn, unsere Stütze, und Sie verlassen uns! rief sie klagend aus. Sie hatte trotz ihrem tiefen Leide Friedrichs Sachen in Ordnung gebracht, ihm gepackt, was er nöthig hatte, und ihr Mann ihm Empfehlungsbriefe geschrieben an Apotheker in den vorzüglichsten Städten der Lombardei, wohin er Friedrich zu gehen rieth. Er händigte ihm diese und seine Zeugnisse ein, wozu er das Seinige fügte.

Friedrich war zufrieden, daß ihm Jemand die Richtung angab, wohin er sich wenden sollte; er war völlig willenlos, nur fort von hier! war sein einziger Gedanke. Kurz und schmerzlich war der Abschied aus dem Hause, wo er fünf Jahre glücklich war, und sein Leben glücklich zu vollenden glaubte. Um sieben Uhr des Morgens saß er im Eilwagen und fuhr Italien zu.

Um neun Uhr wurde Nanni auf den St. Peterskirchhof zu Grabe getragen.

Freunde suchten die vereinsamten Eltern zu trösten, doch den stärksten Trost schöpften sie aus ihrem Glauben an Gottes weise Vaterliebe; ihr Kummer ging allmählig in ruhige Ergebung über.

Wenden wir nun unsere Aufmerksamkeit einigen Personen zu, die uns bis jetzt nur flüchtig begegnet, welche aber in die Geschichte Friedrichs eng verflochten erscheinen werden.

Bellmann, ein Beamter des erzbischöflichen Consistoriums hatte früh seine Frau verloren, die ihm ein einziges Kind, ein blühendes Mädchen von zwölf Jahren hinterließ. Der Vater war ohne Vermögen und dachte deßhalb um so mehr darauf, dem Kinde eine Erziehung zu geben, die ihm ein selbstständiges Daseyn verbürgen könnte. Um dieses zu erreichen, brachte er Theresia in eine Erziehungsanstalt in München, wenn wir nicht irren, zu englischen Fräulein.

Es war dies für ihn in jeder Beziehung ein großes Opfer, indem er das geliebte Kind schwer vermißte und sein Einkommen nicht hinreichend war, um die Kosten für Theresia's Erziehung bestreiten zu können, ohne sich selbst große Entbehrungen aufzulegen. Er gab deßhalb seine Haushaltung auf, lebte wieder als Junggeselle und suchte der Abwesenheit Schmerz dadurch zu mildern, daß er das Kind alle sechs Monate besuchte, wenn er auch dadurch an anderen Ausgaben sich noch mehr beschränken mußte.

Theresia verdiente des Vaters Liebe und berechtigte ihn zu den schönsten Hoffnungen. Sie hatte ein offenes, allzeit fröhliches Gemüth, einen klaren Verstand, eine schnelle Fassungsgabe, bei einem vortrefflichen Gedächtnisse, weßhalb sie mit großer Leichtigkeit lernte; ihr Körper entwickelte sich zu einer ungewöhnlichen Schönheit. So oft Bellmann wieder nach München kam, fand er zu seiner Freude Theresia schöner aufgeblüht und an Kenntnissen reicher. Dabei gaben ihr die Lehrerinnen das beste Zeugniß über ihr Wohlverhalten. So erfreut der Vater darüber war, so betrübt war er gewöhnlich auf dem Rückwege, daß er diesem geliebten Kinde kein besseres Loos bereiten konnte, als einst Erzieherin oder Gesellschafterin zu werden und daß er selbst ganz auf ihre Nähe verzichten müsse. Doch auch er hatte ein heiteres Gemüth, das sich bei dem Gedanken beruhigte, es könne ein unverhofftes Glück alle seine Erwartungen übertreffen.

Wie man im Institute mit Theresia zufrieden war, so vergnügt war sie selbst in ihrer Umgebung. In ihrem siebenzehnten Jahre dachte sie nur mit Angst an den Austritt aus demselben. Um diese Zeit wurden einige Mädchen in diese Anstalt gebracht, weil man sie zu Hause nicht mehr zügeln konnte. Sie waren zu früh in die Welt eingeführt worden und suchten nur alle Freuden derselben zu erhaschen. Die Eltern dachten ihren Fehler gut zu machen, indem sie dieselben in eine Anstalt schickten, die einen wohlverdienten guten Ruf genoß; allein es schien schon zu spät. Diese Mädchen, älter als die übrigen, und den-

selben durch ihre Bekanntschaft mit der Welt noch mehr überlegen, hatten einen schlimmen Einfluß auf die Zöglinge. Wie sie selbst die Anstalt als ein Zuchthaus und sich als Gefangene betrachteten, so stellten sie auch den übrigen das Leben hier in einen so ungünstigen Gegensatz mit den Vergnügungen in der Welt dar, daß von jetzt an dieselben nichts mehr wünschten, als daraus erlöst zu werden.

Theresias lebhafter Phantasie schwebten nur immer die Freuden vor, die sie in der Welt genießen könnte, und die zwei Jahre, die sie noch in der Anstalt bleiben sollte, schienen ihr eine zu lange Zeit.

Freilich war ihre Aussicht, Erzieherin zu werden, den ganzen Tag an die Kinder gebunden zu seyn, oder einer launischen Dame Gesellschaft zu leisten, nicht erfreulich, allein die flatterhaften Mädchen trösteten sie mit der Versicherung, ihre Schönheit werde sehr bald eine glänzende Verbindung herbeiführen und alsdann dürfe sie nur wünschen; einer jungen, schönen Frau geschehe Alles nach ihrem Willen.

Die Zeit rückte näher, wo Theresia das Institut verlassen sollte. Zum letzten Male bereitete sich ihr Vater, sie zu besuchen, in der Hoffnung, während der folgenden sechs Monate eine Stelle in einer Familie zu finden, welcher er sein Kind anvertrauen könne.

Am Tage vor seiner Abreise begegnete er zufällig seinem Arzte und Hausfreunde, dem Doctor Willau, dem er zurief: Wollen Sie morgen mit mir nach München? ich besuche meine Theresia.

Ich könnte mitgehen, sagte der Doctor nach eini-

gen Augenblicken der Ueberlegung; ich habe eben keine Patienten, die mich abhielten, und benütze gern Ihre Gesellschaft, um München zu sehen!

Sie reisten also zusammen. Dem Freunde zu Gefallen begleitete der Doctor Bellmann in die Erziehungsanstalt.

Die Herren wurden in den Garten gewiesen, wo alle Zöglinge während der Erholungsstunde beisammen waren. Willau sah gleichgiltig über die lebhafte Menge hin, während Bellmann sehnsüchtig nach seiner Tochter spähte. Mit einem Male sprang Theresia aus dem Knäuel der jungen Mädchen heraus und mit lautem Freudenrufe ihrem Vater an den Hals. Immer wieder umarmte sie ihn, der tief bewegt sich seines Kindes freute.

Der Doctor stand unterdessen überrascht und gefesselt von Theresias Schönheit und besann sich vergebens, ob diese blühende Jungfrau das Kind seyn könne, das er früher so oft gesehen.

Obgleich sie schon damals alle Anlagen zu ihrer jetzigen Schönheit zeigte, so hatten sich dieselben doch so vollkommen entwickelt, daß die Jungfrau für Denjenigen, der sie in der Zwischenzeit nicht gesehen, eine ganz andere zu seyn schien. Theresia war vollkommen erwachsen, von starker Mittelgröße und im vollendetsten Ebenmaße gebaut. Goldblonde Löckchen umrahmten ein Gesicht von schönster Modellirung und dem feinsten Teint, den nie ein Sonnenstrahl gesengt. Dazu große, blaue Augen, von langen schwarzen Wimpern beschattet, und fein gezogene Brauen, von eben so

dunkler Farbe, die als Gegensatz zu den blonden Locken, ihrer Schönheit noch mehr Reiz verliehen.

Als der erste Ausbruch der Freude vorüber war, bemerkte Theresia den Doctor, doch ohne ihn zu erkennen. Nachdem ihr der Vater seinen Namen genannt, reichte sie ihm fröhlich ihre schöne Hand, als einem alten Bekannten. Sie sah so heiter und blühend aus, aber dennoch schien durch alle ihre Reden der heiße Wunsch, die Anstalt zu verlassen und bei dem Vater zu bleiben. Bellmann stellte ihr die Unmöglichkeit des letzteren vor und versprach ihr, sich alle Mühe zu geben, um bald eine recht gute Stelle für sie zu finden, wovon jetzt nur noch einzig ihr Austritt abhänge.

Dem Doctor, der zuvor den Besuch in dem Institute als ein Opfer betrachtete, das er seinem Freunde bringe, eilte es nun gar nicht, es zu verlassen, im Gegentheile sprach er Bellmann öfters zu, sich ja nicht zu übereilen, er unterhalte sich vortrefflich. So erstaunt er war über Theresias vollendete Schönheit, so sehr überraschte ihn ihre Gewandtheit in der Unterhaltung, welche wissenschaftliche, wie gesellige Bildung in einem Maße verrieth, das er nie in einem Institute erwartet hätte.

Die Vorsteherin der Anstalt wiederholte dem Vater nur die guten Zeugnisse, welche sie ihm früher über seine Tochter gegeben, doch fügte sie bei, daß man an ihr den Drang bemerkte, die große Welt zu betreten.

Endlich mußten die Freunde das Institut verlassen. Theilnahmlos sah der Doctor die Merkwürdigkeiten

Münchens, welches damals zwar noch nicht das „deutsche Athen,“ aber doch immerhin eine bedeutende Stadt war.

Am anderen Morgen verlangte er, Bellmann noch einmal in die Anstalt zu begleiten und wieder mußte der Vater zum Aufbruche mahnen.

Auf der Rückreise wurde der Doctor nicht müde, von Theresias reizender Erscheinung zu sprechen. Bellmann lachte das Herz dabei. Dann und wann schwieg er und saß in sich gekehrt, ohne Theilnahme für seine Umgebung. Endlich sagte er seufzend: Ach, Bellmann, wenn ich doch nur zehen Jahre jünger wäre! — Aber Doctor, Sie sind noch jung, antwortete dieser, da lassen Sie mich reden, ich bin wenigstens fünf Jahre älter, als Sie. — Der Doctor seufzte abermals. Später sagte er: Wenn ich nur fünf Jahre jünger wäre, so würde ich es wagen! — Was haben Sie denn vor, Doctor? fragte der Andere mit Lachen. Der Doctor schaute hinaus in die Gegend, ohne den schönen Chiemsee zu bemerken, in dem die Sonne ihr Bild in langem Feuerstreifen wiederspiegelte.

Endlich, als man schon die hohe Salzburg von ferne sah, nahm der Doctor Bellmanns Hand und sagte weich, fast ängstlich: Wir sind alte Freunde, lieber Bellmann, ich vertraue mich Ihnen an, ohne Furcht, verlacht zu werden. Glauben Sie, daß ich nicht zu alt bin für Ihre Tochter? Lieber Doctor, antwortete dieser, mir wären Sie der liebste Schwiegersohn, den ich mir nur wünschen könnte und ich hoffe, meine Theresia würde ebenfalls ein solches Glück zu schätzen

wissen. Indessen, ich glaube, Ihr Entschluß kommt zu schnell; Ihre Theilnahme für das Mädchen, das Sie als Kind gekannt und nun zu Ihrer Ueberraschung erwachsen gefunden haben, reißt Sie hin; warten wir noch einige Zeit, ob Sie bei Ihrer raschen Entschließung bleiben.

Der Doctor war froh, daß der Anfang so gut abgelaufen und fand sich gern darein, noch zu warten; Bellmann schätzte sich glücklich, schon eine so gute Aussicht für seine Tochter zu haben, ehe sie nur das Institut verlassen.

Willau war der Sohn eines reichen Kaufherrn aus Salzburg, der seine Handelsverbindungen weit über Oesterreich und Italien erstreckte und nicht blos in seiner heimathlichen Stadt ein großes Waarenlager hielt, sondern auch noch in mehreren Städten Oberitaliens Niederlagen hatte. Nach des Vaters Tod übernahm der ältere Bruder die Handlung, weßhalb er theils in Salzburg, theils in Italien lebte, während der jüngere als Arzt in seiner Vaterstadt blieb und sich niederließ, wo er bald durch Geschicklichkeit, Leutseligkeit und Rechtschaffenheit sich ein großes Vertrauen erwarb. Sein ansehnliches ererbtes Vermögen vermehrte sich rasch durch eine einträgliche Praxis, obgleich er höchst wohlthätig gegen alle Nothleidende war, die in seinen Kreis kamen. Willau war achtunddreißig Jahre alt und noch ledigen Standes, obgleich die ersten Familien Salzburgs ihm mit Freuden eine ihrer Töchter zur Gattin gegeben haben würden. Er hatte auch Eigenschaften genug, die einem Mädchen

gefallen konnten, ein hübsches Aeußere, eine gute Unterhaltungsgabe, sanftes, gefälliges Benehmen; allein sey es, daß er in seinem Wirkungskreise, der so sehr geeignet ist, weibliche Tugend und weibliche Schwäche kennen zu lernen, Erfahrungen gemacht hatte, die ihn abhielten, den ernsten Schritt in die Ehe zu thuen; sey es, daß er, wie so manche Andere, in täglich fortlaufenden Geschäften seine Befriedigung fand und alt wurde, ohne es zu bemerken, kurz: er hatte sich noch nie um eine Frau beworben.

Man hält gewöhnlich die Jugend für die Zeit der Leidenschaften, man kann jedoch die Bemerkung machen, daß Personen beiderlei Geschlechtes in reiferen Jahren, wenn sie eine Leidenschaft erfaßt, heftiger davon ergriffen werden, als die Jugend. Dies beweisen die vielen Thorheiten, die in einem Alter begangen werden, wo das Urtheil gereift seyn könnte. Auch den Doctor erfaßte die Leidenschaft für Theresia mit aller Gewalt, so daß er kaum einige Tage vorübergehen ließ, ehe er wieder zu Bellmann kam und ihm die Stetigkeit seines Entschlusses anzeigte, mit der Bitte, Theresia zu fragen, ob sie sich entschließen könne, seine Gattin zu werden. Reden Sie ihr indessen nicht zu, fügte er bei, ich möchte nur, daß ihr freier Wille beistimmte, nicht daß sie sich durch das Wort des Vaters verleiten ließe. Schreiben Sie ihr auch, daß ich den Vierzigern ganz nahe stehe; denn ich liebe sie zu sehr, als daß ich sie betrügen möchte.

Theresia war außer sich vor Freude, als sie den Brief ihres Vaters erhielt. Sie konnte die Nachricht

nicht schnell genug ihren Freundinnen mittheilen, die sie um ihr Glück beneideten. Der Doctor war immer noch ein hübscher Mann, durch blonde Haare und blühende Gesichtsfarbe jünger scheinend, als er war, vom besten Rufe und dabei mit einem Einkommen, wie es Theresia sich nur wünschen konnte, ein Mann, der sie aus Liebe heirathete: wie viel Vergnügen würde er ihr zu machen suchen! Wie würden alle ihre Wünsche erfüllt werden! Diese Betrachtungen, worin sie sich wiegte, waren der Hauptgrund ihrer Freude. Sie würde augenblicklich ihrem Vater ihre Zustimmung mitgetheilt haben, wenn nicht jene Mädchen ihr vorgestellt hätten, sie dürfe sich nicht so erfreut zeigen, sie müsse ein wenig spröde thuen, damit der künftige Gatte um so gefälliger würde. Sie gaben Theresia noch mehr derartige Lehren, so daß es ein Glück für dieselbe war, daß sie nur noch kurze Zeit in der Anstalt blieb.

Der Doctor kannte genau die beschränkten Verhältnisse Bellmanns, weßhalb er sich jede Ausgabe für Theresia verbat, durch die freundliche Erklärung, es mache ihm zu viel Vergnügen, die häusliche Einrichtung und die Aussteuer der geliebten Braut zu besorgen, als daß er daran irgend Jemanden, sey es selbst der Vater, theilnehmen lassen könne. Er richtete nun sein Haus vollständig neu ein, mit einem Aufwande, der sowohl seinem Vermögen, als seinem Wunsche, Theresia dadurch zu erfreuen, gleichkam. Nach demselben Maßstabe sorgte er auch für alle zum Anzuge erforderlichen Gegenstände. Wie freute er sich, Theresias

Ueberraschung zu sehen, wenn sie einen Schrank, ein Kistchen, ein Tischchen nach dem andern öffnen und seinen Inhalt mustern würde.

Da Bellmann in seiner Junggesellen-Häuslichkeit seine Tochter nicht bei sich aufnehmen konnte, wurde beschlossen, dieselbe unmittelbar aus dem Institute zum Altare zu führen. Nach der Trauung wollte der Doctor eine Reise mit ihr nach Oberitalien machen, und sie dabei seinem Bruder in Padua vorstellen.

Sobald die Einrichtung des Hauses zu Willaus Zufriedenheit fertig war, wurde der Tag der Vermählung bestimmt. Es war nach des Doctors Geschmack, dieselbe so still als möglich zu feiern. Er reiste daher mit Bellmann allein nach München. Theresia empfing beide mit unendlicher Freude, als die Verkünder ihres neuen, glücklichen Lebens. Der Vater wie der Bräutigam bemerkten, daß sie zu noch vollkommenerer Schönheit aufgeblüht war.

Den Brautschmuck hatte Willau ebenfalls besorgt und bei jedem Stücke desselben sich gedacht, wie Theresia damit aussehen werde; dennoch war er überrascht, geblendet, als die schöne Braut erschien, um sich zum Altare der Hauskapelle führen zu lassen. Im weißen Atlaskleide, den Myrthenkranz in den schönen, vollen Haaren, eine goldene Kette um den schlanken, weißen Hals, war Theresia einfach und doch reich geschmückt.

Willau fühlte sich unendlich glücklich in ihrem Besitze, und sie sah froh bewegt all den Freuden entgegen, von welchen sie seit drei Monaten schlafend und wachend geträumt hatte. Bellmann war glücklich durch

seine Ueberzeugung von dem besiegelten Glücke seiner geliebten Tochter.

Der Vater schied von den Neuvermählten, um wieder nach Salzburg zurückzukehren. Willau führte Theresia durch Tyrol nach Oberitalien. Wie jubelte sie, als sie sich wieder in Mitte hoher Gebirge sah, die sie, wie alle Gebirgsbewohner, so sehr liebte und so lange hatte entbehren müssen. Ihr für alles Schöne empfängliches Gemüth ergötzte sich an den lieblichen Ufern des Comer- und des Gardasees, und dankbar schlug ihr Herz für ihren Gatten, der ihr all diese Freuden bereitete. Die Neuvermählten besuchten die Hauptstädte der Lombardei, überall verweilend, wo Kunst oder schöne Natur sie fesselte. In den Städten mischte sich in Theresias bisher reine Freude, jene der Eitelkeit, denn überall erregte ihre blühende Schönheit Bewunderung. So kamen sie nach Padua, wo Willaus älterer Bruder ein großes Waarenlager hatte und seit einigen Monaten anwesend war. Wie sehr freute sich Willau, seine schöne Frau dem Bruder vorzustellen. Auch hier fand Theresia ungetheilten Beifall; ihre natürliche Anmuth, verbunden mit steter Heiterkeit, ihr ungekünsteltes, von ängstlicher Schüchternheit, wie von unweiblicher Keckheit gleichweit entferntes Benehmen gewann ihr die Herzen Derer, welche ihre Schönheit zur Bewunderung aufforderte. Willaus Bruder war ganz einverstanden mit des Doctors Wahl und freute sich um so mehr über das Glück desselben als er nach traurigen Erfahrungen ledig geblieben war.

Am meisten Bewunderung zollte Theresien ein Geschäftstheilnehmer ihres Schwagers, ein Italiener, Namens Zerano, der sie täglich im Hause des Kaufherrn traf. Er war viel gereist, ein Mensch ohne Glauben und von sehr zweifelhaften Sitten, schien aber dem Kaufherrn im Geschäfte unentbehrlich. Theresias erstes Erscheinen machte sogleich den tiefsten Eindruck auf ihn und er war nicht gewöhnt, die bösen Regungen seines Herzens zu unterdrücken; für ihn waren dieselben vielmehr die Freuden des Lebens.

In Theresia erregte er keine andere Empfindung, als jeder andere Bewunderer ihrer Schönheit, die Freude befriedigter Eitelkeit.

Männer reiferen Alters, welche schöne junge Frauen heirathen, sind gewöhnlich entweder mißtrauisch und eifersüchtig, bewahren ihren Schatz wie der Geizhals seine Goldkiste und bringen dadurch ihre Gattinnen um alle Freuden ihrer Jugend, oder sie lieben ihre Frauen so sehr, daß sie ihrer Tugend und Treue vollkommen vertrauen, ihre eigene Eitelkeit ganz auf die geliebte Gattin übertragen und sich durch dieselbe um so glücklicher schätzen, im Besitze so vieler Vorzüge, die an ihren Frauen erkannt und bewundert werden. Zu dieser letzten Classe gehörte Willau. Jedes Lob, jede Auszeichnung, die Theresia zu Theil wurde, nahm er auf, als würde sie ihm dargebracht, im Gefühle der innigsten Freude, ohne eine Spur von Eifersucht.

Der Aufenthalt der Neuvermählten in Padua war zu kurz, als daß Zerano Theresias Tugend gefährlich

werden konnte, wenn nicht jede Befriedigung der Eitelkeit schon Gefahr für die Tugend wäre.

Willau führte nun seine junge Frau nach Salzburg in sein schön geschmücktes Haus, über welches sie herrschen sollte. Wie freute sie sich der reichen Ausstattung desselben, sie, die in so beschränkten Verhältnissen aufgewachsen war. Jeden Wunsch sah sie hier schon im Voraus erfüllt. Immer von Neuem durchsuchte sie die Fächer der schönen Hausgeräthe und immer wieder erfreute sie eine neue Entdeckung. Sie freute sich herzlich, ihrem Vater nun nahe zu seyn, und sein Vergnügen, das geliebte Kind täglich und in so glücklichen Verhältnissen zu sehen, vermehrte noch das Ihrige. So oft er kam, zeigte sie ihm etwas neu Aufgefundenes, das sie entweder sich schon lange gewünscht oder an das sie noch gar nicht gedacht hatte. So brachte sie mehrere Tage hin, ohne Zeit für Besuche zu finden. Bei jeder Heimkehr Willau's, der seinem Berufe wieder folgen mußte, fiel sie ihm dankbar um den Hals und betheuerte ihm, daß sie durch ihn glücklicher sey, als sie es sich hätte denken können. Und Willau war glücklich durch ihre Zufriedenheit.

Die Besuche, welche nun gemacht werden mußten, gewährten Theresien neue Freuden. Ihre früheren Gespielinnen nach langer Zeit wieder zu sehen, überall sowohl sich selbst als ihr Glück preisen zu hören, vermehrte dasselbe. Die heimathlichen Berge wieder zu besteigen, die schöne Gegend mit dem geliebten Manne zu durchstreifen, die Lustorte der Umgebung Salzburgs zu besuchen, wo sie allzeit Gesellschaft fand und Be=

wunderung erntete, waren neue Erregungen ihrer Freude. Dann kamen die vielen Besuche, die ihr Haus und seine geschmackvolle Einrichtung bewunderten; es kamen Einladungen zu Gesellschaften, die ihretwegen gegeben wurden, und eben so viele Freude gewährte es ihr, Andere bei sich zu bewirthen. Willau, der allzeit ein stilles Leben vorgezogen hatte, beschränkte in nichts Theresias Wünsche; so viel es sein Beruf zuließ, begleitete er sie überall in Gesellschaften. Er strengte sich oft über seine Kräfte an, um Zeit für Theresias Vergnügungen zu gewinnen. Fortwährend war er bemüht, ihr Freude zu machen, jeden Wunsch, den er errathen konnte, erfüllte er, ehe sie ihn äußerte und war befriedigt durch ihre Freude, durch den Dank, den sie ihm so herzlich darbrachte und die Liebe, welche sie ihm bezeigte.

Theresia hatte von Natur einen großen Hang zum Vergnügen, der durch eine gute, religiöse Erziehung im Institute ziemlich unterdrückt worden war. Die leichtsinnigen Zöglinge, welche in den letzten Jahren vor Theresias Austritt eintraten, weckten denselben in ihr wieder durch die lebhaften Schilderungen, welche sie von den Vergnügungen der Welt machten, wie durch ihre Klagen über die Einförmigkeit des Lebens in der Anstalt. Bei dem Wunsche Willaus, seine Frau nur immer vergnügt zu sehen, gewann jener Hang in ihr neue Stärke und ging allmälig in Vergnügungssucht über. Ihre Grundsätze waren gut, ihr Herz rein und unverdorben, aber bei ihrem leichtsinnigen Haschen nach Vergnügungen blieb ihr keine

Ruhe, über jene nachzudenken und ihr Gemüth wendete sich nach und nach ab von ernsten Anregungen, wie ihr Geist jede Anstrengung floh. Religiöse Uebungen beschränkte sie auf die strenge Pflicht; sie konnten ihre flatterhaften Gedanken nicht fesseln. Willau war ebenfalls eine gute religiöse Erziehung zu Theil geworden, aber während seiner medicinischen Studien hatte er die religiösen Uebungen gänzlich vernachlässigt. Ungesucht hörte und las er fortwährend Angriffe gegen die Religion und suchte nichts auf, was ihn über ihre Vertheidigung belehrt hätte; so kam es bei ihm, wie bei so vielen Männern, daß er von seinen Berufsgeschäften sich ganz in Anspruch nehmen ließ und das religiöse Wissen und Ueben durchaus vernachlässigte. Da er wohl ein religiöses Gemüth hatte, aber die Zweifel, welche in ihm aufstiegen oder vou Außen angeregt wurden, nicht lösen konnte, kam er dahin, den Glauben ganz bei Seite zu lassen, und war nur bestrebt, seiner angeborenen, wie angewöhnten rechtlichen Gesinnung zu folgen. Theresia konnte daher an ihm keine religiöse Stütze finden, er war von ihrer Tugend überzeugt, sah auch, daß sie von religiösen Uebungen das mitmachte, was die meisten ihres Geschlechtes thaten, und dies genügte ihm vollkommen, obgleich er sie nicht gehindert haben würde, wenn sie eifrig sich der Religion hingegeben hätte. An ihrem Gatten hing sie mit inniger Liebe; aber es war nicht sowohl die uneigennützige Liebe einer Gattin, als vielmehr die selbstsüchtige eines verwöhnten Kindes. Sie liebte in Willau die Quelle

ihrer Vergnügungen, den Schöpfer ihres aus densel- ben entspringenden Glückes.

Erinnern wir uns an den Italiener Zerano, auf welchen Theresias Erscheinen in Padua so großen Eindruck gemacht hatte. Die Unmöglichkeit, seine Wünsche erfüllt zu sehen, fachte dieselben in seinem ungebändigten Herzen zur Leidenschaft an. Er suchte nur nach der Möglichkeit in Theresias Nähe zu kom- men und diese ergab sich endlich nach langem Harren.

Die Zeit nahte, in welcher der Kaufmann Willau nach Salzburg zurückzukehren pflegte, um die Hand- lung in Padua seinem Associé auf ein Jahr allein zu überlassen. Da seit einiger Zeit seine Gesundheit etwas schwankend war, so drang Zerano mit scheinbarer Theilnahme in ihn, das wärmere Klima Paduas nicht mit dem wechselvollen der Gegend Salzburgs zu ver- tauschen; er wolle, sagte er, statt seiner dies Jahr in Deutschland zubringen, wohin es ihn ohnehin schon lange gezogen, um sich mehr in der Landessprache zu ver- vollkommnen.

Endlich gab Willau seinen fortwährenden Vorstell- ungen nach, und eines Tages, etwa ein Jahr nach Theresias Vermählung, trat Zerano mit Empfehlungs- briefen von ihrem Schwager bei ihr ein. Sie empfing ihn, in Erinnerung ihres vergnügten Aufenthaltes in Italien, mit aufrichtiger Freude, wie ihr Gatte in ihm den Theilhaber und Freund seines Bruders in ihm ehrte und ihn einlud, sein Haus, so oft es ihm gefalle, zu besuchen.

Zerano war gänzlich hingerissen bei Theresias An-

blick, sie war im Gefühle ihres Glückes noch heiterer, sicherer, als früher, übersprudelnd in fröhlicher Laune; dabei waren ihre Körperformen zur vollkommensten Schönheit entwickelt. Ihr Teint hatte zwar etwas von seiner blendenden Weiße verloren, war aber dagegen frischer, durchsichtiger geworden und ihr schönes, großes Auge strahlte im lebhaftesten Glanze Zerano hatte darauf gerechnet, daß Theresia, deren Hang zum Vergnügen er wohl bemerkt hatte, bald gleichgiltig gegen den älteren Gatten werden würde; mit Verdruß sah er nun, daß sie zwar noch eben so genußsüchtig, Willaus Bestreben, ihr Vergnügen zu machen, aber auch noch eben so stark, ihre Zuneigung zu ihm noch dieselbe war. Er zog Erkundigungen bei Bekannten der Gatten ein, überall hörte er, daß ihr eheliches Verhältniß musterhaft und ein sehr glückliches sey. Da er nicht gesonnen war, seinem Herzen einen Zügel anzulegen, so blieb ihm nur Geduld übrig und ein geschicktes Betragen, welches jede Gelegenheit erfaßte, wo er etwas in Theresias Augen gewinnen könnte. Hatte er doch jetzt einmal so viel erreicht, daß er die schöne Gestalt sehen, ihre liebliche Stimme hören und ihre so lang ersehnte Unterhaltung genießen durfte.

Zerano besaß jenes Aeußere, welches leichtfertige Frauen so sehr einnimmt, eine schöne männliche Gestalt, schwarze, wellenförmige Haare, die auf dem Scheitel begannen etwas lichter zu werden, ein dunkles, glühendes Auge in einem regelmäßigen blassen Gesichte, bei einer weichen, klangvollen Stimme und

einem Benehmen, das gewandt sich jeder Zeit nach seiner Umgebung richtete.

Theresias Herz war noch unverdorben; Zeranos brennende Blicke verletzten sie, seine Gegenwart war ihr nicht angenehm. Er wußte sich jedoch geschickt zu mäßigen. Seine Besuche waren nicht häufig und schienen dem Gatten zu gelten, obgleich er jede Gelegenheit benützte, sich Theresia von seiner vortheilhaften Seite zu zeigen. Der Doctor fand großen Gefallen an der Unterhaltung des geistvollen, vielgereisten Mannes, während Theresia sich allmälig an ihn gewöhnte. Bald war er der tägliche Gesellschafter bei Willau.

Der Doctor fühlte sich hie und da ermüdet, selbst unwohl, durch angestrengte Berufsthätigkeit, allein er war weit entfernt, Theresias Hang, Gesellschaften zu besuchen und zu geben, hindernd entgegenzutreten; er bat sie, ohne ihn zu gehen und erschien bei derartigen Gelegenheiten im eigenen Hause nur auf kurze Zeit. Dafür traf sie überall Zerano.

Da Willaus Ermüdung immer mehr in Unpäßlichkeit überging, veranstaltete Zerano Landpartien und Gesellschaften, um sich Theresia, als den Grund ihrer Vergnügungen, unentbehrlich zu machen.

Anfänglich wollte der Doctor durchaus, daß seine Frau ihrem Vergnügen folgte, auch wenn er unwohl war; nach und nach aber, da er fühlte und als Arzt erkannte, daß sein Leiden bedenklicher werde, kränkte ihn Theresias Leichtsinn, die, weil sie nie krank gewesen, des Gatten Klagen für Einbildung hielt, da

er immer noch seine Patienten besuchte und seinen Beruf erfüllte. Sie hörte nicht seinen leisen Husten, sah nicht die abgegrenzte Röthe auf seinen hohler werdenden Wangen, nicht den vorgeneigten Gang, noch die abmagernde Gestalt.

Zerano bestärkte sie in ihrem Wahne, daß ihr Gatte sich nur einbilde, krank zu seyn, während andere Freunde es nicht über sich gewinnen konnten, die sorglose Frau auf die Gefahr aufmerksam zu machen.

Willaus kranker Zustand brachte es mit sich, daß er öfters ungeduldig und mürrisch war und der Gedanke, daß sein bisheriges Glück im Besitze Theresias ein sehr kurzes seyn werde, verstimmte ihn noch mehr. Er hatte in sich kein Gegengewicht dem andringenden Leiden entgegen zu setzen.

Theresia nur gewöhnt, sich selbst zu leben, von Andern, namentlich von ihrem Gatten, nur mit immer neuen Vergnügungen überschüttet zu werden, ohne je eine Selbstverleugnung zu üben oder Anderen ein Opfer zu bringen, — waren doch Alle stets glücklich, wenn sie dankbar und froh ihre Gaben hinnahm, — sie konnte sich gar nicht finden in die mit Willau vorgegangene Veränderung. Seine aufgeregte Stimmung machte sich hie und da Luft durch ein Wort des Vorwurfes, wenn Theresia nicht einen Abend allein bei ihm zu Hause bleiben konnte; sie fühlte sich verletzt durch solche Vorwürfe und meinte, ihr Mann solle ihr wenigstens ein Vergnügen gönnen, wenn er auch keinen Geschmack mehr daran finde.

Zerano benützte geschickt die Stimmungen der Gatten, die er genau beobachtete. Je mehr Willau sich nach Ruhe in Gesellschaft Theresias sehnte, desto mehr forderte er sie zu Vergnügungen auf, und obgleich sie noch nicht bei ihm über ihren Gatten eine Klage aussprach, so las er sie doch in ihrem Herzen und kam denselben zuvor, indem er zu verstehen gab, daß für das Opfer, das eine junge schöne Frau einem ältern Manne bringe, derselbe sie durch jede Art von Vergnügen zu entschädigen suchen müsse; daß es grausam wäre, sie zu zwingen, seinen Launen zu Gefallen sich von so unschuldigen Erholungen zurückzuziehen, wie sie Theresia liebte. Schon hörte sie lieber auf die Worte des Verführers, als auf die Bitten ihres Gatten; schon ging ihr manchmal der Gedanke durch den Kopf, das Opfer, das sie dem älteren Manne gebracht, sey zu groß, er wisse es nicht zu schätzen; schon stand hie und da das Bild des Verführers neben der zerfallenden Gestalt des Gatten im Vortheil in ihrem Herzen; allein sie erschrak noch, wenn sie sich auf solchen Gedanken ertappte und wandte sich seufzend davon ab.

Mit der Zunahme von Willaus Kränklichkeit vermehrte sich seine Reizbarkeit; es kam manchmal zu unangenehmen Erörterungen zwischen ihm und seiner Frau; dann weinte sie und klagte, wie unglücklich sie sey. In ruhiger Stimmung machte sich Willau Vorwürfe über seine Heftigkeit und suchte Theresia durch die Erfüllung eines Wunsches oder durch eine Ueberraschung zu entschädigen, so daß ihr Verhältniß nicht

zu beklagen gewesen wäre, und Theresia vielleicht sich allmälig an ein ruhigeres Leben gewöhnt hätte, wäre nicht Zerano gewesen, der allzeit mit Vergnügen ihre rothgeweinten Augen bemerkte und ihre Stimmung benützte, um die Liebe zu ihrem Gatten aus ihrem Herzen zu verdrängen und sich dafür darin festzusetzen.

Willaus Brustleiden war von der Art, daß er bei großer Schonung und möglichster Gemüthsruhe sein Leben immerhin auf ein höheres Alter hätte bringen können, allein sein Beruf, dem er sich nach wie vor hingab und der Kummer über seine Krankheit, gegen welche er keinen Trost fand, Angst, aus dem Leben scheiden zu müssen, an dem er, seit er Theresia besaß, mit allen seinen Wünschen hing, und die Wahrnehmung, daß er seiner geliebten Frau nicht mehr alle Wünsche erfüllen konnte, wie auch hinwieder der Verdruß, wenn er sah, wie sie rücksichtslos nur ihrem Vergnügen nachjagte, und die daraus entstehenden öfteren Mißhelligkeiten zwischen ihnen raubten ihm die so nothwendige innere und äußere Ruhe, wodurch der Verlauf seiner Krankheit beschleunigt wurde.

Im Frühjahre warf ihn eine Lungenentzündung auf's Krankenlager. Zum ersten Male sah Theresia Gefahr für ihren Gatten und war um so mehr untröstlich, als sie sich Vorwürfe machen mußte über ihr Betragen gegen ihn. Sie war nun die liebevollste, treueste Pflegerin, und so wohlthuend wirkte ihre aufopfernde Liebe auf Willaus Gemüth, daß er glücklich die nächste Gefahr überstand. Theresia athmete neu

auf, als sie ihn gerettet glaubte und würde sich jetzt am leichtesten gewöhnt haben, die Abende bei ihm allein zuzubringen, wäre nicht ihres Gatten Krankheit für Zerano ein Vorwand gewesen, täglich auf immer längere Zeit in's Haus zu kommen. Er unterstützte mit der scheinbar größten Aufopferung Theresia in der Krankenpflege, und Willaus dankbares Gemüth fühlte sich so zu ihm hingezogen, daß er die Stunden zählte bis zu seinem Besuche. Theresia, abgezogen von den Zerstreuungen der Welt und nicht mehr durch Willaus Krankheit beängstigt, war nun Zeranos Einfluß gänzlich hingegeben.

So standen die Sachen, als jener für Friedrich so verhängnißvolle Brand in ihrem Hause ausbrach, durch welchen Willaus Genesung auf lange Zeit unterbrochen wurde. Theresia dankte Gott und flehte um Segen für den ihr unbekannten Retter aus der Feuersnoth. Erschreckt durch die noch glücklich abgewendete Gefahr, machte Theresia die besten Vorsätze für ihr künftiges Verhalten gegen ihren Gatten; allein schon hatte der Funken leidenschaftlicher Liebe zu Zerano ihr Herz entzündet, und ohne daß sie sich es gestehen wollte, war sie die Sklavin derselben. Alle Vorwürfe ihres Gewissens suchte sie zu betäuben durch die Vorstellung, ihr Gefühl für den Hausfreund sey Dankbarkeit, Anerkennung seiner liebenswürdigen Eigenschaften; seine Besuche seyen ihrem Manne so lieb und bei der ihm gebotenen Einsamkeit so nothwendig. Sie suchte darin Beruhigung, daß sie nun ganz der Pflege ihres Mannes lebe, das Haus nur in unum-

gänglich nothwendigen Fällen verlasse, und Willau war glücklich, von ihr so viele Beweise der Liebe zu erhalten, da sie ganz für ihn zu leben schien. Aber der Tag war für Theresia drückend lang, nur der Abend hatte Werth für sie, wo sie sicher auf Zeranos Besuch rechnen konnte. Bisweilen war Willau zu erschöpft, um den Freund zu sprechen. Theresia empfing denselben im Nebenzimmer, und dieses waren dann die gefährlichsten Stunden für sie. Mit Sehnsucht erwartete sie diese Zeit, denn obwohl sie nie den Willen hatte, die Heiligkeit der Ehe zu verletzen, so schien es ihr doch immer, als könne sie Zeranos reizende Unterhaltung besser genießen, wenn sie dieselbe mit Niemandem theilen müßte. Ihr Gewissen warnte sie, aber der Vorwand, sie könne den treuen Freund des leidenden Gatten nicht zurückweisen, sollte es beschwichtigen, wie der Gedanke, daß sie nichts Unerlaubtes wolle; dabei nahm sie sich vor, recht zurückhaltend zu seyn und ihr Herz zu bewachen.

In solchen Stunden suchte Zerano ihre Grundsätze zu lockern. Scheinbar von einer entfernten Thatsache ausgehend, sagte er ihr unter Anderem: Es kann nicht des Schöpfers Wille seyn, daß eines seiner Geschöpfe unglücklich sey! Der Zufall bindet uns oft an einen Beruf, an eine Person, die uns später zur drückenden Fessel werden; der Thor trägt sie knirschend, der Blödsinnige mit stumpfer Thatlosigkeit, der starke Geist zerbricht sie und der kluge schlüpft aus ihnen, wenn sie zu stark für seine Kräfte sind. Theresia zitterte anfänglich vor diesen Lehren, sie wandte

ein, daß es doch Pflichten gebe, denen wir uns nicht entziehen dürfen, und daß es etwas Erhabenes sey, sich der Pflicht zum Opfer zu bringen.

Allerdings gibt es Pflichten, antwortete der Verführer, allein die erste Pflicht haben wir für uns selbst. Wie könnten wir auch Andere glücklich machen, wenn wir selbst unglücklich wären? Von uns muß das Glück überströmen auf unsere Umgebung.

Konnte sich Theresia noch nicht mit diesen Grundsätzen befreunden, so dachte sie um so mehr daran, den geliebten Freund von seinem Irrthume zu heilen, und machte dieß zu einem neuen Vorwande, sich ungestört mit ihm zu unterhalten. Dabei machte die Leidenschaft immer größere Fortschritte in ihrem Herzen, das jetzt erst das Gefühl derselben empfand. Ohne daß es zur Erklärung gekommen wäre, die sie vielleicht zurückgeschreckt hätte, war sie von Zeranos Liebe überzeugt und fühlte sich in seiner Nähe durch dieselbe unendlich beglückt. Gegen dieses lodernde Feuer schien ihr ihre Liebe zu Willau in der glücklichsten Zeit ihrer Ehe ein mattes Flämmchen, ohne Wärme, und oft überraschte sie sich bei dem Gedanken, sie habe sich eine drückende Fessel angelegt, in einer Zeit, wo sie noch keiner Wahl fähig gewesen. Zeranos brennende Blicke schreckten sie nicht mehr; der Wunsch, mit ihm vereint ihr Leben hinzubringen, tauchte erst flüchtig, dann bestimmter in ihr auf. Sie erschrak vor der Strafbarkeit desselben und kämpfte dagegen, sie rief Gott um Beistand an, aber sie mied den Verführer nicht und in seiner Nähe schwiegen die Gewissensbisse.

Theresia fühlte sich sehr unglücklich. Sie hatte kein Verlangen mehr nach Gesellschaften, denn nichts machte ihr Vergnügen, als Zeranos Nähe und auch seine Gegenwart brachte manchmal Pein, denn ihre Grundsätze waren zwar erschüttert, aber nicht gebrochen; sie wollte ihnen nicht untreu werden, sondern ihrem Herzen nur so viel gestatten, als sie sich einredete, ihm erlauben zu dürfen, weßhalb sie in einem unaufhörlichen Kampfe lebte, der ihre Gesundheit angriff, so daß ihre Wangen bleicher wurden und die Fülle ihres Körpers schwand. Willau schrieb die Abnahme ihres blühenden Aussehens ihrer Pflege und der Theilnahme zu, die sie ihm widmete, und je mehr er in seiner Genesung fortschritt, je mehr seine Gemüthsruhe zurückkehrte, um so mehr suchte er ihr Freude zu machen und sie zu bereden, wieder Gesellschaften zu besuchen. Seine Liebe folterte Theresia, indem sie ihr zum Vorwurfe ward, dem sie nicht entfliehen konnte; ihrem, zwar verirrten, aber noch nicht verdorbenen Herzen ward es unendlich schwer, die Heuchelei zu tragen, von ihrem Manne geliebt und gelobt zu werden wegen einer Sache, deren Grund sie in seinen Augen hätte verächtlich erscheinen lassen müssen.

In dieser Zeit kam eines Tages eine jüngere Freundin zu ihr, Namens Gisela Rasteiner, eines reichen Kaufmannes Tochter. Weinend stürzte sie Theresia an den Hals und bat sie in den leidenschaftlichsten Ausdrücken, ihre vielvermögende Fürsprache bei ihrem Vater einzulegen. Es währte lange, bis Theresia den Grund ihres Kummers erfuhr, Gisela war so

aufgeregt, daß sie nur immer wieder bat, sie möge doch ihren Vater zur Einwilligung bewegen. Betroffen über diese große Aufregung, fragte die Freundin, wer denn der Geliebte sey. Gisela stockte; eine dunkle Röthe überzog ihre schönes Gesicht; schämte sie sich des Geliebten, oder fürchtete sie, sich Theresia zur Gegnerin zu machen, wenn sie ihn nannte?

Aber Gisela, ich kann Deinen Vater nicht bereden, Dich einem Manne zu geben, den Du Dich scheuest, mir zu nennen.

Bergmann, sagte Gisela kaum hörbar.

Welchen Bergmann, Freundin? Ich kenne nur den Barbier dieses Namens, der meinen Mann bedient.

Zitternd, ohne zu antworten, sah Gisela zu Boden.

Ist es dieser? fragte Theresia wieder.

Gisela neigte schweigend ihr Haupt; auch Theresia schwieg betroffen. So unpassend sie das Verhältniß fand, so mußte sie sich doch sagen, daß kein höheres Gesetz ihm entgegenstand, wie bei dem ihrigen, und die Leidenschaft der Freundin nach der Stärke der ihrigen beurtheilend, fühlte sie das innigste Mitleid mit ihr. Sie versuchte es, ihr Vorstellungen zu machen, Gisela antwortete mit Leidenschaft, daß sie Alles überlegt habe, daß sie zum Aeußersten entschlossen sey, wenn ihr Vater seine Einwilligung nicht gebe. Der reiche Rasteiner hatte in seiner Jugend viele Reisen gemacht und dabei in lockeren Gesellschaften nach leichtfertigen Grundsätzen gelebt; er kannte daher die Menschen fast bloß von der schlechten Seite. Eine Ausnahme machte für ihn nur seine vortreffliche Gattin,

die durch ihren sanften religiösen Sinn so vortheilhaft auf ihn wirkte, daß sie ihn vielleicht gänzlich umgestimmt hätte, wäre sie nicht nach einigen Jahren schon ihm durch den Tod entrissen worden. Rasteiner war untröstlich; er grollte mit Gott und den Menschen. Alle seine Liebe wandte er nun seinen beiden kleinen Töchterchen zu, die er nicht von seiner Seite ließ. Eine Erzieherin sollte sie unter seinen Augen bilden. Leider war dieselbe mehr darauf bedacht, sich ihren Zöglingen unentbehrlich zu machen, als denselben ihre Fehler abzugewöhnen und sie zum Guten anzuhalten. Auch der Vater gab ihren Launen und Einfällen zu viel nach, theils weil er mit blinder Liebe an ihnen hing, theils weil er sie entschädigen wollte für die Entbehrung jeglicher Gesellschaft ihres Alters. So wuchsen sie auf, gewöhnt, ihren Neigungen zu folgen, ihre Wünsche zu befriedigen, ihren Willen durchzusetzen.

Gisela, die ältere, stand nun in der Blüthe der Jugend, aber immer noch hielt sie der Vater fern von allen und jeden Gesellschaften, von allen öffentlichen Vergnügungsorten und allen Lustbarkeiten der Jugend. Er fürchtete, ihre blühende Gestalt wie ihr Reichthum möge Freier anziehen und sie zu Verbindungen verleiten, die ihm nicht angenehm wären, denn er hatte beschlossen, seine Schwiegersöhne selbst zu wählen, da die Wahl seiner Eltern für ihn so gut ausgefallen. Bisher waren die Mädchen zufrieden, daß der Vater sie auf die Berge führte, sie Hunde, Vögel und andere Thiere nach Belieben halten ließ

und ihnen innerhalb der von ihm gezogenen Grenzen die Herrschaft so ziemlich abgetreten hatte. Nun sollte Gisela, um sich zur Hausfrau vorzubereiten, in die Küche gehen und zwar in die eigene, und nicht in ein Gasthaus, wohin andere Mädchen geschickt wurden, weil er mit Recht fürchtete, dies könne Veranlassung zu Gefahren für ihr Herz geben; daß aber diese Gefahr auch im eigenen Hause lauere für ein Herz, das weder durch religiöse Grundsätze gestärkt, noch zur Selbstbeherrschung gewöhnt war, daran dachte er nicht.

Täglich kam der Barbier in Rasteiners Küche, um Wasser für den Herrn zu holen. Bergmann war ein hübscher junger Mann, in seinem dunklen Krauskopf blitzten zwei freundliche schwarze Augen, sein kleiner, wohl geformter Mund zeigte gern die schönsten weißen Zähne, sein Auftreten war gefällig und gewandt, seine Unterhaltung lebhaft, munter und manchmal witzig. Er hatte mehr Geistesbildung als man sonst in seinem Stande findet, denn er hatte das Gymnasium absolvirt und wollte eben die Universität beziehen, um Medicin zu studiren, als sein Vater, ein geschickter Thierarzt, fast plötzlich starb, ohne Vermögen zu hinterlassen. Mit schwerem Herzen entsagte der Sohn der gewählten Laufbahn und widmete sich der niederen Wundarzneikunst. Der Gedanke an seinen verfehlten Beruf war das Einzige, was seinen Frohsinn trübte, doch trug er immer die unbestimmte und sich auf nichts stützende Hoffnung, noch sein Ziel zu erreichen. Zweimal schon ist derselbe uns im Verlaufe dieser Erzähl=

ung begegnet und zwar zuerst auf Friedrichs Reise von Linz nach Salzburg, dann vor dem Todtenzimmer Nannis, wo er mit Friedrich auf eine so traurige Weise zusammentraf.

Gisela sah den jungen Mann täglich, der keineswegs zu schüchtern war, die schöne Tochter des reichen Kaufherrn anzureden. Er liebte, wie sie, die Berge, und täglich gaben die Partien, welche Beide schon gemacht, Stoff zu Gesprächen. Bald waren die Berge nicht mehr nöthig zur Unterhaltung, sie fand sich von selbst und die dafür verwendete Zeit ward beiden zu kurz, so sehr sie dieselbe auch ausdehnten. Die Köchin achtete nicht darauf, daß Gisela darüber die Braten verbrennen ließ; für die Erzieherin war, wie für viele Frauenzimmer ihrer Art, ein Liebesverhältniß etwas zu Reizendes, als daß sie es hätte stören mögen, welches auch nicht mit ihrem Bestreben zusammengetroffen wäre, sich stets in der Gunst der Zöglinge sicher zu erhalten; auch sie ließ das junge Paar gewähren.

Bergmann wußte sich mehr im Hause zu thuen zu machen und seine Besuche allmählig zu verlängern, bis endlich einmal Rasteiner der ungeahnte Zeuge einer Unterhaltung wurde, deren Gegenstand nicht die Berge, sondern Hochzeit und Ehe waren.

Gisela war auf's Höchste empört, als der Vater dem Geliebten mit den verständlichsten Worten die Thüre wies und gegen sie selbst mit einer donnernden Rede seinen Zorn ausgoß. Es war dieß etwas ganz Neues für das verwöhnte Kind und weit entfernt, nachzugeben, betheuerte sie dem Vater, sie werde Berg=

manns Gattin werden, oder ihrem Leben selbst ein Ziel setzen.

Rasteiner empfahl der Erzieherin geschärfte Wachsamkeit, indem sich ein Theil des Verdrusses auch auf sie entlud; allein hier that er eben so wenig Wirkung als bei Gisela; die Erzieherin hatte zu viel Mitleid für das unglückliche Liebespaar, als daß sie sich nicht beeilt hätte, ihren Zögling mit der Hoffnung zu trösten, der Vater werde schon einwilligen.

Sie gab dabei zu verstehen, die Liebenden könnten sich doch hie und da bei einem Spaziergange sehen, da die Ausgänge der Tochter so ziemlich in der Willkür der Gouvernante standen.

Bergmanns leichtes Blut ließ auch seine Hoffnung nicht sinken; er dachte, der Vater ist reich genug, um mich studiren zu lassen; als Doctor darf ich kühn um die Hand der Tochter des Kaufmannes werben, und Giselas Festigkeit wird den Vater schon zur Nachgiebigkeit bewegen. Dieß ging jedoch nicht so leicht, wie sich die jungen Leute schmeichelten; Herr Rasteiner blieb dabei, ein Mann, der ihm den Bart abgenommen, könne sein Schwiegersohn nie werden, und als Gisela fortfuhr, mit ihren Betheuerungen, daß sie dennoch seine Gattin werden würde, drohte er zu bewirken, daß man den Barbier aus der Stadt weise.

In dieser Noth kam Gisela zu Theresia. Beider Väter waren Freunde und deßhalb sahen die Kinder sich von jeher zuweilen, so wenig Rasteiner die Seinigen auch Besuche machen ließ. Die schöne junge Frau galt viel bei dem alten Hausfreunde, der für weib-

liche Schönheit immer noch begeistert war. Theresia machte all ihren Einfluß bei Giselas Vater geltend, anfänglich ganz ohne Erfolg. Es ging ihr ein Stich durch das Herz, als Rasteiner ihre eigene Ehe als einen Beweis anführte, daß die nach dem Willen der Eltern geschlossenen Verbindungen glücklicher seyen, als jene, welche auf zufällige Bekanntschaften folgten. Sie bat noch dringender den Vater, doch weniger hart zu seyn, sie stellte ihm das leidenschaftliche Temperament Giselas vor, das bis jetzt noch auf keinen Widerspruch gestoßen und machte ihn für die Folgen verantwortlich.

Um so mehr muß ich darauf dringen, antwortete er ihr, daß der Mensch aus der Stadt kömmt; sieht und hört das Mädchen nichts mehr von ihm, so wird sie ihn schon vergessen. Unterdessen will ich für einen passenden Gatten sorgen.

Betrübt, nichts für ihre Freundin erwirken zu können und geärgert, daß der Vater sich nicht von ihr überreden ließ, ging Theresia von ihm, ohne jedoch die Sache ganz aufzugeben. Bergmann bediente auch den Doctor; das nächste Mal, da er in's Haus kam, ließ ihn Theresia zu sich rufen. Er war höchst niedergeschlagen, denn sein Principal hatte ihm auf Rasteiners Verlangen gekündigt und nach dem Herkommen durfte er vor Ablauf eines Vierteljahres bei keinem andern in der Stadt eintreten.

Das ist mein ganzes Verbrechen, daß ich nicht so viel habe, um studiren zu können, rief er bitter aus. Wäre mein Vater am Leben geblieben, so wäre ich

nun in nächster Zeit Doctor und Herr Rasteiner würde sich meiner nicht schämen.

Theresia kam in ihrer Theilnahme für die Liebenden der Gedanke, ihr Mann habe noch nie eine Ausgabe gescheut, wenn es sich darum handelte, ihr einen Wunsch zu erfüllen, sie könne ja Bergmann studiren lassen. Der Doctor schätzte den Barbier, welchen er immer bedauert hatte, daß er nicht seine Talente ausbilden konnte, als daher Theresia ihm die Lage desselben vorstellte und ihren Wunsch, ihn studiren zu lassen, dringend äußerte, gab er gern seine Zustimmung, obgleich er sich nicht für überzeugt hielt, daß Rasteiner ihm seine Tochter dann geben werde, wenn aus dem Barbier ein Doctor geworden wäre, vielmehr dachte er, die Entfernung würde die Neigung in den jungen Herzen verwischen. Nochmals versuchte Theresia ihre Beredsamkeit, Herrn Rasteiner zur Nachgiebigkeit zu stimmen, umsonst: er blieb dabei, der Mensch müsse aus der Stadt und dürfe nie wiederkommen.

Und wenn er als Doctor wiederkommt, wenn er sich ein selbstständiges Auskommen sichert, wie dann? Geben Sie ihm dann Gisela, wenn sie ihn dann noch will?

Das kann ich wohl versprechen, meinte Rasteiner; er kann nicht studiren und Gisela vergißt ihn. Aus den Augen, aus dem Sinn!

Die Hand darauf, Herr Rasteiner, rief Theresia triumphirend, wenn er als Arzt hier ein anständiges Einkommen hat, geben Sie ihm Gisela, vorausgesetzt, daß sie ihn will!

Damit Sie sehen, daß ich einer schönen Frau nichts abschlage, was irgend möglich ist, hier meine Hand! antwortete er mit Artigkeit.

Theresia benachrichtigte sogleich Gisela von dem Erfolge ihrer Bemühungen. Stürmisch fiel diese ihr um den Hals und bedeckte sie mit ihren Küssen, für ihre Großmuth und Liebe, während sie einen Strom von Thränen vergoß, daß sie Bergmann so lange vermissen solle. An seiner Treue zweifelte sie so wenig, wie an der Beständigkeit ihrer Liebe und den Erfolg seiner Studien hielt sie für sicher. Gerührt vernahm Bergmann Theresias großmüthiges Anerbieten, mit dem sogleich alle seine Hoffnungen wieder auflebten. Die Erzieherin vermittelte einen Abschied der Liebenden unter ihrer Obhut; eine Adresse wurde dabei verabredet, unter welcher Bergmann an Gisela schreiben könne, und sie trennten sich, um erst nach dem erlangten Doctorat Bergmanns sich wieder sehen zu wollen.

Innsbruck war nun Bergmanns Ziel, wo er seine medicinischen Studien mit dem Eifer begann, den ihm Liebe, Ehrgeiz und Neigung einflößte.

Traurig saß Theresia am Abende nach seiner Abreise in ihrem Zimmer; so wohl es ihr that, das Glück zweier Personen fördern zu können, so betrübt war sie über ihr eigenes Loos. Die Liebe ihres Gatten, die sie eben erst wieder erprobt hatte, indem er sogleich in ihren Wunsch für Bergmanns Unterstützung einstimmte, machte ihr Vorwürfe; ihr Herz seufzte nach Zerano. Wie glücklich ist Gisela, dachte sie, die ohne

Gewissensbisse lieben darf! Wäre das Ziel auch noch weiter hinausgesteckt, als das ihrige, ich wollte mich glücklich schätzen, wenn ich nur ohne Gewissensbisse einem Erfolge entgegensehen dürfte. Da fiel ihr die Krankheit ihres Mannes ein und die Möglichkeit seines baldigen Todes. Sie zuckte zusammen. Flieh, schrecklicher Gedanke, sprach sie zu sich selbst, indem sie ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckte, flieh, mein Gewissen ist schon genug belastet! Sie nahm sich auf's Neue vor, Zerano weniger zu sehen. Aber er ist meinem Manne so nöthig als mir, antwortete die Stimme der Verführung in ihr.

Noch in diesen Kampf verwickelt, hörte sie seine Tritte auf der Treppe; ihr Herz schlug laut, sie war beinahe ohne Fassung, als er eintrat. Augenblicklich bemerkte er ihre Verwirrung und suchte sie zu benützen. Er setzte sich zu ihr und erkundigte sich mit der größten Theilnahme nach der Ursache ihres Kummers. Theresia zitterte und konnte nicht antworten. Da ergriff er ihre Hand und preßte sie leidenschaftlich an seine Lippen. Die junge Frau, ihrer Gefühle nicht mehr mächtig, ließ es geschehen, indem sie mit der anderen Hand sich die Augen bedeckte. Ihre Verwirrung für Einwilligung haltend, rief er mit Leidenschaft aus: „Theresia, hören Sie auf die Stimme Ihres Herzens und streifen Sie endlich die Bande ab, die es unwürdig fesseln!" Da mit Einemmale stand der Abgrund klar vor ihren Augen, an dem sie seither gewandelt und in den sie der Verführer hinabziehen wollte. Sie erhob sich rasch und im tiefsten Schmerz=

gefühle der Erniedrigung, der sie sich preisgegeben, rief sie aus: „Was habe ich gethan, das Sie zu solcher That ermunterte? Mein Gott, bin ich so tief gesunken, daß man mir solches zutrauen darf!"

Sie wandte sich, das Zimmer zu verlassen, da stand ihr Gatte unter der Thüre, bleich und starr, einem Marmorbilde ähnlich. Mit einem Schrei stürzte sie an seine Brust, wie um dort Schutz zu suchen. Zerano entwich bestürzt durch eine andere Thüre.

Willau drohte zu sinken, mühsam führte ihn die zitternde Gattin zu einem Lehnstuhle; da entquoll ein Blutstrom seiner gepreßten Brust; er schloß die Augen. Theresia, in Todesangst, glaubte ihn erlöschen zu sehen; sie riß an der Klingel, schickte nach dem Arzte und versuchte, ihn zu beleben, wie es ihre Angst zuließ, bis er endlich die Augen wieder aufschlug. Wie wenn ihr das Leben wiedergeschenkt wäre, athmete sie auf und dankte Gott inbrünstig für diese Gnade. Aber der ankommende Arzt zeigte sich bedenklich und empfahl die größte Vorsicht. Theresia saß Tag und Nacht an ihres Gatten Bette, in der qualvollsten Angst. Es wäre ihr Erleichterung gewesen, ihm ihr ganzes Unrecht zu gestehen, ihn um seine Verzeihung anzuflehen, selbst seine gerechten Vorwürfe zu ertragen; aber dieses vom Arzte gebotene Schweigen, die Nothwendigkeit, die Last ihres Gewissens allein zu tragen, brachte sie fast zur Verzweiflung. Sie schlief nicht, sie aß und trank nicht; sie überwachte jeden Athemzug des Kranken und flehte nur zu Gott, daß er ihn nicht sterben lasse, ehe sie ihr Vergehen bekannt und seine Verzeih-

ung erhalten habe. Vergebens erinnerte sie der Arzt, für ihre eigene Gesundheit zu sorgen; es war wie brennendes Wachs, das auf ihr Herz fiel, wenn er von zu großer Aufopferung sprach; sie hatte einen solchen Abscheu vor sich selbst, daß es ihr tröstlich schien zu leiden und die körperlichen Leiden ihr zur Linderung ihrer Seelenschmerzen dienten.

In den einsamen Nächten, die sie am Krankenbette zubrachte, trat ihr ganzes verflossenes Leben vor ihre Augen; sie fand nur Selbstsucht in ihm und jene verbrecherische Liebe. Tausend Mal dankte sie Gott, daß er sie nicht ganz hatte in's Verderben sinken lassen. Sie faßte die festesten Vorsätze für die Zukunft, sie wollte nun ganz für ihren Mann leben, ihm seine Liebe zu vergelten suchen, die ihm zugefügte Schmach auf jede Weise abbüßen; aber nichts konnte sie beruhigen; immer kehrte der Vorwurf zurück, daß ihre Verblendung ihren Gatten auf das Todtenbett geworfen und wenn er sterbe, sie die Mörderin sey.

Endlich nach langen, in den bittersten Seelenleiden zugebrachten Tagen hörte Theresia von dem Arzte, daß für jetzt die Gefahr vorüber sey. Willau durfte wieder sprechen. Theresia, sagte er, nachdem der Doctor ihn verlassen, ich habe unterdessen meine Vergangenheit an mir vorübergehen lassen. Seine Frau stürzte im Gefühle der Schuld vor seinem Bette auf die Knie und bat mit flehender Stimme: Willau, kannst Du mir verzeihen? Ich erkenne Alles, was ich gegen Dich verbrochen habe und die Reue bricht mir fast das Herz; es ist mir eine Erleichterung, Dir meine Schuld

bekennen zu dürfen; aber wirst Du mir verzeihen können, wenn Du Alles weißt?

Sey ruhig, Theresia, sagte er, ihre Hand fassend, Deine Fehler habe ich mir zum Vorwurfe zu machen. Staunend sah ihn seine Gattin an; er fuhr fort: Ich habe Deine und seine letzten Worte gehört und kann darnach den Standpunkt beurtheilen, den Ihr gegen einander eingenommen.

Nein, nein, rief Theresia im tiefsten Schmerze, Du weißt nicht, daß eine verbrecherische Liebe in meinem Herzen loderte!

Ich mußte dieß errathen aus Deinem Benehmen gegen ihn, den ich nicht mehr nennen will. Theresia, ich liebte Dich mit abgöttischer Liebe, dieß war meine Schuld. Ich nährte Deinen Hang zum Vergnügen; ich wollte Dich nur befriedigen, Deine Liebe mir sichern, indem ich allen Deinen Wünschen zuvorzukommen suchte . . .

Und wie habe ich Deine Liebe vergolten! unterbrach ihn Theresia.

Ich habe Dich behandelt, als lebten wir nur dieses eine, arme Erdenleben, das so schnell verfliegt! Statt Dir den Weg zum Himmel zu zeigen, wollte ich Dich hier glücklich machen; statt Deine unerfahrene Jugend zu bewachen, überließ ich Dich Deinen Gelüsten; statt Dich zu beschützen, überlieferte ich Dich dem treulosen Freunde, dieß war meine zweite Schuld!

Weil Dein argloses Herz der Gattin und dem Freunde traute, rief Theresia, ihr Gesicht in seinen Kissen verbergend, wurdest Du schändlich betrogen!

Weil ich menschlicher Tugend zu viel vertraute, nicht bedenkend, daß die Gefahr überall auf sie lauert und daß sie ohne höheren Beistand in derselben untergeht! Theresia, wir haben Beide versäumt, uns der Gnadenmittel zu bedienen, die unsere heilige Religion bietet; ich schon lange Zeit, Du, seitdem mein Beispiel Dir zum Vorwande diente. Dieß ist meine dritte Schuld! Ich sehe, das menschliche Leben schwindet wie Rauch dahin und nichts von Allem, was wir hier lieben, können wir mit hinüber nehmen in die Ewigkeit. Aus den Erinnerungen meiner Jugend leben die Wahrheiten unserer Religion wieder in mir auf und ich erkenne sie nun, als wohl begründet. Das Leben mit seinen Freuden, seinen Qualen, seiner Liebe und seinen Hoffnungen hat nur Werth, wenn es uns Vorbereitung ist für das jenseitige, ewige! Meine Tage sind gezählt, Theresia . . .

Du wirst wieder gesund werden, rief sie dazwischen, der Doctor sagte ja eben, die Gefahr sey vorüber. Gott wird Erbarmen haben und mich einigermaßen gut machen lassen, was ich gegen Dich gesündigt!

Willau schüttelte ruhig das Haupt und fuhr fort: Benützen wir die Zeit, die uns noch gegeben ist, um gut zu machen, was wir beide gefehlt haben. Schicke nach einem Geistlichen, ich will ein Bekenntniß ablegen von den Fehlern meines Lebens, will mich mit Gott versöhnen; er wird mir auch Gnade geben, Jenem zu verzeihen!

Vergibst Du mir, Willau, verzeih'st Du mir meine Schuld?

Ich liebe Dich so stark, wie ich Dich am Tage unserer Vermählung liebte; aber es scheint mir, daß ich Dich jetzt mit einem besseren Gefühle liebe; es ist jetzt Deine unsterbliche Seele, die mein Herz umfaßt. Deine Wangen sind bleich, Theresia, Deine Augen roth, geschwollen und eingesunken, die Fülle Deiner Formen ist geschwunden; damals hätte mich ein solcher Anblick nicht hingerissen; jetzt bist Du mir theuer und wärest Du zur Mumie eingeschrumpft!

Es ward ein Priester gerufen; die Gatten hatten eine lange Unterredung mit ihm; er kam wieder und bestimmte mit ihnen den Tag, an welchem sie die Sünden ihrer Vergangenheit in seine verschwiegene Brust ausgießen sollten.

Ein schwerer Stein fiel von Theresias Herzen, als sie mit ihrem Gatten das Himmelsbrod, das Pfand der Versöhnung, empfing; seit langer Zeit trat nun wieder der Friede in ihr Herz zurück. Heiße Dankgebete entströmten beiden Gatten, welche die festesten Vorsätze faßten, von nun an Gott über Alles zu lieben und einander behülflich zu seyn im Hinansteigen auf der steilen Tugendbahn. Zu beider Beruhigung erfuhren sie, daß Zerano von Salzburg abgereist war, seine Geschäfte einem Andern überlassend. Theresia hatte sich bis dahin immer vor einer Begegnung mit ihm gefürchtet; nun athmete sie freier auf.

Willau erholte sich denn soweit, daß er während des Sommers die freie Luft bei kurzen Spaziergängen genießen konnte. Theresia begleitete ihn. Treu ihrem Vorsatze hatte sie jeden Besuch von Gesellschaften auf-

gegeben, dagegen eilte sie täglich, wenn es die Pflege ihres Gatten zuließ, in eine Kirche, Gott zu danken für die gefundene Ruhe und ihn zu bitten um Kraft, ihre Vorsätze zu halten. Sie flehete mit heißen Thränen um das Leben ihres Gatten, allein sie sah es selbst, daß keine vollständige Genesung erfolgte und bat um Ergebung in den göttlichen Willen. Gerne ertrug sie es, wenn Willau, überwältigt von der Reizbarkeit des kranken Körpers, manchmal ihrer treuen Pflege Ungeduld entgegensetzte, es war ihr tröstlich, durch Geduld ihre Fehler gut zu machen, und schnell sah der Kranke sein Unrecht ein und bat sie, es ihm nicht zu verargen; er wolle künftig geduldiger seyn.

Im Spätsommer vermehrten sich Willaus Leiden; er mußte das Zimmer gänzlich hüten. Er selbst sagte voraus, daß, wenn die Blätter fallen, auch die Hülle seiner Seele fallen werde. Er schöpfte Kraft und Stärke aus frommen Büchern, die ihm Theresia zu ihrem eigenen Troste vorlas, und von Zeit zu Zeit empfingen sie gemeinschaftlich den besten Trost in diesem Erdenleben, die heilige Communion.

Mehr und mehr nahte Willaus Auflösung, getröstet sah er ihr entgegen mit heißem Danke gegen Gott, der ihm Zeit und Gnade gegeben, sich darauf vorzubereiten. Am Feste Allerheiligen entschlief er sanft unter des Priesters und Theresias Gebeten.

Der Schmerz zerwühlte um so mehr Theresias Brust, als durch den Tod des Kranken, dem sie in den letzten Monaten ihre Zeit ganz gewidmet hatte, eine Lücke entstand, die jeden Augenblick sie an ihren

Verlust erinnerte. Auf's Neue marterte sie der Vorwurf, daß sie die Ursache des frühen Todes ihres Gatten sey, obwohl er ihr oft versichert hatte, daß er lange vor jener Entdeckung die Unheilbarkeit seines Uebels gekannt habe. Auf den Rath ihres Gewissensbeistandes nahm sie sich vor, die Qual dieses Vorwurfes mit dem Schmerze über ihren Verlust vereinigt, Gott darzubringen zur Abbüßung ihrer Verschuldung und hierin fand sie am meisten Beruhigung.

Willau hatte seiner Gattin sein ganzes großes Vermögen hinterlassen; sie lebte dessen ungeachtet in der größten Zurückgezogenheit. Auf ihre Bitte war ihr Vater zu ihr in's Haus gezogen, dem sie nun den Abend seines Lebens angenehm zu machen suchte. Von ihrem reichen Einkommen unterstützte sie freigebig Nothleidende, die überall sich finden. Bergmann sicherte sie die Fortdauer ihrer Unterstützung für seine Studien zu.

Friedrich war nach seiner Abreise von Salzburg gleichgiltig durch Tyrol gezogen und in der ersten italienischen Stadt geblieben, für welche er Empfehlungen hatte, die ihm alsbald eine Stelle verschafften. Theilnahmlos für Mailands Größe und Merkwürdigkeiten, lebte er nur seinem Berufe. Lange konnte er sich nicht entschließen, seinem Vater die Trauerbotschaft mitzutheilen, erst als er dachte, derselbe rüste sich zur Reise für die Hochzeit, meldete er in möglichster Kürze seinen Verlust.

Anfänglich besuchte er in Mailand nur den herrlichen Dom, wo er Trost und allmählig Beruhigung fand. Nach und nach gewann ihm die große lebhafte Stadt einige Theilnahme ab; er sah und bewunderte ihre Kunstwerke. Als die Außenwelt ihn wieder mehr anzog, beschloß er, die merkwürdigsten Städte Oberitaliens der Reihe nach zum vorübergehenden Aufenthalte zu wählen, indem er alle Halbjahre seine Stelle wechselte.

Ueberall gewann er sich die Zufriedenheit seiner Principale; die übrigen Hausgenossen fanden ihn jedoch zu ernst und einsilbig. Venedig mit den Resten seiner untergegangenen Größe zog Friedrich besonders

an. Die stille Trauer, welche über die Dogenstadt ausgebreitet scheint, war im Einklange mit seinen Gefühlen des eigenen untergegangen Glückes. Hier fuhr er oft allein hinaus in die Lagunen und ließ die Gondel vom Luftzuge treiben, während er seine Blicke bald auf dem Meere, bald auf der vor ihm liegenden Stadt ruhen ließ. Hier dachte er zurück an die stillen Wellen des Maines, an Alles, was er geliebt hatte und das nun schon für ihn untergegangen war. Vielleicht durch diese Erinnerung angeregt, erwachte in ihm die Sehnsucht nach den Bergen wieder, die er seit zwei Jahren verlassen hatte. Ebenso lebte in ihm die Liebe zur Botanik wieder auf, welche in der Wasserstadt so wenig Nahrung fand. Seine Trauer um die verlorene Braut war in friedliche Ruhe übergegangen; er konnte jetzt sich wieder der Gegend seines verlorenen Glückes nähern. So ging er nach Innsbruck. Heimisch begrüßte ihn hier die erhabene Alpenwelt, und bald machte er wieder mit der Botanisirbüchse seine Ausflüge in die Berge.

Bei einem solchen Gange hörte er einmal mit Staunen sich beim Namen rufen, er sah sich um und erblickte über sich auf einem Felsen Bergmann, der sich freute, einen Salzburger Bekannten zu sehen. Friedrich erschrak, denn jene Scene stand augenblicklich vor seinem Geiste, die ihn so plötzlich aus dem Hause des Hofapothekers getrieben. Bergmann stieg zu ihm herunter und reichte ihm freundlich die Hand, in welche Friedrich nur mit Widerstreben einschlug, in Erinnerung, daß sie den Leichnam seiner Braut

verstümmelt hatte. Endlich faßte er sich so weit, um fragen zu können, seit wann und wie Bergmann in Innsbruck sey. Fröhlich antwortete ihm dieser: Ich studire hier schon im dritten Semester Medicin. Denken Sie sich mein Glück! Nun gehen wir zusammen botanisiren! ich kenne die hiesigen Berge so genau, wie die in Salzburg. Friedrich konnte sich nicht recht mit diesem Gedanken befreunden; doch wollte er den gutmüthigen Menschen nicht zurückstoßen; so ließ er es denn geschehen, daß derselbe sich erbot, ihn recht oft dazu abzuholen.

Auch hier erwarb er sich die Zufriedenheit seines Principales, dessen Frau, eine muntere Tyrolerin in gesetztem Alter, sich alle Mühe gab, den einsilbigen ernsten Gehilfen etwas geselliger zu machen, da sie ihn eben so schätzte, wie ihr Mann. So ungern Friedrich seiner Neigung in dieser Beziehung entsagte, so konnte er doch längerem Zureden nicht widerstehen, da ihm dieses noch unerträglicher war, als die Forderung, welche man an ihn machte. Auf diese Weise ging er denn öfters mit in öffentliche Gärten und kam zuweilen zu den Kaffeegesellschaften der Frau Apothekerin, die er, einmal im Zuge, sehr gut zu unterhalten wußte. Dadurch verlor er viel von seiner früheren Schüchternheit. Auch der Umgang mit dem lebenslustigen, allezeit fröhlichen Bergmann wirkte ermunternd auf Friedrich, obgleich ihre Lebensansichten weit auseinander gingen und Friedrich öfters auf dem Punkte stand, sich von ihm zurückzuziehen; Berg-

manns gutes Herz besiegte immer wieder Friedrichs Unwillen.

Herr Köhler, sagte Bergmann endlich einmal zu ihm, Sie sind doch einmal ein gescheidter Mann und auch ziemlich in der Welt herum gekommen, wie ist es möglich, daß Sie noch Alles glauben, was man die Kinder von der Religion in den Schulen lehrt?

Weil ich die Ueberzeugung habe, daß dieß allein das Wahre ist.

Ich begreife Sie nicht! antwortete; Jener Ihr Glaube vergällt ja jeden frohen Lebensgenuß. Schauen Sie sich um, diese schönen Berge, die Sonne, die sie so herrlich beleuchtet, die Pflanzen, welche sie schmücken, das Alles ladet uns ein, diese Welt zu genießen, auf der ich ewig bleiben möchte. Sie wollen, man solle hier sein Leben lang gleichsam in der Schule sitzen und sich vorbereiten auf ein Jenseits, von dem noch Keiner zurück gekommen ist, um uns zu sagen, ob es wirklich existirt.

Genieße ich denn die schöne Natur nicht? antwortete Köhler; Sie wissen doch, daß ich jede freie Stunde ihr widme.

Ach, was ist das für ein Genuß! Immer daran denken, daß Alles vorüber gehe, daß hier nicht unsere Heimath sey, jede Freude auf den Himmel versparen, wie die Kinder das ganze Jahr brav seyn müssen, damit das Christkindchen kommt!

Sie mißverstehen mich, lieber Bergmann! Ich freue mich der Schönheiten der Natur weit inniger und ge=

nieße sie viel mehr, indem sie mich zu ihrem Schöpfer hinleiten, als wenn ich sie abgetrennt von ihm betrachtete. Ihre Vergänglichkeit müßte mich betrüben, so aber sehe ich im Bau des kleinsten Mooses, wie in dem der herrlichen Eiche die weise Sorgfalt eines gütigen Schöpfers, der noch mehr Sorge für mich tragen wird, da ich nicht, wie jene, blos für diese Erde, sondern für die ganze Ewigkeit geschaffen bin. Gerade das macht mir die Pflanzen, die Thiere, die Steine so lieb, weil überall aus ihnen die Herrlichkeit Gottes schimmert, die freilich sich uns erst jenseits ganz enthüllen wird. Die Welt wäre für mich todt, ohne Hinblick auf ihren Schöpfer und das fortwährende Zerstören ihrer schönsten Erzeugnisse würde mir Grausen erregen, dächte ich nicht, daß einst eine andere Welt uns aufnehmen wird, mit unwandelbarer Seligkeit.

Armer Köhler, sagte Bergmann, mitleidig Friedrichs Hand fassend, ich begreife wohl, daß Sie Ihr Glück erst in der andern Welt erwarten, Sie haben noch wenig Freude in dieser erlebt! Zu Hause wurden Sie nach alter Art strenge erzogen, in den Lehrjahren ist ohnehin keine Freude zu finden, in Salzburg — nun in der Hofapotheke ging es langweilig genug zu, das ist mir ja bekannt — aber dort lächelte Ihnen doch ihr einziges Glück, und leider hat es sich so schnell wieder von Ihnen gewendet! Das ist eben das Traurige, daß nicht alle Menschen glücklich sind; aber viel ist die Erziehung dabei Schuld; würde man darauf eingeschult, des Lebens Glück verständig aus-

zubeuten, statt auf ein jenseitiges zu hoffen, über Verluste sich nicht zu grämen, sondern sich nach anderen Genüssen umzusehen, so könnten wir Alle hier glücklich seyn. Freilich müßten Staat und Kirche erst nach dieser Anschauung umgebildet werden! Deßhalb nehmen Sie mir nicht übel, wenn ich nicht nach Ihrem Himmel verlange, ich bin stets munter und froh; wenn ich auch in meiner früheren Laufbahn nicht meine Befriedigung fand, so tröstete mich doch immer die Hoffnung, daß ich noch mein Ziel erreichen werde. Und wie herrlich hat sich nun mein Loos gestaltet! Sie wissen mein Glück noch lange nicht ganz; aber Sie sollen der Erste seyn, dem ich davon Kunde gebe, sobald ich es nur darf!

Gebe Gott, daß es nicht von Ihnen weiche und daß es Sie nicht um das ewige bringe!

So führten die beiden jungen Leute oft Gespräche mit einander auf ihren Wanderungen, ohne daß einer den anderen überzeugen konnte. Eines Sonntages kam Bergmann in aller Frühe zu Friedrich, ihn zu einem weiten Ausfluge abzuholen, da er wußte, daß derselbe heute seinen Ausgang hatte.

Es ist Sonntag, entgegnete Friedrich, wir dürfen den Gottesdienst nicht versäumen?

Sind wir denn Kinder, die Strafe bekommen, wenn sie die Schule versäumen?

Unsere Strafe würde um so schärfer ausfallen, da wir keine Kinder mehr sind. Inzwischen, nicht blos aus Furcht vor der Strafe gehe ich in die Kirche; ich denke, wenn man die ganze Woche in irdischen Ge=

schäften zugebracht hat, so sollte man Gott und der eigenen Seele zu Liebe, am Sonntage sich mit geistigen Dingen beschäftigen.

Als ob man dazu in eine dumpfe, finstere Kirche zu gehen brauchte! Fühlen wir nicht allzeit bei unseren Wanderungen in der herrlichen Natur unsere Herzen höher schlagen? Meine besten Vorsätze, ein edler Mensch zu werden, habe ich auf Berghöhen gefaßt.

Und wer gibt Ihnen die Kraft, sie auszuführen? Unsere Vorsätze zerstäuben vor dem ersten Hindernisse, das sich ihnen entgegenstellt, wenn wir nicht von oben gestärkt werden. Diese Gnade können wir nur hoffen, wenn wir unsere Pflichten gegen Gott treu erfüllen, die uns ja zu unserem eigenen Heile auferlegt sind. Woraus könnten wir mehr Kraft schöpfen, die Woche gut zuzubringen, als wenn wir am Sonntage durch Anwohnung der heiligen Messe Gnade schöpfen aus den Verdiensten des Gottmenschen?

Dies geht mir zu viel in die Theologie, weßhalb ich es dem Priester zu ermitteln überlassen will, erwiderte leichtsinnig Bergmann. Es ist nun einmal heute so schön und mein Herz hängt an diesen Ausflügen. Doch, thuen Sie, was Sie müssen und lassen Sie mich thuen, was ich nicht lassen kann! So eilte er davon.

Friedrich machte am Nachmittage einen einsamen Spaziergang auf den Iselberg. Es war wirklich wunderschön. Während die Luft im Thale noch heiß auf den Wanderer drückte, säuselte hier ein erfrischendes

Lüftchen in den Zweigen. Friedrich stieg im Schatten des Berges empor, alle Pflanzen erhoben frisch ihre Blüthen, die sie im Thale matt hängen ließen, gewürzhafte Kräuter dufteten unter seinen Tritten und einzelne Vögel stimmten ihr Abendlied an. Friedrich setzte sich in glücklicher Stimmung auf einen breiten, bemosten Felsen. Neben ihm gähnte ein Abgrund, aus dessen Tiefe die Gipfel hoher Tannen bis zu ihm heraufragten; ein beginnendes Bächlein hörte man unten über Steine der Ebene zurauschen, ohne es zu sehen. Ueber die ganze vor ihm liegende Gegend war die Ruhe des Sonntages ausgebreitet. Kräuselnd begann der Rauch aus den einzelnen Wohnungen unten am Berge, wie in der Ebene in die stille Luft zu steigen. Die Sennen und Landleute bereiteten ihr frühes Abendbrod. Mit Wonne saugte Friedrich das Glück dieses Augenblickes ein, mit Dank gegen den gütigen Schöpfer, der sowohl dies Schöne gegeben, als die Fähigkeit, es aufzufassen und zu empfinden.

Diese Empfindung wurde plötzlich gestört durch einen schmerzlichen Ruf, der Friedrich aus der Schlucht zu kommen schien. Er eilte so weit als möglich vor, um hinabzuschauen, allein durch das verwachsene Gestrüppe, welches an den Felsen wurzelte, konnte der Blick nicht dringen. Nun aber hörte er deutlich den Ruf: Hilfe! Er schrie aus voller Brust hinunter: Ist Jemand hinabgestürzt? Ja! klang matt die Antwort herauf. Ich komme! rief Friedrich wieder hinunter. Die Schlucht war auf dieser Seite unzugänglich; glücklicherweise aber war Friedrich die Stelle be-

kannt, von welcher aus es möglich war, hinabzukommen. Er eilte so viel er konnte, indem er von Zeit zu Zeit schrie, um durch die Antwort des Verunglückten die Stelle, wo er lag, leichter finden zu können, was ihm denn auch bald gelang. Mit Schrecken und Schmerz fand er Bergmann, der auf dem Rückwege von seinem Ausfluge hier einen Fehltritt gethan und hinabgestürzt war, wo er zuerst besinnungslos liegen geblieben und dann, so viel ihm der Schmerz erlaubte, gerufen hatte. Er klagte über große Schmerzen am ganzen Körper, der an mehreren Stellen blutete. Friedrich tauchte sein Taschentuch in das vorbeisprudelnde Wasser und wusch das Blut weg. Die Wunden schienen weder tief noch gefährlich; als er aber an das rechte Bein kam, da zuckte Bergmann schmerzhaft zusammen; hier fühlte er den größten Schmerz, der durch die kleinste Bewegung auf's Höchste stieg. Es war offenbar hier ein Knochenbruch, der durch die schon eingetretene Geschwulst nicht genau gefühlt werden konnte. Friedrich lud den schmerzlich Stöhnenden auf seinen Rücken und brachte ihn mit der größten Anstrengung aus der Schlucht. Hier legte er ihn auf eine mit Moos bewachsene Stelle und lief nach der nächsten Sennhütte, um dort Hilfe zu holen. Eine starke, stämmige Sennerin brachte ein großes breites Brett, das ihr zum Aufstellen der Käse diente, legte ihren Strohsack darauf, nahm einige Stricke mit und verfügte sich mit Friedrich zu der Stelle, wo der Leidende lag. Sie erquickte ihn etwas mit Enziangeist, den sie ihm zu trinken reichte, dann wurde er auf die einfache Trag-

bahre gelegt, mit den Stricken befestigt und vorsichtig den Berg hinabgetragen.

In der ersten Wohnung im Thale fanden sich Männer, die ihn auf einem bequemeren Lager in die Stadt zum Spital trugen, wo ihm sogleich wundärztliche Hilfe zu Theil ward. Die Geschwulst hatte indessen so zugenommen, daß das Bein weder untersucht noch der wahrscheinliche Knochenbruch eingerichtet werden konnte. Friedrich verließ ihn die Nacht über nicht und besorgte auf's Pünktlichste die Eisüberschläge. Er konnte ihn in den nächsten Tagen nur auf Augenblicke besuchen, wo er ihn allzeit voll Dank gegen ihn, aber in Verzweiflung über seinen Zustand fand.

Endlich konnte das Bein untersucht werden. Das Ergebniß war ein sehr trauriges: beide Röhren waren gebrochen, das Schienbein sogar zweimal und der Knochen zwischen beiden Brüchen gesplittert. Die Aerzte konnten sich nicht entscheiden, ob eine Amputation nothwendig sey; sie beschränkten sich darauf, die Heilkraft der Natur zu beobachten, um darnach später ihre Maßregeln zu nehmen. Bergmann wußte zwar nicht ganz das Gefährliche seiner Lage, aber dessen ungeachtet war sein Seelenzustand noch schlimmer als sein körperlicher. Seine Studienzeit war über die Hälfte verflossen. Er hatte sie in der Hoffnung auf Giselas Besitz mit einem Eifer und einem Fleiße benützt, der sonst in solcher Ausdauer seiner lebenslustigen Natur nicht eigen war.

Giselas ihm heimlich geschriebene Briefe hatten ihn fortwährend ermuntert. Bei seinen ausgezeichneten

Talenten durfte er hoffen, etwa in einem Jahre ein gutes Examen zu machen; er glaubte sich daher seinem Ziele nahe. Nun auf einmal dieser Zwischenfall, dessen Gefahr er nur vermuthete, wenn man sie ihm auch nicht verrieth. Er war untröstlich und steigerte dadurch das Wundfieber, das ihn zu keiner ruhigen Ueberlegung kommen ließ, bis zur gefährlichsten Raserei. Friedrich hatte das innigste Mitleid mit ihm; jede freie Zeit brachte er bei ihm zu; er wachte bei ihm und suchte ihn in ruhigen Augenblicken zu trösten, allein dieß war vergeblich.

Sie können mein Unglück nur dann bemessen, sagte er ihm einmal in einer stillen Nacht, wenn Sie mein seitheriges Glück ganz kennen. Haben Sie je Gisela, die Tochter des reichen Rasteiner, gesehen? Friedrich verneinte es.

O, dann können Sie sich meinen Schmerz nicht vorstellen, wenn ich Ihnen auch Alles erzähle! Sie ist das schönste, das unschuldigste, reinste Mädchen, sie findet nirgends ihres Gleichen!

Friedrich lächelte in wehmüthiger Erinnerung an Nannis kindliche Unschuld.

Sie, die zu hoch stand für meine Wünsche, fuhr Bergmann fort, hat sich zu mir herabgeneigt, hat dem Zorne ihres Vaters widerstanden und ihm das Versprechen abgerungen, daß er sie mir nicht versagen wolle, wenn ich mir selbst ein anständiges Daseyn sicherte. Und nun ich mich dem Ziele nahe glaubte, schleudert mich mein Schicksal erbarmungslos zurück!

Was schadet's, Bergmann, sagte ihm tröstend Friedrich, wenn Sie auch ein Semester länger hier bleiben müssen, das ist doch nicht zum Verzweifeln!

Ich verstehe schon genug von der Wundarzneikunst, um einzusehen, daß, wenn es nicht bald sich mit meinem Beine bessert, eine Amputation das einzige Mittel bleibt, mein Leben zu retten; aber ich bin fest entschlossen, das Mittel nicht anwenden zu lassen. Was soll mir das Leben als Krüppel? Nie würde Nasteiner seine Tochter einem Verstümmelten geben, und ich selbst könnte nicht zugeben, daß Gisela, vollkommen in jeder Beziehung, sich an einen Krüppel bände.

Lieber Bergmann, denken Sie doch nicht das Schlimmste; stellen Sie sich lieber vor, daß in der Welt Alles wechselt, auf Freude folgt Leid; nun sind Sie in der Trübsal und sie kann eben so leicht in Glück und Freude verwandelt werden. Es ist nun einmal nichts beständig in der Welt, deßhalb müssen wir unser wahres Glück erst jenseits erwarten.

Bergmann seufzte tief auf: Ach, wenn ich mich noch zu Ihrer Lehre bekennen müßte! Aber nein, nein! ich will hier glücklich werden, oder sterben!

Friedrichs Unwille über Bergmanns irrige Ansichten ging auf in dem innigsten Mitleide, das ihm der Zustand desselben einflößte; doch hoffte er, dieß schwere, jedenfalls langwährende Leiden werde besseren Grundsätzen den Weg zu seinem Herzen bahnen. Innigst flehte er Gott für ihn an, um die Heilung seines Körpers, aber mehr noch für die Genesung seiner Seele. Er hatte auch hier wieder ein stilles Plätzchen

für seine Andacht gefunden; es war dieß in der St. Jakobspfarrkirche vor dem berühmten Bilde „Maria Hilf."

Dort flüchtete er hin in allen Angelegenheiten, und so auch jetzt, oft, um für Bergmann zu beten.

Der Zustand desselben besserte sich, insofern man hoffen durfte, sein Leben ohne Amputation zu retten, ob jedoch das Bein geheilt werde ohne bleibenden Nachtheil, war noch nicht vorauszusehen. Jedenfalls war die Kur eine langwierige. Bergmann war nun ruhiger geworden; er hatte selbst Gisela seinen Unfall geschrieben und erhielt nun einen leidenschaftlichen Brief von ihr mit der Versicherung, sie wolle kommen, ihn zu pflegen, heimlich, ohne Wissen ihres Vaters; sie scheue nichts, was es auch sey; er möge sie nur wissen lassen, ob er es wolle. Sie betheuerte ihm, nichts werde im Stande seyn, sie von ihm zu trennen, weder der Wille ihres Vaters, noch seine Verkrüppelung, die sie in ihrer Aufregung schon im Geiste vor sich sah, obgleich Bergmann sein Uebel so leicht als möglich geschildert hatte. Er war erfreut über ihre treue Liebe, für welche er ihr in den feurigsten Ausdrücken dankte, sie aber zugleich auf Friedrichs Rath von jedem unbedachten Schritte abmahnend.

Friedrich benützte Bergmanns ruhigere Stimmung und die Einsamkeit, zu welcher derselbe verurtheilt war, um ihn durch seinen Unfall hinzuweisen auf die Vergänglichkeit alles Irdischen und die Nothwendigkeit, sich dem Ewigen zuzuwenden. Da die Heilung sehr langsam vorschritt, indem immer neue Splitter aus

dem verwundeten Beine genommen werden mußten, so war Bergmann oft tief niedergedrückt und daher der Wahrheit, daß wir hier kein dauerndes Glück erwarten können, viel zugänglicher, als früher. Friedrich brachte ihm religiöse Bücher, die er anfänglich ungern annahm und sie nur las, um der Langweile zu entgehen, die ihm aber nach und nach lieb wurden. Es ergriff ihn wunderbar, als er in der Lebensbeschreibung des heiligen Ignatius las, daß derselbe als Offizier, gleich ihm am Beine verwundet, darniederlag, und um einer Entstellung zu entgehen, sich einer neuen schmerzhaften Operation unterwerfen wollte, jedoch durch das Lesen frommer Bücher, welches Ignatius wie Bergmann nur aus Mangel an Unterhaltung vornahm, so ernste Gedanken bekam, daß er den Kriegsdienst aufgab, um sich Gott ungetheilt zu widmen, worauf er der Stifter der „Gesellschaft Jesu" wurde. Bergmann nahm sich nun ernstlich vor, die christliche Religion gründlich zu studiren, und wenn er früher unwillig war, daß Friedrich ihm blos religiöse Bücher brachte, so bat er ihn jetzt darum. Friedrich war hoch erfreut über die Umwandlung Bergmann's, den er nun im vollsten Sinne des Wortes seinen Freund nannte, und Bergmann hing mit dankbarer Liebe an seinem Pfleger. Je ruhiger sein Gemüth wurde, um so glücklicher schritt die Heilung seines Beines weiter; die Aerzte hofften nun, es ohne auffallenden bleibenden Nachtheil herstellen zu können.

Bergmanns Briefe an Gisela waren nun, ihrem Inhalte nach, sehr verändert gegen seine früheren.

Wenn er ihr auch noch immer von seiner Liebe sprach und von einer Hoffnung auf eine glückliche Zukunft an ihrer Seite, so wies er doch dabei hin auf das allein sichere Glück in der Ewigkeit, dessen wir uns hier würdig machen, wie auf die unendliche Vollkommenheit Gottes, den wir über Alles lieben müssen, wenn wir uns nicht unserer hohen Erschaffung nach seinem Ebenbilde unwürdig und zu unserer Bestimmung, in seinem Anschauen ewig selig zu seyn, unfähig machen wollen.

Gisela's höchst dürftige Religionskenntnisse waren durch den Umgang mit ihrer, ganz der Welt angehörenden Erzieherin völlig verflacht, sie verstand Bergmann's veränderte Sprache nicht und glaubte, seine Liebe sey erkaltet, in welcher Meinung sie die Gouvernante unterstützte. Leidenschaftlich und nicht in Selbstbeherrschung geübt, gab sie sich dem wildesten Schmerze hin. Wieder kam ihr der Gedanke, nach Innsbruck zu gehen und sich selbst von des Geliebten Stimmung zu überzeugen, als ihr noch glücklicherweise einfiel, die Frau Doctorin Willau um Rath zu fragen, die ihr ja so hilfreich bei dem Vater beigestanden.

Theresia lebte seit dem Tode ihres Gatten mit ihrem Vater zusammen, gänzlich von der Welt zurückgezogen, beschäftigt mit der Führung ihres Hauswesens und der Verwaltung ihres großen Vermögens, bemüht ihre religiösen Kenntnisse immer mehr zu erweitern und denselben gemäß ihr Leben einzurichten. Sie sah mit innigem Vergnügen aus Bergmanns Briefen, die ihr Gisela, unterbrochen von Thränen und

Schluchzen, vorlas, dessen glückliche Umwandlung. Sie bemühte sich, das leidenschaftliche Mädchen zu trösten, indem sie ihr sagte, sie finde Bergmanns Liebe zu ihr nur reiner und geistiger und daher von höherem Werthe, als früher, was sie jedoch nur einigermaßen beruhigte.

Theresia versuchte ihr begreiflich zu machen, daß es ja für jeden Menschen Pflicht sey, Gott vor Allem und über Alles zu lieben, allein zu dieser Anschauung konnte Gisela sich nicht erheben. Sie hatte zu wenig bis jetzt an Gott gedacht, um selbst ihn zu lieben und über sich nichts Höheres erkannt, um zuzugeben, daß ihr Geliebter etwas, und sey es Gott, mehr liebe, als sie. Heftig rief sie aus: Nein, wenn er mich liebt, wie ich ihn liebe, so denkt er an nichts Anderes, so findet er nichts Höheres, so besteht nichts für ihn über mir.

Traurig hörte Theresia diese Ergüsse an, deren Quelle sie vorderhand nicht verstopfen konnte. Sie sah die Mitwirkung zu Gisela's Geistesverirrung in dem Einflusse der oberflächlichen Erzieherin und des glaubenslosen Vaters, Einflüsse, die zu beseitigen nicht in ihrer Macht stand. Sie beschränkte sich nun darauf, Gisela zu versichern, daß sie von Bergmann's Liebe überzeugt sey, und sie zu bitten, sich immer an sie zu wenden und sie oft zu besuchen, in der Hoffnung, mit der Zeit eine größere Einwirkung auf sie zu erlangen, wenn sie nur ihr das Vertrauen bewahrte.

Bergmanns Heilung nahm den besten Fortgang, so daß er mit dem Beginne des Wintersemesters die

Collegien wieder besuchen konnte. Er widmete sich seinen Studien mit um so größerem Eifer, als er wünschte die durch seine Krankheit versäumte Zeit einbzuringen Zugleich suchte er in der Kenntniß seiner Religion immer weiter zu kommen und fand, je mehr er sich darein vertiefte, immer größere Theilnahme dafür. Es schien ihm nun unerklärlich, wie er so lange ohne Gott habe leben können, denn nun erst schien ihm sein Leben von Werth, und die Bedeutung desselben, im Einklange mit der ganzen Schöpfung. Nun fühlte er selbst, was Friedrich ihm schon früher gesagt hatte, daß alle Geschöpfe in einem viel höheren Grade unsere Theilnahme erregen, wenn wir sie in Beziehung auf ihren Urheber betrachten, von dessen Herrlichkeit sie ein schwacher Wiederschein sind. In seine Liebe zu Gisela mischte sich tiefe Wehmuth, da er in ihren Briefen noch immer den gänzlichen Mangel religiöser Anschauung zu beklagen hatte, um so mehr eilte er, fertig zu werden mit seinen Studien, indem er hoffte, einmal mit ihr vereinigt, sie zu besserer Erkenntniß zu bringen.

So verfloß die Zeit seiner Studien. Die innigste Freundschaft für Friedrich machte ihm den Abschied von demselben schwer; doch hoffte er, von dessen treuer Liebe überzeugt, ihn wieder nach Salzburg ziehen zu können. Der Hofapotheker, mit welchem Friedrich stets in brieflichem, wenn auch schwachem Verkehre geblieben, hatte denselben schon mehrmals gebeten, zu ihm zurückzukehren und in der Führung der Apotheke ihn zu unterstützen, da er ihn immer noch als seinen Theil=

haber ansehe, und das Alter ihm die Geschäfte schwer mache. Friedrich hatte sich noch nicht dazu entschließen können. Durch Bergmanns Ansiedelung in Salzburg war er mit diesem Gedanken vertrauter geworden, denn obgleich der Unterschied ihres Alters nicht bedeutend war, so hatte die Sorge um ihn und der Erfolg seiner Bemühungen gleichsam die Gefühle eines Vaters für seinen Sohn in ihm erweckt. Je schwerer er sich an Jemanden anschloß, um so fester war das Band, das ihn einmal mit einem Anderen umschlungen.

Bergmann machte ein ausgezeichnetes Examen. Seine Schützerin, Theresia, die den lebhaftesten Antheil an ihm nahm, trat aus ihrer Zurückgezogenheit hervor, so weit es nöthig war, ihn bei ihren ehemaligen Freunden zu empfehlen, und das Wort der schönen, hochgeachteten Wittwe fand leichten Eingang.

Bergmann sah den Erfolg in einer schnell erlangten Praxis. Sein erstes Zusammentreffen mit Gisela war bei Theresia, an welche sich dieselbe indessen fest angeschlossen hatte, zum Theile in der richtigen Ahnung, daß ihr Vater nicht so leicht seine Einwilligung zu ihrer Verbindung mit dem jungen Doctor geben und Theresia's Fürsprache jetzt so nöthig seyn dürfte, wie das erstemal.

Gisela's Gefühle brachen stürmisch hervor, bei diesem ersten Wiedersehen des Geliebten. Sie lachte und weinte und sprach unzusammenhängende Worte; es war, als fürchte sie, er werde ihr wieder entrissen.

Bergmann war freudig überrascht von ihrer nun vollendeten Schönheit und tief gerührt von der Stärke ihrer Liebe, wenn er sich auch nicht verhehlen konnte, daß diese ungebändigte Natur sowohl ihm als ihr selbst manchen Kampf bereiten werde. O, komme nun schnell zu meinem Vater, rief sie, er muß Dich lieben, er kann nicht anders als „Ja" sagen, wenn er Dich sieht, wenn er sich überzeugt, daß nur Du allein im Stande bist, mich glücklich zu machen!

Doch Bergmann zagte; er bat Theresia, der er schon zu so vielem Danke verpflichtet war, die Vermittelung zu übernehmen bei Herrn Rasteiner.

Theresia that es, es war ein Glück für die Liebenden, daß sie diese Vermittlerin gewählt hatten. Der reiche Herr wollte sich durchaus nicht an sein Wort gebunden glauben, das er nur in der sicheren Ueberzeugung gegeben, daß Bergmann unmöglich studiren könne.

Theresia wies diese Ausrede strenge zurück, sie bat ihn, sich von Bergmanns Würdigkeit, sein Schwiegersohn zu werden, zu überzeugen, sie drohte, ihn der Wortbrüchigkeit vor der ganzen Stadt zu bezüchtigen, sie versuchte Alles und erlangte endlich so viel, daß er einwilligte, seinen ehemaligen Barbier zu sehen.

Bergmanns Bein war so gut geheilt, daß man an seinem Gange nichts bemerkte, wenn er nicht ermüdet war; von dieser Seite hatte er den Besuch bei Rasteiner nicht zu fürchten; im Uebrigen war aber ihm bange genug und mit hochklopfendem Herzen trat er ihn an. Der alte Herr war sichtlich überrascht von

der Umwandlung des leichtfüßigen Barbieres in einen gesetzten und dabei eleganten Mann, der sich in den feinen Formen der guten Gesellschaft bewegte und obwohl etwas befangen, doch ohne alle Niedrigkeit ihm gegenüberstand.

Die barsche Anrede, mit welcher er den Ankömmling in seinen Kreis zurückweisen wollte, blieb ihm in der Kehle, und der Weltmann brauchte einige Minuten, um sich in die veränderte Stellung seines Besuches zu finden. Er begegnete ihm nun wenigstens höflich; Bergmann sprach von Innsbruck und dessen Umgebung, und wußte das Interesse Rasteiners zu erregen; dann ging er auf seine Studien über, zeigte endlich seine glänzenden Zeugnisse und da dieß Alles ohne Beziehung auf etwas Anderes geschah, so schien sich der alte Herr so weit zu vergessen, daß er mit großer Lebhaftigkeit die Unterhaltung fortsetzte, bis Bergmann glaubte, sich empfehlen zu müssen.

Er wagte noch, den Herrn Rasteiner um seine Empfehlung in der Stadt zu bitten und die Frage, ob er seinen Besuch wiederholen dürfe. Rasteiner schien ganz vergessen zu haben, weßhalb sich Bergmann ihm vorgestellt hatte; geschmeichelt durch die Bitte um seinen Schutz, versprach er, ihn bestens zu empfehlen, und erlaubte ihm, wieder zu kommen, mit der Artigkeit eines feinen Mannes.

Bergmann und Theresia waren zufrieden mit diesem ersten Empfange; nicht so Gisela, welche meinte, es hätte gleich des Vaters Einwilligung erwirkt werden sollen.

Das Vertrauen, welches sich der junge Arzt allmählig erwarb, heilte Rasteiner nach und nach von seinem Vorurtheile gegen ihn, und da er überall mit Achtung von ihm sprechen hörte, versöhnte er sich immer mehr mit den oft wiederholten Bitten Gisela's, ihn als Schwiegersohn anzunehmen. Freilich dauerte die Probe viel zu lange für deren Geduld; oft hatte Theresia eine wahre Plage an ihr, wenn sie nicht bloß über ihren Vater sich leidenschaftlich äußerte, sondern sich auch über Bergmanns Kälte beklagte, der nicht so ruhig warten würde, wenn seine Liebe so stark wäre, als die ihrige. Bergmann sah mit Betrübniß ihre ungestüme Heftigkeit; sein großer Trost war ihr Vertrauen zu Theresia, zu der sie immer flüchtete, wenn sie eine Klage hatte. Er hoffte durch den Umgang mit der von ihm hochverehrten Frau würden sich ihre Ansichten ändern und ihre Gewohnheiten bessern.

Friedrich konnte den Bitten des Hofapothekers, mit welchen Bergmann die seinigen vereinigte, nicht länger widerstehen. Er mußte sich Undank vorwerfen, wenn er noch zögerte, den Mann in seinem Alter zu unterstützen, der so großmüthig an ihm gehandelt hatte. Mit entgegengesetzten, tief aufgeregten Gefühlen betrat er Salzburg und das Haus, das ihm seinen Verlust auf's Neue frisch in's Gedächtniß rief. Die beiden guten Eheleute hatten sehr gealtert und waren tief ergriffen beim Eintritte Friedrichs, der auch für sie vergangene Zeiten in die Gegenwart zu versetzen schien. Eifrig widmete er sich dem Geschäfte, um den

Hofapotheker, der mehr der Ruhe bedurfte, als Friedrich geahnt hatte, zu schonen; nach und nach übernahm er die ganze Führung der Apotheke, dem alten Herrn nur das überlassend, was derselbe zu seiner Unterhaltung thuen wollte. Seine freie Zeit brachte er wieder auf den Bergen zu, und fast wäre er wieder in seine frühere Scheu vor jeder Gesellschaft zurückgefallen, hätte nicht Bergmann, den Beruf und Neigung mit der Welt verbanden, ihn öfters aus seiner Einsamkeit gerissen. Ein besonderer Wunsch Bergmanns war, seinen Freund mit Theresia bekannt zu machen, da er glaubte, beide, so gleich in ihren Ansichten, so unterrichtet in Allem, was dem Leben Werth gibt, würden einander eben so hoch schätzen, wie er sie verehrte; allein Friedrich war nicht zu bewegen, die Frau Doctorin zu besuchen. Das sähe aus, sagte er, als wolle ich nur noch nachträglich ihren Dank holen, für meinen Antheil an der Rettung ihres Mannes, bei dem Brande. Theresia dagegen empfand den lebhaftesten Wunsch, dem Retter ihres Mannes dankbar zu seyn und ihn vor Allem wenigstens kennen zu lernen, da er gleich nach jenem Ereignisse Salzburg verlassen hatte und sie sich nicht erinnerte, ihn früher gesehen zu haben. Bergmann erzählte ihr fortwährend so viel Gutes von ihm, daß dieser Wunsch immer stärker in ihr wurde. Da traf Bergmann sie eines Tages, als sie ein kostbares Herbarium ausländischer Pflanzen durchsah, auf welches der verstorbene Doctor großen Werth gesetzt hatte. Ah, Frau Doctorin, sagte Bergmann, das gäbe ein artiges Geschenk für Köhler, dem

Sie gern dankbar seyn möchten. — Wenn Sie glauben, daß es ihm Freude macht, so wäre es ein großes Vergnügen für mich, wenn er es annähme, erwiderte sie.

Friedrich empfing das Herbarium als ein kostbares Geschenk, das er durchaus nicht verdient habe und nicht zu erwidern wisse, weßhalb es ihn sehr in Verlegenheit setzte, das ihm aber zugleich eine unendliche Freude machte. Er wurde nicht müde, es durchzusehen, und immer fand er etwas Neues zu bewundern. Bergmann glaubte nun, er werde der Doctorin persönlich dafür danken, allein alle seine Gründe dafür konnten ihn nicht dazu bewegen; er begnügte sich, ihr mit großer Bescheidenheit seine Ueberraschung und seinen Dank schriftlich kund zu geben. Theresia, die ebenfalls erwartet hatte, daß er sie besuche, ward es schwer, eine kleine Unzufriedenheit zu unterdrücken.

Unterdessen hatte sich Rasteiners Widerstand gegen die Wahl seiner Tochter durch die Achtung, welche sich Bergmann schon allgemein erworben hatte, wie durch Theresia's Bemühung allmählig überwinden lassen, er gab endlich seine Einwilligung. Gisela jauchzte vor Freude und bald ward die Hochzeit des jungen Paares gefeiert. Auf Bergmanns Wunsch ward Friedrich Zeuge, und bei dieser Gelegenheit sahen er und Theresia sich zum ersten Male. Die junge Wittwe war in den letzten Jahren, die sie in ruhiger Herzensstimmung verlebte, frisch aufgeblüht wie eine Rose, die nach dem Welken in der heißen Mittagssonne, vom Thaue erfrischt, in neuer Schönheit prangt. Friedrich,

der in seiner Jugend aus Schüchternheit und Furcht seine Augen nicht auf Frauen ruhen ließ, seit Nanni's Tod aber gleichgültig gegen alle übrigen war, sah hier im Grunde zum erstenmale weibliche Schönheit, und war davon überrascht und betroffen. Theresia fand Bergmanns Aussagen vollkommen bestätigt. Mit Vergnügen unterhielt sie sich, als seine Tischnachbarin, mit dem gebildeten, bescheidenen jungen Manne, aus dessen klaren Augen und ruhigen Zügen, die Offenheit eines reinen Herzens sprach. Bei dem neuvermählten Paare sahen sie einander nun öfters, und Bergmann hoffte mit großer Freude auf die Erfüllung seines längst gehegten Wunsches, beide als ein Paar vereinigt zu sehen.

Nach kurzer Krankheit starb der Hofapotheker. Er hatte so väterlich für Friedrich gesorgt, daß derselbe nach des Verstorbenen Wunsch und Willen, die Apotheke übernehmen konnte. Die Wittwe bezog den oberen Stock des Hauses, wo Nanni gestorben war, den Friedrich seitdem nie betreten hatte. Die alte Frau, die ihn immer wie einen Sohn liebte, drang nun in ihn, sich zu verheirathen, da sie der Haushaltung nicht mehr vorstehen könne und eine Hausfrau in einem Geschäfte durchaus nothwendig sey. Friedrich erröthete und sein Herz klopfte; er stimmte der sorgsamen Frau bei, aber er fürchtete, die Wahl, die er tief in seinem Innern getroffen, sey eine unbescheidene. Da half ihm Bergmann, der ihm geradezu Theresia als Gattin empfahl. Auf Friedrichs Zweifel, ob er seine Augen bis zu ihr erheben dürfe, die bisher jede angebotene Heirath beständig ausgeschlagen, lächelte Bergmann.

Laß mich das besorgen, Köhler, sagte er fröhlich, gib mir nur Vollmacht, ihr Deine Hand anzubieten, ich bin sicher, daß ich keinen Korb erhalte!

Nach wenigen Wochen schrieb Friedrich seinem Vater, abermals zu ungewöhnlicher Zeit, und bat ihn um seine Einwilligung zu seiner Vermählung mit der schönen und reichen Wittwe. Gerne ertheilte sie der Vater, doch nicht ohne Bangen, ob sein Sohn diesmal glücklicher seyn werde, als das erste Mal. Er war alt geworden, und statt zu versprechen, daß er zur Hochzeit kommen wolle, lud er Friedrich ein, die Neuvermählte in das Vaterhaus zu bringen, das derselbe so viele lange Jahre nicht gesehen hatte.

Der fröhliche Lärm der Kinder herrschte nicht mehr im Försterhause. Anton, der dem Vater die Geschäfte besorgte, in Erwartung, den Dienst zu erhalten, und die jüngste Tochter, welche die Haushaltung führte, waren die einzigen, die noch zu Hause waren. Die beiden älteren Töchter hatten sich zur Zufriedenheit des Vaters in der Nähe verheirathet; Franz, der bei der Domkapelle in Würzburg eine Anstellung hatte, war als junger Mann der Liebling der Frauenwelt seines Kreises gewesen, wie gutmuthige Leichtfüße seiner Art oft dieses zweifelhafte Glück haben. Er gewann die Neigung eines wohlhabenden Mädchens, das eben Waise geworden war. Bald nach den Flitterwochen gewahrte die junge Frau des Gatten Hang zu unnöthigem Aufwande und war verständig genug, die Zügel des Hauswesens in ihrer Hand festzuhalten, ohne dadurch den Gemahl zu erzürnen, der sie herz-

lich liebte und sich zu seinem Glücke von ihr leiten ließ.

Nach einigen Monaten stand Friedrich mit Theresia vor dem Traualtare, beide glücklich in der Uebereinstimmung ihrer Gesinnungen und ihrer Herzen, die sie mit fester, starker Liebe verbanden; ihre Freude war jedoch mit wehmüthigem Ernste gemischt durch die Erinnerung an die Hingeschiedenen, mit welchen sie früher verbunden waren; Friedrich, getröstet durch das Bewußtseyn, Nanni's kindliche Liebe aus ganzem Herzen erwidert zu haben; Theresia mit Dank gegen Gott, der sie zur Erkenntniß ihrer Fehler und zur Reue über dieselben geführt, und ihr nun ein neues, unverdientes Glück bereitete. Beide gelobten Gott über Alles, und in ihm und nach seinem Willen, einander mit ewiger, unverbrüchlicher Treue zu lieben.

Bergmann war Friedrichs Zeuge, wie dieser es ihm gewesen; Gisela war unter den Gästen bei der Trauung anwesend; beide sahen mit der Wehmuth das glückliche Brautpaar vor dem Altare, welche bei solchen Festen Gatten beschleicht, die schon die Flüchtigkeit des Glückes, die Täuschung irdischer Liebe empfunden, welche Empfindung um so schmerzlicher ist, je leidenschaftlicher sie sich dem täuschenden Glücke hingegeben hatten.

Gisela's ungestümer Charakter hatte schon manchen Kampf in ihrer jungen Ehe hervorgerufen; der feste Grund des Christenthumes, auf welchem Bergmann stand, gab allein seinem weichen Gemüthe die Kraft, unerschütterlich den launenhaften Einfällen der Gattin

zu widerstehen, wie sein heiterer Sinn und sein gutes Herz auch immer wieder das Einverständniß zwischen ihnen herbeiführte, worauf Gisela eben so leidenschaftlich ihren Fehler bereute, als sie vorher ihre Forderungen durchzusetzen bestrebt war. Allmälig gelang es Bergmanns liebevoller Geduld, im Vereine mit Friedrichs und Theresia's unmerklicher, aber fortschreitender Einwirkung der jungen Frau Interesse für höhere Vorstellungen abzugewinnen und mit ihrem Eingehen in die Lehren der Religion wandelte sich ihr Charakter zum Bessern um; doch hatte sie fortwährende Kämpfe zu bestehen mit ihrer heftigen, in der Kindheit nicht bezähmten Natur.

Friedrich und Theresia lebten glücklich in stetem Streben nach immer höherer Vollkommenheit, wozu sie die Uebung christlicher Barmherzigkeit eifrig benützten.

Der Stiefsohn.

Eine Hochzeit! Eine Hochzeit! riefen die Straßenjungen einander zu, als sie an der St. Martinskirche einer süddeutschen Stadt mehrere Wagen anfahren sahen. Eine Hochzeit, riefen auch Erwachsene und eilten nach der Kirche.

Eine Hochzeit des Mittelstandes war kein alltägliches Ereigniß: deßhalb war die Vorhalle der Kirche mit Schaulustigen besetzt, welche neugierig die aus den Wagen Steigenden musterten.

In der Kirche selbst waren alle Plätze, von welchen aus der Brautzug gesehen werden konnte, schon zuvor eingenommen und die Geduld der Neugierigen bestand eine ihrer Proben.

Endlich öffnete sich das große Portal. Zwischen zwei jugendlichen Brautführern schritt die jugendliche Braut, in einfaches Weiß gekleidet, ernst in sich gekehrt durch das Schiff der Kirche zum Altare. Hinter ihr kam der Bräutigam, von zwei munteren Mädchen geführt, die auf ihren bauschigen Anzug sicher mehr Sorgfalt verwendet hatten, als die Braut auf den ihrigen.

Trotz der Heiligkeit der Stätte hörte man eifriges Geflüster unter den Neugierigen. Wie jung ist die

Braut! Ach und so blaß! Das ist keine lustige Braut; man meint ja, sie gehe zum Todtentanz! Aber auch einen so alten Mann zu heirathen! was denkt sie auch nur! Solch' ein alter Mann ist eine gute Versorgung für ein armes Mädchen, meinte eine Mutter vieler Töchter. Da ist sein Sohn, der paßte besser als Bräutigam für die junge Braut, flüsterte ein Mädchen.

Der Brautzug war zu Ende, die Blicke wandten sich zum Altare. Der Priester legte die Pflichten des Ehestandes dem Brautpaare an's Herz und that die entscheidende Frage. Laut und bestimmt antwortete der Bräutigam, fast unhörbar die Braut; dann sprach der Priester die Bestätigung ihres Bundes, gab ihnen den Segen der Kirche, und das unauflösliche Band war geknüpft.

Der Regierungsrath Werner war ein Actenmann, der pünktlich seine Geschäfte besorgte, und auch in seinem übrigen Leben regelmäßig war, wie eine gute Uhr. Der Tod seiner Frau störte gewaltsam seine Gewohnheiten, dessen ungeachtet ließ er sechs Jahre verfließen, bis er sich wieder verheirathete, denn eine Braut suchen, eine neue Frau in's Haus bekommen, war etwas noch Außerordentlicheres, als ohne Frau zu leben, zumal der Regierungsrath sich nach und nach an den Wittwenstand gewöhnt hatte. Otto, sein einziges Kind, sollte in einem Jahre die Universität beziehen; er hatte also keine Verpflichtung, eine Mutter für unerzogene Kinder zu suchen; aber als der gute Regierungsrath am wenigsten daran dachte, spielte

ihm sein Herz einen Streich und bewährte den Spruch: Das Herz wird nie alt!

Seit vielen, vielen Jahren ging er täglich regelmäßig vier Mal durch seine Straße, an dem Hause des Stadtorganisten vorbei, nach und von seinem Bureau, ohne daß er dieses Haus mehr als die anderen beachtet hätte, bis er in einem gefährlichen Augenblicke am Fenster ebener Erde ein, wie ihm schien, wunderschönes Mädchen sah. Bei all ihrer Schönheit sah sie so anspruchslos, so sittig und einfach aus, daß der Regierungsrath trotz seinen sechsundvierzig Jahren nun statt vier, fünf auch wohl sechsmal an dem Hause vorüberging und alle gute Laune einbüßte, wenn diese Gänge ihm nicht zum Anblicke seiner Schönen verhalfen.

Er erkundigte sich nach dem Mädchen und nach deren Familie; er hörte nur Gutes von ihnen; aber freilich, die Tochter eines Stadtorganisten paßte nicht ganz für einen Regierungsrath, der alles Auffallende, Ungewöhnliche haßte und nach Kräften vermied. Doch,

„Er war zu jung, um nicht zu fühlen,
Und war zu alt, um noch zu spielen!"

Er faßte daher einen festen Entschluß, ging eines Tages zu dem Organisten und bat um die Hand seiner Tochter.

Der gute Mann, der den Regierungsrath gar wohl kannte, wußte anfänglich nicht, ob es Scherz oder Ernst mit der Werbung sey; da er aber nicht annehmen konnte, der Herr Regierungsrath komme, um mit ihm zu scherzen, so fragte er ganz erfreut

über ein solches Glück, das seinem Hause erblühen sollte, welche von seinen Töchtern der Herr Regierungsrath ausersehen hätte.

Wie sie heißt, weiß ich nicht, antwortete dieser.

Ich will sie alle drei rufen, erwiderte der Organist; es wird jede sich über das Glück freuen, das einer von ihnen zu Theil werden soll.

Alsbald rief er zur Thüre hinaus: Karoline! Ricke! Luise!

Sogleich kamen zwei, kaum der Schule entwachsene Mädchen schäkernd in's Zimmer, wo der Anblick des vornehmen Herrn ihr Lachen augenblicklich in ehrerbietigen Ernst verwandelte.

Das sind nicht die Rechten, sagte Werner, und nachdem sie sich auf einen Wink des Vaters entfernt hatten, murrte er: Glauben Sie denn, ich wolle ein Kind heirathen, daß Sie mir diese vorstellen? Ich weiß doch, daß Sie noch eine Tochter haben.

Karoline, schnell! herrschte der Vater durch die Thüre.

Das ist sie! rief erfreut der Regierungsrath, als ein schlankes, blondes Mädchen mit einem sanften Gesichtchen schüchtern eintrat.

Karoline, sagte der Vater, der Herr Regierungsrath begehrt Dich zur Frau.

Alle Farbe entwich aus dem Gesichte der Tochter, es ward ihr dunkel vor den Augen, dann besann sie sich, ob sie recht gehört habe.

Du wirst einsehen, daß dies ein ganz unerwartetes Glück nicht nur für Dich, sondern für uns Alle

ist, fuhr der Organist fort, und sich an den Regierungsrath wendend, sagte er entschuldigend: Es kommt ihr zu überraschend, sie kann sich nicht fassen; nehmen Sie es ihr nicht übel. Obgleich sie schon neunzehn Jahre alt ist, bin ich doch fest überzeugt, daß sie noch nicht an's Heirathen gedacht hat.

Nun, ich will sie auch nicht überrumpeln, erwiderte freundlich der Werber; überlegen Sie die Sache mit einander; ich frage wieder nach.

Karoline gefiel ihm in ihrer Verwirrung ungemein wohl; so sehr er darauf rechnete, daß seine Werbung auch bei ihr günstig aufgenommen werde, so wäre es ihm doch leid gewesen, wenn die Tochter so schnell bereit gewesen wäre, wie der Vater. Zufrieden verließ er daher das Haus.

Vater, warum sollte ich Sie verlassen? nahm Karoline das Wort, nachdem Werner sich entfernt hatte. Meine Schwestern sind noch zu jung, um der Haushaltung vorzustehen, ja gerade sie hätten jetzt eine Leitung und Aufsicht recht nöthig.

Ich weiß das wohl, Karoline, aber bedenke nur, das Glück, das Du machst, geht auch auf Deine Schwestern über, und ein solches Glück findet sich nicht noch einmal. Nun, überlege es nur, Du wirst schon selbst einsehen, welche Vortheile uns allen dadurch zufließen.

Mit schwerem Herzen suchte sich Karoline ein einsames Plätzchen, wo sie sich zuerst recht ausweinte, um dann mit sich zu Rathe zu gehen. Sie ging auf

den Kirchhof; am Grabe ihrer Mutter flehte sie zu Gott, daß er sie bei ihrem Entschlusse leiten möge.

Der Vater hielt ihre Zögerung bloß für mädchenhafte Ziererei; er konnte sich gar nicht denken, daß Karoline, von deren Verstande er eine sehr hohe Meinung hatte, nicht einsehen sollte, wie die Werbung des Regierungsrathes weit alle Wünsche und Hoffnungen des Vaters überstieg. Er hörte auf keine Einwendung, ihrem Wunsche in's Kloster zu gehen, setzte er die Unmöglichkeit entgegen, da sie ganz mittellos sey; kurz, das arme Mädchen konnte ihm gegenüber keinen Grund für ihre Weigerung aufbringen, den er nicht widerlegte, und als nach drei Tagen der Regierungsrath die Antwort holte, gab der Vater statt der Tochter die Einwilligung.

Herr Organist, sagte darauf Werner, ich liebe die Stadtgespräche nicht; um dieselben möglichst abzukürzen, wollen wir in vier Wochen die Hochzeit feiern. Sie haben nicht nöthig, Ihrer Tochter irgend etwas anzuschaffen, meine Haushaltung ist vollkommen eingerichtet; dieser oftmalige Grund einer langen Brautschaft fällt also weg. In vier Wochen ist die Hochzeit!

Vergnügt ging er nach Hause. Unter der Thüre begegnete ihm Otto. Wenn es nur der schon wüßte! dachte er und trommelte nachdenklich an den Fensterscheiben.

Der wußte es aber schon; wie denn nichts schneller umher läuft, als die Nachricht einer Brautschaft,

und besonders einer solchen, die in mehr als einer Hinsicht zu den außergewöhnlichen zählte.

Weißt Du, daß Dein Vater wieder heirathet, daß Du eine Stiefmutter bekömmst? hatten Otto seine Mitschüler neckend gefragt. Er war überrascht und bestürzt. In den sechs Jahren nach dem Tode seiner Mutter hatte er es im Hause zu einer ziemlichen Selbstständigkeit gebracht. Hatte auch der Vater, der jede Unregelmäßigkeit verabscheute, die Grenzen des Verhaltens seines Sohnes streng gezogen, so kümmerte er sich doch nicht sonderlich darum, wie sich derselbe innerhalb dieser Grenzen herumtrieb. Die Nachricht, daß er eine Stiefmutter bekomme, war ihm daher höchst unangenehm, da er glaubte, nun auch den Tag über, während der Vater in seinem Bureau war, beaufsichtigt und in seiner Freiheit beeinträchtigt zu werden. Du bist ja so verblüfft, daß Du gar nicht fragst, wer Deine Stiefmutter wird, neckten seine Kameraden weiter.

Das kann mir ziemlich gleichgültig seyn, antwortete Otto mit verstellter Ruhe; ein Jahr wird es bei jeder auszuhalten seyn, im nächsten Herbste gehe ich auf die Universität uud brauche dann gar nicht mehr nach Hause zu kommen, wenn es mir nicht gefällt. Inzwischen, wenn Ihr's wißt, so sagt, wer sie ist.

Die schöne Karoline, des Organisten Tochter, welcher zu Gefallen wir so oft Deine Straße gegangen sind, und von der wir dessenungeachtet nicht wissen, ob sie blaue oder braune Augen hat; das schöne Burgfräulein, das nie aufsieht, man mag singend oder

schweigend, zusammen oder einzeln ihr Fensterparade machen.

Norbert, Otto's bester oder vielmehr einziger Freund, hatte wie jener gespannt zugehört, wer die Stiefmutter werden sollte; als sie genannt wurde, ward er bleich bis auf die Lippen, aber Niemand bemerkte es. Auch er war der schönen Karoline zu Liebe oftmals die Straße gegangen, aber allein, ohne die Anderen, und obgleich er nicht glücklicher war als diese, so keimte doch in seinem stillen Gemüthe eine tiefe innige Liebe zu dem sittigen Mädchen. Seine rege Phantasie träumte sich in ein geistiges Verhältniß zu ihr hinein und sein Herz hoffte wider alle Hoffnung sie einstens als Braut die Seinige zu nennen. Von seiner armen verwittweten Mutter während seiner Studien nothdürftig unterstützt, mußte er es sich sehr sauer werden lassen, das Lyceum durchzumachen und die Aussicht auf die Universität, für jeden Studenten eine freudige, zeigte ihm nur noch größere Entbehrungen. Seinen Trost, seine Stärkung schöpfte er aus seiner stillen Liebe zu Karolinen; wußte er doch, daß nur rastloses Studium ihm ein Daseyn verschaffen konnte, das er mit einem geliebten Wesen theilen durfte. Und nun mit Einem Worte war all seine Hoffnung zerstört! Unbeachtet entfernte er sich von den Uebrigen, um Fassung zu gewinnen, sich in das Unvermeidliche zu fügen.

Otto war selbst zu sehr von der Nachricht in Anspruch genommen, um die Gemüthsbewegung des Freundes zu bemerken; doch traf ihn die Wahl des

Vaters nicht so unangenehm, als dessen Entschluß, sich wieder zu verheirathen, ihn an sich berührte. Die schöne, sanfte Karoline konnte keine böse Stiefmutter seyn, das stand bei ihm fest und versöhnte ihn fast mit der Sache selbst.

Obgleich Vater und Sohn in gutem Vernehmen mit einander standen, so war ihr Verhältniß doch kein herzliches, kein vertrauliches. Dazu waren ihre Charaktere, ihre Gesinnungen, wie ihre Geistesbildung und ihre Anforderungen an das Leben zu verschieden.

Der Vater hielt in seiner kühlen Alltäglichkeit des Sohnes Eifer für alles Schöne für Schwärmerei und wenn er gleich den Ehrgeiz des Jünglings nach Auszeichnung vor seinen Mitschülern stets anspornte, so geschah dies nicht aus Liebe zu den Wissenschaften, sondern einzig, damit der junge Mann mehr Ansprüche auf eine gute Stelle bekäme. Dessen Vergnügen an Poesie, an Musik, überhaupt an den Künsten, fand er nur in soweit vernünftig, als die Uebung derselben zum Empfehlungsbrief dienen mag, in Gesellschaften, die vortheilhaft für die Zukunft werden können; was darüber hinausging, nannte er überspannt; jugendliche Begeisterung verglich er mit einem Champagnerräuschchen, das wohl erheitern möge, aber bald wieder dem nüchternen Bewußtseyn Platz machen müsse.

Otto fügte sich mit Widerwillen in die Fesseln, die mehr des Vaters Gewohnheiten, als Vernunftgründe ihm anlegten, Werner nahm es sehr übel, wenn sein Sohn einige Minuten zu spät zur Mahl-

zeit kam, während es ihn nicht kümmerte, welche Bücher derselbe las, mit welchen Kameraden er verkehrte. Und gerade hierin wünschte Otto Freiheit. Wenn er einen weiteren Spaziergang in die Berge machte, wäre er so gerne immer weiter gegangen, bloß sich leiten lassend von dem Vergnügen an der schönen Natur, allein er mußte genau berechnen, wie viel Zeit er zum Rückwege brauchte.

Wünschte er in ein Concert, in's Theater zu gehen, so schlug es der Vater zwar nicht ab, aber er fand ihn, wenn sie Abends noch zusammentrafen, ungehalten, daß er nicht beim Nachtessen zugegen war, und wollte Otto, aufgeregt von der Musik oder dem Schauspiele, dem Vater seine Gefühle oder auch nur seine Urtheile mittheilen, so wehrte derselbe, mit der Bemerkung, es sey nur noch gerade Zeit, daß Otto sein Nachtessen nehme, um dann zu Bette zu gehen. Mißmuthig mußte er sein wallendes Gefühl niederkämpfen.

Bei dieser Erziehung lernte zwar der Jüngling sich fügen, wo er mußte, aber da sein Wille nicht dabei war, so handelte er nach dem Grundsatze: „Leide, was Du mußt und genieße, was Du kannst.“ Otto war von der Natur reich begabt und Ehrgeiz und Wissensdrang trieben ihn gleichmäßig an, seine Talente auszubilden. Ein feiner Sinn für alles Schöne bewahrte ihn vor grobsinnlichen Genüssen, weßhalb er auch von allen seinen Mitschülern nur Norbert zum Freunde erkor, weil die übrigen sich mehr oder minder an Gemeinheiten ergötzen konnten. Norberts edles Gemüth

war durch die fromme Erziehung seiner zwar nur einfach gebildeten Mutter für alles wahrhaft Gute und Schöne begeistert und verabscheute Laster und sittliche Verdorbenheit. Mit bewunderenswürdiger Geduld trug er die Entbehrungen, welche seine Armuth ihm auferlegte, und wenn Otto ihm seine Leiden klagte, wenn Otto ihm von Entbehrung sprach und von seinem Verlangen nach der akademischen Freiheit, so begriff der arme Norbert nicht, wie man mitten im Ueberflusse noch klagen, was man sich noch wünschen könne.

Von seiner geheimen Liebe zu Karolinen hatte er mit Niemanden gesprochen, weder mit seiner guten Mutter, noch mit seinem Freunde; dies war ihm jetzt ein Trost; er hoffte mit seinem Herzen allein leichter fertig zu werden; die Flamme, die er still in sich gehegt, sollte nun in ihm erlöschen, ohne daß Andere sie gewahrten. Schmerzlich war es ihm zwar, daß er nun Otto's Haus meiden müsse, ohne dem Freunde den Grund zu offenbaren, doch machte sich dieser Schmerz weniger fühlbar, im Vergleiche mit dem herberen, das Schooßkind seiner Phantasieliebe ersticken zu müssen.

Die Hochzeit war vorüber. Der Regierungsrath führte seine junge Frau einige Tage nach Baden-Baden, denn eine längere Reise würde zu tief in seine Gewohnheiten eingeschnitten haben.

Die arme Karoline, von ihrem Gatten Lina genannt, konnte sich noch gar nicht in ihr Glück finden und das Du wollte für den Herrn Regierungsrath durchaus nicht über ihre Lippen. Werner ließ es sich gerne gefallen, daß seine junge Frau zu ihm hinaufsah, als stehe er hoch über ihr; sie entzückte ihn durch ihre Aufmerksamkeit auf alle seine Wünsche, durch ihre Sorge für alle seine Bequemlichkeiten, die sie nun ihm zu Theil werden ließ, wie sie sie früher für ihren Vater gehabt hatte.

Gewohnt sich zu fügen, fand sie sich leicht in die Launen ihres Gatten, ohne darin Lästigkeit zu fühlen; denn das Beispiel ihrer Mutter, die ihrem Manne allzeit unterwürfig gewesen, hatte sich ihr fest eingeprägt.

Lina, welche ihre Vaterstadt nie verlassen hatte, freute sich der herrlichen Gegend von Baden-Baden. Sie zeigte ihrem Manne so aufrichtig ihre Dankbarkeit für das Vergnügen, das er ihr bereitete, daß er

trotz seiner Bequemlichkeiten sich bemühte, sie mit den schönsten Punkten der Umgebung der berühmten Quellenstadt bekannt zu machen. Er ließ sich durch Lina's dankbare Freude selbst hinreißen, diese und jene Aussicht zu bewundern, obgleich innerlich sich freuend auf die Rückkehr in sein Haus und zu seinen Gewohnheiten.

Lina betrat mit Bangigkeit das Haus, in dem sie nun als neues Mitglied einer ihr bisher fremden Familie walten sollte. Hatte sie sich in den wenigen Tagen ihrer Ehe nothdürftig an ihren Mann gewöhnt, so war ihr doch der Sohn noch ganz fremd und wie sie zuerst nicht wagte, den Gatten Du zu nennen, so ging es ihr nun mit dem Sohne.

Auch Otto fühlte sich fremd in der Familie und das Wort Mutter kam nicht über seine Lippen. Lina's sanfte Anspruchslosigkeit, ihr Bestreben, ihren Eintritt in die Familie Vater und Sohn nur durch erhöhte Annehmlichkeit bemerkbar zu machen; ihre Theilnahme für beider Neigungen und Beschäftigungen führte bald Zutraulichkeit unter ihnen ein.

Als nach einigen Tagen Lina sich mit der neuen Haushaltung etwas bekannt gemacht hatte, erlaubte sie sich, den Flügel zu öffnen. Seit dem Tode ihrer Mutter ward ihr selten die Freude, sich an Musik zu laben, da die Besorgung des Haushaltes ihr allein oblag und fast alle ihre Zeit in Anspruch nahm. Sie hatte es im Klavierspiele deßhalb nicht zu der Fingerfertigkeit gebracht, die jetzt oft das einzige Verdienst der Spieler ist; allein ihr Spiel zeigte ein so tiefes

Verständniß des Componisten, es lag so viel Seele darin, daß wahre Kenner ihr die Meisterschaft zusprechen mußten. Ueberdies hatte sie den reinsten Geschmack, den nur die gediegene Musik der besten Meister befriedigen konnte.

Mit Staunen hörte Otto in seinem Zimmer ihr Spiel. Auch er hatte viel musikalisches Talent; auch er liebte leidenschaftlich die Musik und übte sie in jeder freien Stunde; aber in seiner neuen Mutter mußte er seine Meisterin erkennen. Leise trat er in's Zimmer und stellte sich hinter Lina, bis die Mozart'sche Sonate zu Ende war.

So kann ich sie freilich nicht spielen, sagte er vortretend. Ich habe diese Sonate zu vier Händen; dürfte ich bitten, sie mit mir zu spielen? — Es wird mich sehr freuen; ich spiele so gern vierhändig. — Otto spielte vielleicht mit mehr Fertigkeit und Kraft als Lina, aber seinem Spiele fehlte die Zartheit, die feine Nuancirung, das vollkommene Verständniß des Tondichters.

Lina machte ihm für das erste Mal keine Bemerkung über seine Art zu spielen; sie freute sich, ihm gefällig seyn zu können und glaubte, auch der Vater werde sich freuen, durch die Musik eine vollkommene Harmonie zwischen Mutter und Sohn entstehen zu sehen.

Wir wollen diese Sonate dem Vater vorspielen, wenn er von seiner Arbeit nach Hause kommt, es wird ihn gewiß erheitern, sagte sie zu Otto.

Ich will es recht gerne, erwiderte dieser, aber der

Vater liebt große Musikstücke nicht sehr; er mag lieber Walzer und Märsche.

Als Werner nach Hause kam, ward er mit Musik überrascht. Er ließ sich diese Aufmerksamkeit gerne gefallen, allein die Sonate war doch gar lang und nahm seine Geduld sehr in Anspruch. Froh, als sie zu Ende war, klatschte er dankbar in die Hände und verlangte darauf zu seiner Entschädigung einen Straußschen Walzer.

Lina war zwar etwas erstaunt über den Geschmack des Gemahles, aber sie willfahrte ihm augenblicklich, und stimmte dadurch den Regierungsrath sehr heiter.

Lina hatte in den wenigen Tagen ihres Umganges mit Werner und Otto schon bemerkt,, wie mangelhaft ihre Schulkenntnisse waren, da sie blos die Volksschule besucht und ungeachtet ihres Verlangens nach erweiterter Geistesbildung keine Gelegenheit dazu gefunden hatte. Sie klagte dies ihrem Manne und bat ihn um Bücher, woraus sie diesen Mangel etwas ergänzen könne. Werner hatte selbst nie ein Bedürfniß in sich gefühlt nach allseitiger Bildung, er war mit den Kenntnissen, die er zu seinem Brodstudium nöthig hatte, vollkommen zufrieden und durch dieselben seiner Frau allerdings überlegen; er verlangte aber auch von seiner Frau kein anderes Wissen, als was ihr zur Führung des Hauswesens nöthig war, weßhalb er etwas erstaunt ihre Bitte anhörte.

Liebes Kind, Du weißt genug für meine Wünsche; ich verlange durchaus nicht mit einer gelehrten Frau zu glänzen; aber weil ich so wenig zu Hause seyn

kann, wirst Du freilich manchmal Langeweile haben, da wäre ein unterhaltendes Buch schon recht; allein, fügte er lächelnd bei, mein Corpus juris, meine Institutionen, Codex und Novellen taugen nicht für Dich. Otto soll Dir Bücher holen aus der Museumsbibliothek; ich glaube, er hat den größten Theil davon gelesen und weiß, was Dich unterhalten wird.

Lina spielte nun täglich mit Otto Klavier oder ließ sich von ihm mit der Violine begleiten; sie machte ihn aufmerksam auf die Fehler seines Spieles und führte ihn ein in das tiefere Verständniß der großen Meister.

Otto war hingerissen, wie von ihrem seelenvollen Spiele, so von ihrem Eingehen in die leisesten Gedanken des Tondichtens. Sie erst schien ihm den Sinn für die wahren Schönheiten der Musik zu erschließen.

Nach einer solchen schönen musikalischen Stunde sagte Otto innig zu Lina: Mutter, darf ich Du sagen, wie ich zu meinem Vater sage?

Es kann mich ja nichts mehr freuen, als, worin es auch sey, mich mit dem Vater auf gleiche Linie gestellt zu sehen, erwiderte sie herzlich. Beide hatten bisher sowohl vermieden, Mutter und Sohn zu sagen, wie sie auch weder Du noch Sie gegen einander gebraucht hatten.

Tausend Dank, liebe Mutter! rief Otto; aber natürlich mußt Du auch Deinen Sohn Du nennen.

Lina erröthete; ich will es gerne, antwortete sie,

aber es ist mir noch so neu; ich muß mich erst daran gewöhnen.

Sie äußerte ihm nun ihren Wunsch nach einem geistbildenden Buche, da es ihr bisher peinlich war, dem Sohne ihre Unwissenheit zu bekennen. Nach einigen Fragen fand derselbe, daß sie der schönen Literatur ganz fremd geblieben, besaß jedoch Zartgefühl genug, ihr kein Staunen darüber zu zeigen. Ein wechselseitiger Unterricht fand von nun an zwischen Mutter und Sohn statt, bei welchem jeder Theil in dem anderen seinen Meister erkannte und ehrte. Otto las mit der Mutter die besten Werke alter und neuer Dichter, erklärte sie und gab alle zu ihrer Verständniß nöthigen Belehrungen, wie er sie selbst erst in den Classen erhalten hatte, welche Lina mit stets reger Begierde anhörte.

Der Regierungsrath hatte während fast vierzehn Tagen nach der Heimführung seiner jungen Frau die Abende zu Hause zugebracht. Die Stammgäste, ohne deren Gesellschaft er früher den Tag nicht zu beschließen wußte, glaubten ihn schon fast für sie verloren, allein die Liebe zur langjährigen Gewohnheit erwachte bald wieder. Zuerst wollte er nur ein- bis zweimal in der Woche zu seiner alten Gesellschaft gehen, bald gab er einen Tag um den andern zu, bis endlich alle Wochentage dort zugebracht wurden. Die anspruchslose junge Frau dachte nicht daran, es ihm zu verübeln; wenn sie ihn nur zufrieden sah, so war sie es auch; und zufrieden war Werner, wie noch nie in seinem Leben. Seine Frau richtete ganz das Haus-

wesen nach seinen Wünschen ein; noch nie hatte er seine Lieblingsspeisen so gut zubereitet erhalten wie jetzt; noch nie war so für seine Kleidung gesorgt worden, wie es Lina that, noch nie war Alles so pünktlich nach der Uhr seiner Gewohnheiten gegangen wie nun; ja selbst Otto war noch nie so aufmerksam auf die Wünsche seines Vaters, noch nie so fügsam und zugleich so heiter und unterhaltend gewesen, wie jetzt, wo er, durch das Beispiel seiner Stiefmutter hingerissen, sich bestrebte, ihr nachzufolgen, indem seine hohe Verehrung für sie ihm nicht erlaubt haben würde, sich vor ihr in einem unvortheilhaften Lichte zu zeigen. Nebstdem streute Lina in ihren Unterhaltungen mit Otto so viel guten, religiösen Samen unbemerkt in sein Herz, welcher bereitwillig Alles aufnahm, was von ihr kam, daß er eine weit richtigere Lebensanschauung gewann, als er zuvor hatte. Wie er durch seine Belehrungen der Mutter Blick in das Reich des Schönen erweiterte, so führte sie ihn ein in das Reich des Guten. In dem Maße, wie es ihm, mehr noch durch ihr Beispiel als durch ihre Belehrungen, klar wurde, daß wir nicht bloß für uns selbst leben dürfen, daß wir unsere Freude daran finden müssen, Anderen Freude zu bereiten, Anderen Kummer und Schmerz zu ersparen, oder ihn doch zu lindern; daß wir nicht unser Glück in Befriedigung unserer sinnlichen Neigungen suchen dürfen, sondern unsere Begierden nach Höherem richten müssen, um unser Herz immer mehr zu veredeln und wir all Dieses nicht thuen dürfen, um unsere Eigen-

liebe zu befriedigen, und unsere geistige Schönheit zu bewundern, sondern daß Alles, was wir erstreben, einzig das Ziel haben muß, den Willen Dessen zu erfüllen, der uns nach seinem Ebenbilde erschaffen, uns seinen Willen durch seinen Sohn verkündet hat und in seiner Religion uns die Mittel darbietet, ihm ähnlich zu werden — in dem Maße war er ernstlich bestrebt, diesem hohen Berufe zu folgen.

Die Werner'sche Familie war jetzt wohl die glücklichste in der Stadt. Der Tag verlief jedem Gliede derselben in seiner Berufsarbeit; die Mahlzeit vereinigte sie zu heiterem Austausche ihrer Erlebnisse und am Abende ging der Vater heiter zu seiner Gesellschaft, während Mutter und Sohn entweder musicirten oder lasen, oder, was zuletzt immer häufiger geschah, ihre Ansichten austauschten, über Alles, was sich gerade ihrem Geiste darbot. In seiner glücklichen Stimmung hatte Otto kaum bemerkt, daß Norbert ihn nicht mehr besuchte; es wäre ihm der Freund selbst störend gewesen; nichts konnte ihm die Zeit ersetzen, die ihm von dem Umgange mit seiner Mutter geraubt wurde. Norbert wußte es auch so einzurichten, daß sein Wegbleiben nicht auffallend war. Indessen hatte er mit sich selbst die bittersten Kämpfe zu bestehen. Alle Entbehrungen, alle Mühen, die ihn seine Studien gekostet, schienen ihm nun vergebens, alle Freude an dem gewählten Berufe war nun erloschen. Mühsam machte er zwar mit aller Anstrengung seine Aufgaben, weil sein Geist zu verwirrt, sein Wille zu schwach war, etwas Anderes zu ergreifen und nur die angestrengteste

Beschäftigung seine Leiden einigermaßen unterdrückte. Es zerschnitt ihm das Herz, wenn Otto ihm erzählte, wie glücklich ihn der Umgang mit seiner Mutter mache; wenn er rühmte, mit welchem Eifer sie für alles Wissenschaftliche sich interessire, mit welcher Leichtigkeit sie es auffasse und wie sie dabei so gut, so einfach, ohne alle Eitelkeit sey; wenn er ihm sagte, daß er jetzt erst einsehe, daß Norbert Recht gehabt, wenn er ihn erinnert habe, Theil zu nehmen, an den Uebungen der Religion, da er an seiner Mutter den Erfolg sehe. Lautlos hörte Norbert zu; so hatte er sie sich ja in seinen Träumereien gedacht! nur einmal wagte er die Frage, ob sie heiter, ob sie wohl glücklich sey? O, gewiß, gewiß! antwortete Otto, ihre Heiterkeit theilt sich sogar meinem Vater mit, der noch nie so zufrieden war, wie jetzt.

Eine Regung von Eifersucht erstickte Norbert in einem unhörbaren „Gott sey Dank, daß sie glücklich ist!"

Nach und nach erkämpfte er sich seine Ruhe wieder, wenn auch noch lange ein wunder Fleck in seinem Herzen blieb. Die Liebe zu seiner Mutter trat stärker hervor; für sie waren nun seine Studien, die er wieder mit Eifer und Freude betrieb. Er hatte, wie Otto, die Medicin erwählt, war aber ein Jahr hinter ihm zurück, weil seine arme Mutter ihn nicht früh genug auf das Lyceum bringen konnte.

Ein Jahr war seit der Werner'schen Hochzeit schnell verflossen, fast ohne daß es die Familie bemerkte; aber nun nahte die Zeit, wo Otto das Haus verlassen

sollte, um seine Studien auf der Universität zu beginnen. Es war seither fast nie davon gesprochen worden; der Regierungsrath hielt dies für eine abgemachte Sache und mochte sich nicht gern daran erinnern, weil jede Aenderung in dem Bestehenden ihm zuwider war, besonders seit Otto ihm mehr zu Gefallen lebte, vermied er den Gedanken an dessen Entfernung. Otto selbst sprach nicht davon, weil, je näher die Zeit rückte, ihm um so mehr davor bangte und Lina wurde durch nichts daran erinnert, warum sollte sie davon reden?

Eines Abends, nachdem Mutter und Sohn die tief ergreifende Musik einer Mozart'schen Oper mit innigster Empfindung durchgespielt hatten, sprach Otto, aufgeregt, wie er war: Mutter, ich kann nicht fort von hier; ich fühle mich zu glücklich, als daß ich es an einem anderen Orte aushalten könnte! — Was meinst Du, Otto, fragte Lina betroffen entgegen, ist es denn schon Zeit, daß Du uns verlassen sollst? — Ich kann nicht! Ich kann nicht, Mutter! Es sind nur noch vier Wochen bis zu den Herbstprüfungen, dann sollte ich nach Würzburg. Ich will aber nicht; ich habe kein Interesse mehr für die Medicin, ich will Ingenieur werden, dann kann ich hier auf dem Polytechnikum studiren. Du mußt mir dies beim Vater ermitteln.

Lina kämpfte mühsam gegen ihre eigene Aufregung, indem sie ihm sagte: Du weißt Otto, es ist des Vaters Grundsatz, was man angefangen, das muß man vollenden.

Ich habe es aber noch nicht angefangen und ich will es nicht anfangen, rief er leidenschaftlich.

Sey ruhig, Otto, sagte sie besänftigend, ich will es überlegen; heute aber kann ich dem Vater noch nichts sagen.

Otto schwieg für jetzt davon, hielt aber in seinem Innern den Vorsatz fest, Ingenier zu werden und im Hause zu bleiben. So sehr sich Lina bemühte, beim Nachtessen heiter zu erscheinen, so wollte es ihr doch nicht ganz gelingen, während Otto, weniger an Selbstbeherrschung gewöhnt, zerstreute Antworten gab und nichts zur Unterhaltung beitrug.

Die erste freie Stunde benützte Lina, um über sich selbst nachzudenken; Otto's auf so aufgeregte Weise ausgesprochener Widerwille, von dem Vaterhause zu scheiden, ließ sie einen tiefen Blick in ihr eigenes Herz thuen. Sie hatte sich seither sorglos ihren Gefühlen überlassen, denn kein unerlaubter Gedanke, kein unedler Wunsch war in ihre Seele gekommen; aber nun erschrack sie vor dem Abschiede von Otto, dessen Umgang, wie sie jetzt erst erkannte, das Glück ihres bisherigen Lebens ausgemacht hatte, und gerade diese Wahrnehmung erschreckte sie noch weit mehr, denn sie mußte sich nun gestehen, daß Otto ihr theurer geworden war, als die Heiligkeit ihres ehelichen und mütterlichen Verhältnisses es erlaubte. Wie bitter klagte sie ihr Gewissen an! Was konnte sie von Otto, nach seiner Aufregung zu urtheilen, vermuthen, als daß auch seine Neigung zu ihr, zu seiner Mutter, der Gattin seines Vaters, in Leidenschaft ausgeartet sey! Und diese Lei-

denschaft hatte sie begünstigt, genährt, vielleicht veranlaßt! Lina erschrack vor der Größe ihrer Schuld, wenn gleich sie nur des Mangels an Achtsamkeit konnte angeklagt werden, sie selbst sah in sich die schuldige Ursache von Unordnungen, deren Folge unabsehbar waren. Was sie zu thuen hatte, stand klar vor ihren Augen, und so schwer es ihr auch fallen mochte, die Angst ließ sie keinen Augenblick zaudern, die schwere Pflicht zu erfüllen. Otto muß fort! dies stand fest bei ihr. Sie wußte, daß ihrem Manne nichts mehr zuwider war, als das Aufgeben eines ergriffenen Berufes; weßhalb er Otto's Wechsel offenbar sehr ungern zugeben würde, da derselbe um mehrere Jahre zurückkäme und überdies für das Ingenieurfach bisher weder Neigung noch Talent zu haben schien; aber sie wußte auch, wie schwer ihrem Manne jede Aenderung in seinem häuslichen Leben fiel, wie ungern er Otto vermissen werde, der ein so guter, aufmerksamer Sohn geworden war, weßhalb sie fürchten mußte, Otto's Bitten könnten den Vater zur Nachgiebigkeit bewegen.

Des andern Tages sagte sie deßhalb mit schwerem Herzen zu Otto: Ich habe es überlegt, Otto, es wäre nicht gut, wenn Du dem Vater die Bitte stellen wolltest, ein anderes Studium Dich ergreifen zu lassen. Für das Ingenieurfach hättest Du schon vor einigen Jahren auf das Polytechnikum gesollt; diese Zeit wäre daher verloren. Dann hast Du für den ärztlichen Beruf unverkennbare Anlagen, eine rasche Auffassung, scharfe Beobachtungsgabe, Liebe zu allen naturgeschicht=

lichen Studien; es wäre recht Schade, wenn dies Alles verloren ginge. Als Ingenieur müßtest Du doch auch von hier fort, Du könntest nur so lange bleiben, als Deine Studienzeit währte, was wäre dabei gewonnen?

Otto konnte kaum warten bis seine Mutter ausgeredet hatte, um dann in die leidenschaftlichsten Ergießungen auszubrechen. Mutter, willst Du mich verstoßen? Habe ich nicht jeden Deiner Winke befolgt? Ein Wort von Dir brach meinen Zorn, ein Blick fesselte meine Zunge; Dein Leben war mein Vorbild, Dir zu folgen all meine Sorge; Dein Lächeln belohnte mich; Musik mit Dir versetzte mich in's Paradies; bei Dir verstand ich erst die Dichter; durch Dich lernte ich den Himmel kennen und nun willst Du mich hinausstoßen, aus dem Vaterhause, wo ich durch Dich gut geworden, willst mich preisgeben allen schlimmen Leidenschaften, willst mich von Dir stoßen, die Du allein im Stande bist, mich den rechten Weg zu führen! O, laß mich bei Dir bleiben, wo ich glücklich, wo ich gut war!

Otto's Leidenschaftlichkeit überzeugte Lina nur noch mehr von der Nothwendigkeit seiner Entfernung und stählte ihren Willen gegen ihr eigenes Herz, das in heftiger Unruhe klopfte. Otto, sagte sie sanft, aber fest, Du hast Dir den Gedanken hier zu bleiben, so fest in den Kopf gesetzt, daß Du die andere Ansicht gar nicht mehr prüfen kannst. Siehe, alle Leidenschaftlichkeit taugt nicht; werde erst ruhig, dann wirst Du finden, daß Du Deinen Vorsatz, Arzt zu werden, fest-

halten mußt. Ein junger Mann kann nicht im Elternhause bleiben; Du hast schon Selbstständigkeit genug, um Dich gegen das Böse zu wahren. Otto, kannst Du glauben, daß ich Deinen Wunsch nicht unterstützen würde, wenn ich nicht vom Gegentheile gänzlich überzeugt wäre? Glaubst Du nicht, daß ich Dein Wohl meinen Wünschen vorziehe?

Lina's Stimme bebte; sie bemerkte, daß sie ihr Gefühl mehr in ihr Herz zurückdrängen müsse und schwieg. Otto sah sie zweifelhaft an, dann ergriff er stürmisch ihre Hand, preßte sie zwischen seinen beiden Händen einige Sekunden lang, indem er Lina schmerzlich in ihr thränendes Auge sah, und stürzte hierauf zur Thüre hinaus.

Im tiefsten Gemüthe aufgeregt blieb Lina zurück. Sie zitterte heftig und war kaum Herrin ihrer Gedanken; sie kniete vor ihrem Crucifix nieder und betete aus innerstem Grunde ihres Herzens, bis sie ihre Ruhe wieder gefunden hatte. Er muß fort! sagte sie aufstehend.

Als Werner nach Hause kam, sprach Lina mit ihm über Otto's Wunsch, hier zu bleiben und ein anderes Fach zu ergreifen.

Was fällt dem Menschen ein? fuhr Werner auf, glaubt er, man studirt fünf, sechs Jahre für nichts und wieder nichts? Was man angefangen hat, muß man vollenden. Wer umher irrt, erreicht sein Ziel nicht! Seine Frau gab ihm vollkommen Recht und Werner versicherte, durchaus nicht auf seine Bitten einzugehen. Als daher Otto am anderen Morgen ihm

seine Bitten vortrug, fanden sie eine entschieden ungünstige Aufnahme. Hättest Du Dich vor sechs Jahren zum Ingenieurfache gemeldet, so hätte ich nichts dagegen gehabt, und Du wärest nun mit Deinen Studien bald fertig; so aber müßtest Du von vornen anfangen und brauchtest wenigstens sechs bis sieben Jahre, um das Ingenieurexamen machen zu können; und wer steht mir dafür, daß Du während dieser langen Zeit nicht abermals etwas Anderes ergreifen möchtest? Nein, Du gehst auf die Universität, wozu Du Dich durch das Lyceum vorbereitet hast. Willst Du durchaus nicht Medicin studiren, so will ich Dir so viel nachgeben, daß Du Jus oder Cameralia wählen kannst; aber rückwärts zu gehen, erlaube ich nicht.

Otto wollte Einwendungen machen, der Vater wehrte ab. Du brauchst kein Wort mehr darüber zu sagen, es bleibt dabei. Deine Mutter hat mich von Deinem unsinnigen Einfall in Kenntniß gesetzt, sie ist ganz mit mir einverstanden; ja, vielleicht dringt sie mehr darauf, als ich, daß Du bei Dem bleibst, was Du Dir seit lange vorgesetzt hattest.

Wie alle schwache Charaktere brauchte der Regierungsrath, wenn er entschieden auftreten wollte, eine Hilfe, welche seinen Worten Kraft verleihen und die Verantwortung mit ihm theilen sollte, oder auf die er dieselbe überzuwälzen suchte, wenn die Sache anders ging, als er wünschte; so machte er hier den Ausspruch seiner Frau geltend.

In höchster Aufregung, seiner nicht mehr mächtig,

schrie Otto: Also sie und wieder sie will mich aus dem Hause treiben. Und ich Verblendeter, ließ mich so lange von ihr täuschen, daß ich sie liebte, als meine eigene Mutter! Jetzt erst sehe ich, daß ich eine Stiefmutter habe, eine Stiefmutter, die mir auch einen Stiefvater gemacht hat! Ja, ich will gehen, ich gehe! Möge sie es verantworten, wenn ich — —

Er stürzte fort, zu Norbert, bei dem er in die stürmischsten Klagen über seine Eltern ausbrach, so daß es diesem Mühe kostete, herauszufinden, um was es sich handelte. Norbert, der nicht für möglich hielt, daß man in Lina's Nähe leben könne, ohne sie zu lieben, hatte schon seit längerer Zeit das Verhältniß zwischen Mutter und Sohn für ein gefährliches gehalten; aber sowohl aus Furcht, eine geheime Eifersucht führe ihn irre, als auch aus Sorge, daß, wenn er Otto aufmerksam mache, möge die Flamme der Leidenschaft erst zum vollen Ausbruche kommen, schwieg er in der Ueberzeugung, daß durch Otto's Abgang zur Universität die Sache ein Ende nehme.

Norbert bot Alles auf, ihn zu beruhigen, und seine Liebe zu dem längst gewählten Studium wieder zu erwecken, um ihn von dem Gedanken abzubringen, im Hause zu bleiben.

Ich will nun gar nicht hier bleiben, rief Otto; was soll ich hier, wo ich so schändlich betrogen wurde? Könnte ich doch schon morgen fort! Wie lange werden mir diese vier Wochen noch werden! Aber nun will ich kein solcher Thor mehr seyn; ich will das Leben ohne Rückhalt genießen! Wie könnte ich an die Leh-

ren glauben, die sie mir predigte, und denen ich thöricht folgte, während sie nur von Eigennutz geleitet wurde, all ihre Frömmigkeit nur Schein war, um mich leichter gängeln zu können! Aber ich bin mündig geworden, in Einem Tage, und ich will nun mein Leben nach meiner Lust gestalten!

Otto, Otto, sprich nicht so! Du verkennst Deine Mutter!

Das hätte ich früher auch Jedem gesagt, der ihr nur einen solchen Gedanken zugetraut hätte; nun aber habe ich sie kennen gelernt! Wo ist Eckhardt heute Abend und Rudner? Bei ihnen will ich mich zu vergessen suchen. Wozu noch Mäßigung, wozu noch Zurückhaltung?

Otto, Otto! Du bist stets diesen beiden aus dem Wege gegangen, wegen ihrer rohen Genußsucht; wie könntest Du sie jetzt aufsuchen wollen? Laß Dich vom Unmuthe nicht so weit hinreißen, daß Du Deine Würde als Mensch vergiß'st. Gedenke, mit welchen Vorzügen Dich der Schöpfer begabt hat, um damit zu wirken für eine Ewigkeit!

Sie hat es zu verantworten, wenn ich sinke und immer tiefer sinke, nicht ich! erwiderte Otto düster. Ich habe Dir dies nur gesagt, damit Du weißt, was die Ursache ist, daß sich unsere Wege nun trennen werden. Lebe wohl!

Otto, bleibe noch! rief Norbert ihm nach, allein er war schon auf der Treppe und sein nacheilender Freund konnte ihn nicht einholen.

Traurig kehrte Norbert zurück. Ach, daß ich ihn

doch auf die Universität begleiten könnte! Er wird nach dem Sturme wieder zu sich kommen und der gute Geist in ihm würde siegen; aber sein feuriges Temperament kann ihn, wenn er in schlimme Hände fällt, zu Allem hinreißen. Ach, daß ich noch ein ganzes Jahr hier bleiben muß!

Norbert versuchte zwar später noch mehrmals, auf seinen Freund einzuwirken, aber er fand kein Gehör bei ihm; Otto ging seinen dunkeln Weg.

Da die Lyceisten keine Gasthäuser besuchen durften, hatte sich eine Anzahl lockerer und verdorbener Schüler der obersten Classe ein Local gemiethet, wo sie ihre Zusammenkünfte im Geheimen hielten, tranken, spielten und die verwerflichsten Grundsätze einander mittheilten. Erstaunt und mißtrauisch sahen sie Otto in Gesellschaft der beiden Obengenannten eintreten; als sie aber seine wilde Aufregung gewahrten, als sie nach halb ausgesprochenen Aeußerungen seinen Zerfall mit seinen Eltern erriethen, da glaubten sie ihn in der besten Verfassung, ihrem Kreise einverleibt zu werden. Es fehlte nicht an feineren, wie an unzarten Anspielungen und Neckereien über sein bisheriges Verhältniß zu seiner jungen Stiefmutter, was ihn noch wüthender machte, so daß er so weit ging, sie in diesem Kreise zu schmähen, wodurch er diesen mehr erfahrenen, verdorbenen jungen Leuten noch stärkere Veranlassung zu schändlichem Verdachte gab. Um so sicherer glaubten sie ihn in ihren Netzen halten zu können. Diese Gesellschaft stand in Verkehr mit einer geheimen Verbindung von Universitätsstudenten, in welche die Glieder ersterer

bei ihrer Ankunft auf der Hochschule aufgenommen wurden. Mit diesen Leuten trieb sich Otto die wenigen Wochen herum, die er noch im elterlichen Hause zubrachte, mehr in einem Gefühle von Rache gegen seine Mutter, als aus Genußsucht und Gefallen, wobei er seine Studien vernachlässigte, und nur sein früherer Fleiß verhütete, daß sein Examen nicht ganz schlecht ausfiel.

Für Lina waren die Wochen vor Otto's Abreise eine wahre Marterzeit. Einsam brachte sie die langen Herbstabende zu, ganz ihrem Schmerze hingegeben über Otto's traurige Veränderung. Jede Annäherung an Otto, so leise sie auch seyn mochte, wurde von diesem entschieden, oft mit Spott abgewiesen. Sie konnte nichts für seine Zurückführung thuen. Geduldig ertrug sie die Launen ihres Mannes, den Otto's Aufführung in steten Mißmuth versetzte. Das Schwerste war ihr, daß Werner manchmal zweifelnd äußerte, er hätte Otto's Wunsch nachgeben und ihn hier lassen sollen. Wie hart fiel es ihr, ihm hierin immer zu widersprechen, ihn fest zu halten bei dem Beschlusse, Otto müsse auf die Universität, da sie oft gerade deßhalb die schmerzlichsten Kämpfe mit sich selbst zu bestehen hatte, indem sich ihr der Gedanke aufdrängen wollte, sie habe auch die ferneren Verirrungen Otto's zu verantworten, welchen er auf der Universität ausgesetzt seyn würde. Ihr Herz hätte ihn ja so gerne hier erhalten. O, wie schwer war dieser Kampf, in dem sie oft nicht mehr wußte, auf welche Seite sie sich wenden sollte. Sie flehte in heißem Gebete um Erleucht-

ung, das Rechte zu erkennen und um Gnade, das Erkannte zu vollbringen, und immer wieder ward sie dann in der Entscheidung bestärkt: er muß fort; die nächste Gefahr muß zuerst beseitigt werden; denn nur eine sündhafte Leidenschaft wollte ihn hier zurückhalten.

Sogleich nach dem Examen verließ Otto das elterliche Haus, dem Vater kalt, der Mutter nur gezwungen Lebewohl sagend.

Nachdem er die Ferien auf eine Reise verwendet hatte, in Gesellschaft eines seiner neuen Freunde, zog er in die Universitätsstadt ein. Gleich in den ersten Tagen ließ er sich in jene geheime Verbindung aufnehmen, mit welcher er seine zuletzt angenommene Lebensweise fortsetzte. Otto schrieb von der Universität nur an den Vater, wenn er Geld brauchte, und obgleich dies viel öfter geschah, als es diesem lieb war, so erfuhren die Eltern doch durch seine Briefe nichts von seinen Studien, seinem Befinden, seinem Leben. Allzeit machten diese Briefe Werner einige übellaunige Tage, in welchen er immer mehr alle Schuld von Otto's Betragen auf seine Frau zu wälzen suchte, die ihn abgehalten habe, des einzigen Sohnes Wunsch zu erfüllen. Lina schwieg und nahm ruhig diese Beschuldigungen als früher verdiente Strafe hin. Sie suchte ihrem Manne noch gefälliger zu seyn, als zuvor, um ihn zu entschädigen für den vielen Verdruß, den sein Sohn ihm verursachte.

Einige Monate nach dessen Abreise wurde Lina Mutter eines Töchterchens. Mit ihm kam wieder die

erste Freude in ihr Herz. Auch Werner fühlte sich hochbeglückt durch dieses Geschenk und fand wieder heitere Stunden in seinem Hause, in welchem er das Kind auf seine Arme nahm, es schaukelte und herzte mit unendlichem Vergnügen. Lina weinte vor Gott Thränen des Dankes für das Glück, das mit dem Kinde wieder bei ihr eingekehrt war, welches nur hie und da gestört wurde durch einen Brief von Otto oder eine Nachricht über ihn, die den Eltern Kummer machte.

Otto's erstes Universitätsjahr verfloß, ohne daß er an Wissen reicher geworden wäre; er hatte zwar einige Collegien belegt, aber er besuchte sie nicht, außer in seltenen Fällen, wo ihn der Vorwitz trieb. Um so regelmäßiger besuchte er die Zusammenkünfte seines Corps, wo bei wüsten Trinkgelagen Allem Hohn gesprochen wurde, was durch Alter, Recht und Würde Anspruch auf Geltung machte. Was über ihre eigene Existenz hinauf reichte, war in den Augen dieser jungen Demagogen veraltet und sollte durch ihre Schöpfungen ersetzt werden; Schöpfungen, mit welchen sie die Welt beglücken wollten, nachdem das Alte vernichtet, die Bande gesprengt wären, welche sie bis jetzt an der Ausführung ihrer Ideen hinderten. Sie standen mit anderen Gesellschaften in Verbindung und gerne übernahm Otto durch öftere Reisen die Vermittelung zwischen ihnen. Mit der ganzen Lebhaftigkeit seines Temperamentes ergriff er die Idee einer großen, europäischen Republik; für sie schwärmte er, für sie hätte er sich zum Opfer gebracht.

Aber weder Otto noch seine Genossen dachten daran, daß das Wohl der Republiken noch mehr durch die strengen Bürgertugenden der Einzelnen bedingt ist, als das der Monarchieen; weder er noch sie dachten daran, sich zu stählen durch Abhärtung des Körpers; den Willen zu kräftigen durch Ueberwindung sinnlicher Lust und zuerst den eigenen Geist möglichst frei zu machen von den Fesseln der Körperlichkeit, ehe sie an der Befreiung der Völker arbeiteten. Wenn auch Otto's edle Natur und frühere Gewöhnung ihn nicht so tief in den Schlamm versinken ließen, in dem die meisten seiner Genossen sich wälzten, so war doch auch sein Wandel nicht rein, und wenn er auch dem Truggebilde europäischen Völkerglückes, aus verkehrter Ansicht, mit Ueberzeugung nachjagte, so fragte doch auch er nicht nach dem Rechte Anderer und war nicht ängstlich in der Wahl der Mittel. Obgleich ihm anfänglich graute vor den Gräueln einer Revolution, so gewöhnte er sich nach und nach an die Ansichten der Anderen; er dachte sich das Glück der Völker durch eine einheitliche Regierung so herrlich, daß er es anstrebte, wenn auch der Weg dazu durch Blut und Flammen ginge.

Er kam in den Ferien nicht in's elterliche Haus. Die Nachricht von der Ankunft eines kleinen Schwesterchens machte ihn keineswegs neugierig, dasselbe zu sehen. Er trieb sich in verschiedenen Städten herum, theils mit dem Gelde seines Vaters, theils unterstützt durch Gelder, die dem Vereine von auswärts zuflossen. Er hatte schon im ersten Semester bittere Er-

fahrungen unter seinen Genossen gemacht, die statt des Völkerglückes nur Zwecke gemeinen Eigennutzes verfolgten; er glaubte auswärts reinere Elemente zu finden, und traf auch hie und da Jünglinge, die ohne Nebenabsicht ihr erträumtes Ziel verfolgten, allein die Mehrzahl suchte ihr eigenes Wohlergehen, je nachdem sie Ehrgeiz, Habsucht oder Sinnlichkeit antrieb. Besonders die Führer waren meistens Diejenigen, welche Anderer Freiheit am wenigsten achteten; sie hielten ihre Genossen in Unterwürfigkeit durch ihre Anmaßung, durch frecheres Auftreten, durch Geheimthuerei, wie durch Ueberlegenheit in körperlichen Uebungen, die aber oft nur in größerer Steigerung roher, physischer Kräfte bestand.

Otto ekelte es oft vor diesen Genossen, aber die Bitterkeit gegen seine Eltern, wie die Gleichgiltigkeit und Unentschiedenheit, der er allenthalben begegnete, trieben ihn immer wieder zu Jenen zurück, wo er wenigstens Thatkraft zu finden und geschätzt zu werden glaubte.

Mit dem neuen Semester bezog er eine andere Wohnung. Er hatte sich als Student nie um seine Mitbewohner bekümmert, so wußte er auch jetzt kaum, wer sein Miethsherr sey. Höchst überrascht hörte er an einem der ersten Tage, als er die Treppe hinaufstieg, den Gesang einer weiblichen Stimme von so seltener Schönheit, daß er stehen blieb und verwundert horchte. Sie sang das Benediktus aus einer Messe von Haydn mit solchem Ernste und solcher Andacht, daß sie Otto mächtig ergriff und er sich plötzlich zurück-

versetzt glaubte in die fromme, schöne Zeit im Vaterhause. Die Stimme schwieg; langsam ging er in sein Zimmer, überwältigt von stürmischen Gefühlen. Wie war er doch damals so gut, als er an der Mutter Seite in frommem Glauben zur Kirche ging. Was war seitdem aus ihm geworden? Er bedeckte sein Gesicht mit seinen Händen, schmerzlich seufzend; doch plötzlich fuhr er auf: Sie trägt die Schuld, wenn ich anders bin, als ich sollte! Nicht rückwärts will ich schauen; vorwärts liegt mein Ziel! Schwaches Herz, du wirst gerührt durch weiche Töne! Zu etwas Höherem bin ich geboren, nicht kindischen Gefühlen darf ich mich überlassen! Da hörte er dieselbe Stimme singen: „Noch ist Polen nicht verloren!" übersprudelnd von wilder Freiheitslust. Er riß seine Thüre auf, die quellenden Töne hereinzulassen. Ja, ja, die Freiheit will ich erjagen, frei von den Fesseln kindischer Gewöhnung, frei von der Furcht vor dem Kampfe, eile ich zum Siege, über Vorurtheil und Trug! und frei wird bald die ganze Welt!

Wer ist die Sängerin, rief er einem über den Vorplatz gehenden Mädchen zu. Fräulein Hanold, war die Antwort. Hanold, wiederholte Otto für sich, das ist ja mein Miethsherr; da mache ich Besuch!

Er trat vor den Spiegel, ordnete seine Haare, verbesserte seinen Anzug und klopfte dann an dem Zimmer, aus welchem die herrlichen Töne gekommen waren. Er fand zwei junge Mädchen, wovon die ältere siebzehn, die jüngere kaum sechzehn Jahre alt seyn mochte. Otto erkannte sogleich, daß erstere die Sängerin

sey. Es war eine große, schlanke Gestalt mit noch fast kindlichen Formen, gegen welche die etwas stark markirten Gesichtszüge in Widerspruch zu stehen schienen. Diese Züge waren nicht von regelmäßiger Schönheit, jedoch edel und angenehm und voll lebhaften Ausdrucks. Die blasse Farbe war durchsichtig, frisch und durch die dunkeln Haare noch mehr hervorgehoben. Das Merkwürdigste waren die Augen, welche unter den langen, dunkeln Wimpern hervorleuchteten, mit einer Gluth, die eine Regbarkeit des Gefühles, eine Schwärmerei der Phantasie ahnen ließ, wie sie nur selten zu finden sind. Leider sind dies Gaben der Natur, eben so gefährlich für die Begabten, wie für Diejenigen, welche sich ihnen nahen.

Eva, so hieß die Sängerin, war etwas verlegen, denn Zimmer und Anzug der Mädchen waren nicht in der besten Ordnung, obwohl es fast Mittag war. Keck lehnte dagegen die jüngere Schwester am Fenster. Fast aufgelöst umspielten goldblonde Haare ein Gesichtchen vom zartesten schönsten Teint und den lieblichsten Zügen. Ihre klaren blauen Augen ruhten neugierig auf dem Eintretenden; ohne alle Schüchternheit verließ sie ihren Platz und setzte sich neben ihre Schwester auf ein Sopha, das, wie die ganze Zimmereinrichtung mit der Kleidung der Mädchen, Zeugniß ablegte von der Herabgekommenheit der Familie.

Otto sprach seine Freude aus über sein Glück, eine so herrliche Stimme öfters hören zu können. Ich bin bei der Domkapelle angestellt, antwortete

Eva bescheiden, und muß mich deßhalb täglich üben.

Ja, fiel die Jüngere ein, ist es nicht Schade, für eine so seltene Stimme, daß sie nur im Dome singt? Wie müßte sie auf dem Theater gefallen!

Meine Mutter, erwiderte Eva, wollte nicht, daß ich zum Theater gehe, Du weißt das ja, Babette.

Die Mutter ist schon vor zwei Jahren gestorben, entgegnete diese; damals war Deine Stimme noch nicht, was sie jetzt ist. Jedermann sagt es ihr, sie solle zum Theater gehen; es haben sich schon mehrere vornehme Leute erboten, sie ausbilden zu lassen; und es wäre ein Glück für uns Alle; sie meint aber, sie müsse immer noch der Mutter folgen, die schon so lange todt ist.

Otto war in Verlegenheit, was er sagen sollte; auch er dachte, eine so herrliche Gabe solle Gemeingut für Alle werden und müsse um so herrlicher glänzen, wenn sich Gesang und Poesie vereinigten; aber Babettens herzlose, schnippische Art stieß ihn so sehr ab, daß er ihr hätte widersprechen mögen, wogegen Eva's kindliches Gefühl, das in ihren thränenfeuchten Augen erglänzte, ihn mächtig anzog. Noch zauderte er, als ein schwerer Tritt auf dem Vorplatze hörbar wurde, die Thüre des Nebenzimmers wurde aufgerissen und zugeworfen. Wo sind die faulen Dirnen wieder? erscholl eine unmelodische Stimme von dort; wieder noch kein Tisch gedeckt, wenn ich nach

Hause komme! Hiermit ging die Nebenthüre auf und der Vater der Mädchen trat in's Zimmer. Schlotterig hingen ihm die Kleider am Leibe; die fahle Farbe des gedunsenen Gesichtes kündigte einen Candidaten der Wassersucht an. Er schien verlegen wegen seines kraftvollen Selbstgespräches; Babette sagte trotzig: Herr Werner macht uns seinen ersten Besuch; wie konnten wir da den Tisch decken?

Otto entschuldigte sich, daß er Störung im Hause mache und wollte sich empfehlen, allein Hanold nöthigte ihn mit übertriebener Höflichkeit, sich zu setzen und auch ihm das Vergnügen seines Besuches zu Theil werden zu lassen. Otto sagte dem Vater einige Artigkeiten über den Gesang des Fräuleins, bat ihn um Erlaubniß, die Familie manchmal besuchen zu dürfen, die ihm mit vieler Zuvorkommenheit gewährt wurde, und ging dann in sein Zimmer. Stürmisch klopfte sein Herz. Die schöne Gestalt Eva's, ihre schwärmerischen Augen, die mit derselben Gluth ein mächtiges Gefühl ausdrückten, wie ihr Gesang, die weichen Laute ihrer Sprache und die weibliche Anmuth, welche sie umgab, hatten ihn eben so sehr bezaubert, als er sich von Vater und Schwester derselben abgestoßen fühlte. Er hatte nicht der letztern Schönheit bemerkt, nicht beider Schwestern unordentliche Kleidung, nicht das verwahrloste Zimmer mit ehemaligem Luxus, noch des Vaters vernachlässigten Anzug; er fühlte nur sich mächtig zu Eva hingezogen, während ihm ihre Verwandten widerlich waren, ohne daß er sich hierüber Rechenschaft forderte oder sich geben konnte.

Hanold war untergeordneter Beamter auf einer Kanzlei. Sein Hang zu Wohlleben und sein Leichtsinn wurden zurückgehalten durch die glückliche Herrschaft, welche seine brave Frau über ihn ausübte. Seit ihrem Tode überließ er sich seiner Neigung und zerrüttete dadurch seine Gesundheit, und sein Hauswesen. Seine beiden Töchter waren ganz sich selbst überlassen. Die ältere, welche mehr die Erziehung der Mutter genossen, zeigte auch bessere Früchte derselben, doch hatte sie sich seit dem Tode der Mutter dem Romanlesen mit Leidenschaft ergeben und davon verschrobene Ansichten erhalten; dabei war die Ausbildung ihres musikalischen Talentes ihre einzige Beschäftigung. Für Babette, die jüngere Tochter, war die Mutter viel zu früh gestorben. Sie hatte mehr Verstand als Eva und weniger Gemüth, unbeschränkt bildete sich ihr Egoismus aus; sie that, was sie wollte; Vater und Schwester standen unter dem Einflusse des kaum erwachsenen Mädchens.

Nach einigen Tagen saß Otto dem Eindrucke hingegeben, den Eva auf ihn übte, in seinem Zimmer, als Norbert eintrat, der eben angekommen war, um seine Studien der Medicin zu beginnen. Mit einem Schrei der Freude stürzte er in dessen Arme.

Ein Jahr ist lang für die Jugend, und die erste Trennung scheint besonders lang, namentlich wenn, wie bei Otto, das Leben so bewegt war, oder wenn, wie bei Norbert, dem Freunde bange ist um den Freund und er nichts Zuverlässiges über ihn erfahren kann.

Norberts Besorgniß ward nicht gemindert durch den Anblick Otto's, der um Vieles älter geworden zu seyn schien und deutlich die Spuren eines ungeordneten Lebens trug, während er selbst frisch, kräftig und blühend aussah.

Nun, Otto, wie hast Du unterdessen gelebt? fragte er den Jugendfreund.

Verlegen antwortete dieser: Wie man im ersten Universitätsjahre lebt; man macht sich bekannt mit der Stadt, mit ihren verschiedenen Vergnügungsorten, sieht sich in der näheren und ferneren Umgebung um; studirt wird dabei freilich nicht viel. Jetzt aber will ich das Versäumte nachholen. Ich weiß wohl, Du fängst gleich mit dem zweiten Jahre an; wir können daher die gleichen Collegien hören.

Otto hatte wirklich den Vorsatz, nun fleißig zu studiren; seine aufkeimende Liebe zu Eva, wie das Eintreffen des Freundes und Genossen seiner besseren Zeit, erfüllten ihn mit Widerwillen gegen seine bisherigen Kameraden. Die traurigen Erfahrungen, die er unter ihnen gemacht, hatten ihn schon abgekühlt, die neue Leidenschaft wollte die frühere aus seinem Herzen verdrängen. Er beredete nun mit Norbert die Collegien, welche sie hören wollten und half dann diesem sich einrichten in der Universitätsstadt.

Nach seinen Eltern fragte er nicht und Norbert konnte ihm auch nichts Bestimmtes von ihnen sagen, da er sie bisher immer noch gemieden hatte.

Otto wiederholte bald seinen Besuch bei Hanold; er traf die Mädchen wieder allein, wieder müssig, weder

ihren Anzug noch das Zimmer in Ordnung. Er bemerkte es nicht. Auf seine Bitte sang ihm Eva eine Arie aus Rossini's Wilhelm Tell. Er vermied es absichtlich, Musik zu hören, die er mit seiner Mutter gespielt hatte. Seine Geige war nicht aus dem Kistchen gekommen, seit er das väterliche Haus verlassen hatte; nun aber, hingerissen von Eva's zauberischer Stimme, drängte es ihn, sie zu begleiten, wozu er leicht die Erlaubniß erhielt.

Eines Theils durch Norberts Beispiel, andern Theils durch seine Liebe angeeifert, besuchte Otto fleißig die Collegien; die meisten Abende brachte er bei Hanold zu, wo er auch seinen Freund einführte. So sehr Norbert von Eva's Stimme und Babettens Schönheit geblendet wurde, so berührte ihn doch die Verkommenheit der ganzen Familie zu unangenehm, als daß er hier hätte heimisch werden können. Er machte Otto aufmerksam auf die Vernachlässigung aller Ordnung und selbst der Reinlichkeit, ein unerläßliches Attribut des weiblichen Geschlechtes; allein dieser meinte, bei so großen Vorzügen verschwänden diese Kleinigkeiten, und Genie könne sich nicht um Bürsten und Besen kümmern.

Aber bedenke nur, welche Grundsätze in dieser Familie herrschen müssen, der Vater geht unbekümmert aus und ein, und läßt uns junge Männer so oft wir wollen mit seinen Töchtern allein die Abende zubringen.

Weil er von ihrer Tugend überzeugt ist. Könnte

auch Eva gegenüber ein unziemlicher Gedanke im Herzen aufkommen?

Worauf gründet sich diese Tugend? warf Norbert wieder ein; Eva zeigt lebhafte Phantasie, ein weiches Herz, ein feuriges Gefühl, Gaben, welche die klarste Einsicht in die Pflichterfüllung und einen eisernen Willen fordern, wenn sie nicht Fallstricke für die Tugend werden sollen; ich bemerke aber bei dem guten Kinde nur sehr verworrene Begriffe und falsche Lebensansichten, während ihre Schwester, die schnippische Schönheit, mit großer Ruhe und Besonnenheit stets Das zu erreichen strebt, was ihr gefällt.

Was Babette anbetrifft, erwiderte Otto, so muß man ihre Gesellschaft eben mit in den Kauf nehmen; aber Eva's ganzes Wesen steht so hoch, daß es nicht mit dem gewöhnlichen Maßstabe gemessen werden kann.

Norbert schwieg. Er wußte, daß Otto, wenn ihn eine Leidenschaft erfaßte, blind und taub war. Nebst der Ueberzeugung von der Nutzlosigkeit seiner Erfahrungen, beruhigte ihn die Wahrnehmung, daß sein Freund durch diese Liebe mehr von seinen früheren Genossen abgezogen wurde, daß er fleißig studirte und geordneter lebte; denn es war ihm, seit er sich in Würzburg befand, Vieles zu Ohren gekommen, über Otto's Anwendung des ersten Universitätsjahres.

Otto besuchte sogar regelmäßig Sonn- und Feiertags den Dom; freilich nur um Eva's Gesang zu hören und in der Zwischenzeit das ehrwürdige Gebäude zu bewundern; um den Gottesdienst kümmerte er sich nicht.

Die Genossen seiner Verbindung bemerkten mißfällig die Veränderung in Otto's Betragen, da sie aber bald deren Grund in seiner Neigung fanden, glaubten sie ihn nur um so fester an ihre Bestrebungen fesseln zu können, wenn es ihnen gelänge, den Gegenstand seiner Liebe für ihre Pläne zu gewinnen. Und warum sollte es schwer seyn, ein junges, schwärmerisches Mädchen für eine Idee zu begeistern, die so erhaben schien?

Den Wunsch einiger dieser Genossen, Otto möge sie bei der Familie Hanold einführen, wußte er durch Ausreden zu umgehen; nichts wäre ihm unangenehmer gewesen, als diese wüsten Gesellen in Eva's Gesellschaft zu wissen.

Immer versammelten sich nun einige derselben vor dem Dome, um Eva bei ihrem Austritte aus demselben ihren Beifall nach Studentenart kund zu thuen, was anfänglich das Mädchen verlegen machte, woran sie sich jedoch leicht gewöhnte. Von anderer Seite drang man immer mehr in sie, ihr seltenes Talent der Bühne zu weihen, man stellte ihr den Beifall vor, den sie ernten, die pecuniären Vortheile, welche sie erringen würde.

Vater und Schwester vereinigten sich mit jenen Kunstfreunden; denn ersterer setzte schon lange seine Hoffnung auf das Talent der einen, die Schönheit der anderen Tochter. Eva's eigenes Verlangen ging nach der Bühne, sowohl aus Eitelkeit, die nun immer mehr gespornt wurde, als aus dem Drange, die in

ihr wogenden und stürmenden Gefühle im dramatischen Gesange auszusprechen.

Selbst Otto, dessen Stimme ein Gegengewicht gegen all dieses geübt haben würde, war damit einverstanden, hingerissen durch seine Leidenschaft für Musik.

War es zu verwundern, daß die Warnung der Mutter nicht mehr gehört wurde, vor dem Wortschwalle der Schmeichler und den Verlockungen des eigenen Herzens?

Eva begann den Unterricht und machte bei ihren großen Anlagen für dramatische Darstellung rasche Fortschritte hierin, wogegen es sich zeigte, daß ihr musikalisches Gedächtniß schwach war, weßhalb sie viele Mühe mit dem Einstudiren einer Rolle hatte.

Der Tag wurde bestimmt, an dem sie als Aennchen im „Freischütz" auftreten sollte.

Oft schon hatte sie Otto die ganze Partie gesungen; mit seinem angeborenen und gebildeten Talente gab er ihr Andeutungen und Winke, die sie, von ihm gegeben, treu benützte und die ihr um so nöthiger waren, als ihr Verstand eine geringe Bildung erhalten hatte.

Bei den Proben empfing sie die Glückwünsche des ganzen Personales; Vater und Schwester, Freunde und Freundinnen versprachen ihr den ungetheiltesten Beifall; nur Eva selbst fühlte sich zaghaft und beklommen. Lebhafter als je stand das Bild ihrer Mutter vor ihren Augen und nirgends konnte sie sich der Erinnerung an die Warnung der Verstorbenen erwehren.

Das kleine Theater war, wie gewöhnlich bei Opern, stark besetzt. Otto's Genossen hatten die Verabredung getroffen, Eva einen ausgezeichneten Triumph zu verschaffen, und sich zu diesem Zwecke in die verschiedenen Räume des Hauses vertheilt.

Als der Vorhang aufging und Aennchen in der bekannten Scene zeigte, empfing sie, angeregt durch die Freunde, ein allgemeines Händeklatschen, Blumen, Verse wurden ihr zugeworfen, wodurch ihre Eitelkeit und ihr Gefühl so geweckt wurden, daß sie keine Angst und keine Verlegenheit mehr fühlte; ganz ihrer Rolle hingegeben, sang sie zum Entzücken der Zuhörer. Dabei war ihr Aussehen wahrhaft bezaubernd. Ihre edlen, für die Nähe zu starken Züge mit den glühenden Augen, wie ihre große, schlanke Gestalt machten sie wunderschön auf der Bühne. Es bedurfte nicht des verabredeten Klatschens, das ganze Publikum jauchzte ihr Beifall zu, rief sie nach jedem Akte und am Ende der Vorstellung mußte sie zweimal sich zeigen. Ihr Glück war entschieden! — Armes Mädchen!

Hanold, dessen Gesundheitszustand immer bedenklicher geworden war, befand sich in einer Loge, um dem ersten Auftreten seiner Tochter unbemerkt beizuwohnen. Der außerordentliche Erfolg ihrer Darstellung wirkte so erregend auf ihn, daß er sich in jedem Zwischenacte geistige Getränke geben ließ, da er glaubte, sich an diesem glücklichen Tage mehr als gewöhnlich erlauben zu dürfen. Nach der Vorstellung fuhr er mit

seinen Töchtern nach Hause. Beifallsbezeugungen hatten Eva bis in den Wagen begleitet.

Der Vater, kaum seiner Sinne mächtig, begab sich alsbald zu Bette. Eva war zu aufgeregt, um seinem Beispiele zu folgen; sie blieb bei Babette sitzen, welche sich ein besser als gewöhnliches Nachtessen schmecken ließ.

Otto streckte seinen Kopf zur Thüre herein, um zu fragen, ob er noch seinen Glückwunsch aussprechen dürfe. Seyen Sie uns herzlich willkommen, rief Eva in ihrer freudigen Stimmung. Sie war noch im Costüme Aennchens, ihre sonst so blassen Wangen waren geröthet von der heftigen Aufregung des Abends, ihre Augen sprühten Flammen; selbst Babettens regelmäßige Schönheit erbleichte heute beim Lampenscheine vor der herrlichen Gestalt der Schwester.

Eva! rief Otto, und blieb voll Bewunderung stumm vor dem Mädchen stehen.

Herr Werner, rief ihm Eva entgegen, ich weiß, welch großen Theil von dem Erfolge dieses Abends ich Ihnen schulde; ohne Ihre Hilfe, Ihre Belehrungen, wer weiß, wie mein Auftreten ausgefallen wäre. Nein, nein, entgegnete Otto schwärmerisch, mir haben Sie nichts zu danken, bei solcher Vollkommenheit ist der Erfolg gewiß. Eva, Sie stehen so hoch über mir, darf ich mich noch Ihrer Freundschaft rühmen? Oder, fügte er zärtlich bei, daß ich es aufrichtiger sage, darf ich Sie lieben? Stoßen Sie das Herz eines Menschen nicht zurück, der Ihnen sonst nichts zu bieten vermag?

Er bemerkte nicht, daß sich Babettens schöner Mund zu einem spöttischen Lächeln verzog.

Otto, rief tief erröthend Eva, und reichte ihm die Hand entgegen, als ein lautes Stöhnen im Nebenzimmer die Gesellschaft aufschreckte. Alle drei eilten dahin und fanden den Vater besinnungslos, vergebens nach Athem ringend. Sie suchten ihm Erleichterung zu schaffen, allein sein Zustand verschlimmerte sich schnell; Otto eilte zum nächsten Arzte; Babette rief Leute aus dem Hause zu Hilfe, während Eva Alles that, was Otto in der Eile angerathen hatte. Es schien vergeblich. Eine Person aus dem Hause lief nach einem Priester; aber ehe Arzt oder Priester kam, hatte der Vater in Eva's Armen die letzte Anstrengung Luft zu erhalten gemacht; er sank als Leiche zurück.

In wildem Schmerze warf sich Eva über ihn; es schien ihr unmöglich, daß das Leben so schnell entfliehen könne. Sie war in so heftiger Aufregung, daß der für den Vater zu spät kommende Arzt ihr eine Arznei zu verordnen nöthig fand. Babette weinte eine Zeit lang, dann berieth sie sich mit den Anwesenden über Das, was geschehen mußte.

Der plötzliche Wechsel der Empfindung hatte so erschütternd auf Eva gewirkt, daß sie mehrere Tage fast besinnungslos war. Langsam kam sie wieder zu einiger Fassung. Von allen Seiten erhielten die nun ganz allein stehenden Mädchen Zeichen der Theilnahme. Am nächsten stand ihnen Otto, der sie überall unterstützte und für ihre Interessen besorgt war. Ihre Ver-

mögensverhältnisse waren trauriger, als sie je geglaubt hätten; es blieb ihnen nichts, als was zur höchsten Nothdurft gehörte. Sehr erwünscht war es ihnen daher, daß nach kurzer Frist die Theaterdirection Unterhandlungen mit Eva anknüpfte, sie für den Winter zu engagiren. Fast zu gleicher Zeit traf ein Anerbieten von der Oper in München ein, viel vortheilhafter als jenes des Provinzialtheaters. Babette, die sich immer eine Art Vormundschaft über Eva anmaßte, obgleich sie jünger war, fand dies ganz nach ihrem Wunsche. Sie hatte schon längere Zeit den Plan, ebenfalls sich der Bühne zu widmen, jedoch für das Schauspiel, da sie nur eine unbedeutende Stimme hatte.

Eva berieth sich mit Otto, welcher den Vortheil des Münchener Anerbietens so überwiegend fand, daß er nicht glaubte, dagegen rathen zu dürfen. Er hoffte, die Erlaubniß von seinem Vater zu erbitten, das nächste Jahr in München zu studiren.

Der Regierungsrath Werner hatte dieses Jahr hindurch bessere Nachrichten über seinen Sohn erhalten, als im vorigen; derselbe hatte die Collegien besucht, hatte mehr zu Hause studirt und sich keiner Ueberschreitungen schuldig gemacht. Die Briefe des Sohnes waren weniger theilnahmlos und nicht bloß als Bitten um Geld zu betrachten. Werner war um so mehr versöhnlich gestimmt, als er sich in seiner Häuslichkeit wieder behaglich fühlte, das freudig gedeihende Töchterchen ihn erheiterte, während die Mutter Alles aufbot, um ihn bei guter Laune zu erhalten. Vergnügt trat er daher eines Tages mit einem Briefe in Lina's

Zimmer und sagte: Otto wird kommen! Endlich nach zwei Jahren sehnt er sich doch wieder in das elterliche Haus.

Lina verbarg ihren Schrecken bei dieser Nachricht. Hatte sie zwar die Ruhe ihres Herzens durch strenge Pflichterfüllung erkämpft, so bangte ihr doch vor dem ersten Zusammentreffen. Indessen baute sie auf Gottes Beistand, da sie diese Begegnung weder veranlaßt hatte, noch sie hindern konnte.

Otto kam. Der Vater war überrascht von dem männlichen Aussehen und dem gewandten Benehmen des Sohnes. Lina eilte ihm freundlich entgegen, wurde aber von ihm kalt, fast fremd begrüßt.

Sein verändertes Aussehen, welches schon verblühte Jugend zeigte, wie sein schroffes Betragen machte auf sie den Eindruck, als sey es nicht der früher von ihr so geliebte Sohn, so daß sie für die Ruhe ihres Herzens nichts zu fürchten hatte. So sehr sie Gott dafür dankte, schmerzte es sie doch im Innersten ihres Herzens tief, wo sie sich es kaum selbst gestand, daß Otto ihr also begegnete; aber muthig kämpfte sie gegen die Regungen ihres Herzens und rief in ihm wahre Mutterliebe hervor, gegen jenes frühere selbstsüchtige Gefühl. Lina's Aeußeres hatte sich in den zwei Jahren wenig verändert; sie mochte durch größere Körperfülle und mehr Sicherheit des Benehmens Vielen selbst besser gefallen als früher.

Otto fand Lina nun weder schön noch jugendlich; gegen die schwärmerische Eva schien sie ihm kalt und unpoetisch. Er schämte sich seiner früheren Neigung zu

ihr; sein Zorn, daß sie ihn aus dem Hause vertrieben, erwachte auf's Neue und er befliß sich, ihr recht deutlich zu zeigen, wie gleichgiltig sie ihm sey, um sie womöglich über seine früheren Gefühle irre zu führen. Seine Unterhaltung mit der Mutter bestand fast bloß in Lobeserhebungen Anderer ihres Geschlechtes, wobei er seiner schönen Hausgenossin mit so feurigen Worten gedachte, daß Lina leicht seine Neigung errieth, während er sich vor dem Vater wohl hütete, sie nur zu erwähnen, da der Regierungsrath gegen eine derartige Verbindung seines Sohnes unerbittlich gewesen wäre.

Nach einigem Kampfe erreichte Otto vom Vater die Erlaubniß, das nächste Jahr in München zu studiren, und sobald er dieselbe hatte, eilte er dahin, um bei Eva's Ankunft schon bekannt zu seyn und ihr nützen zu können.

Niemand war weniger zufrieden mit Otto's Uebersiedelung nach München, als Norbert, der ihm nicht dahin folgen konnte. Er hatte gehofft, Eva's Entfernung werde die lockere Verbindung lösen, in welcher er nie ein Glück für Otto erkennen konnte. Er glaubte, daß derselbe sich dann wieder um so mehr an ihn anschließen werde und erwartete, durch seinen Einfluß ihn von den Gesellen jener Verbindung völlig los zu machen, da er schon jetzt ihre Versammlungen selten mehr besucht hatte. Nun sah er ihn so fest in die Netze der Liebe verstrickt, daß er einer jungen Opernsängerin nachzog, die ohne feste Grundsätze, mit verschrobenen Ansichten, einem feurigen, leicht erregbaren Gefühle eine Laufbahn betrat, deren Boden so schlüpferig ist, daß die kleinste Unvorsichtigkeit sich mit einem Falle bestraft. Eva hatte sich in Würzburg einen guten Ruf bewahrt. Ihre geringen Mittel nöthigten sie, bescheiden aufzutreten; sie stand der Form nach unter dem Schutze ihres Vaters, obgleich derselbe ihr wenig Anhalt bieten konnte; noch jeden Sonntag sang sie im Dome, wozu ein tadelloser Wandel Bedingung war; vor Otto's Genossen, die auf alle Weise sich ihr zu nähern suchten, um sie für ihre Sache zu gewinnen,

wußten Otto und Norbert durch verschiedene Kunstgriffe sie zu sichern; sie selbst bewegte sich zu sehr blos in einem Phantasieleben, beschäftigt mit Musik und befriedigt durch Otto's Liebe, als daß sie der übrigen Welt viel Aufmerksamkeit geschenkt hätte.

Anders war es in München. Otto hatte zwar für die beiden Schwestern eine Wohnung gefunden im Hause einer achtbaren Familie, aber sie standen doch selbstständig und allein in der großen Stadt, wo sich bald, angelockt durch das Talent der einen und die Schönheit der anderen, junge Männer der verschiedensten Art an sie drängten, gegen welche für Eva ihre Liebe zu Otto ihr einziger Schild war. Babette hatte durch ihren scharfen Verstand, ihr kaltes, selbstsüchtiges Herz und ihren Stolz einen Schutz gegen gewöhnliche Versuchung. Sie hatte beschlossen, ihr Herz nur einem Manne zu schenken, der ausgezeichnet wäre durch Geburt, Rang und Vermögen, um ihr ein Leben nach ihrem Wunsche bereiten zu können. Inzwischen schmeichelte ihrer Eitelkeit doch jede Huldigung; auch verschmähte sie nicht die Mittel der Gefallsucht, um Männer anzuziehen und um sich zu versammeln. Bald nach ihrer Ankunft in München erklärte sie ihrer Schwester, daß sie ebenfalls sich dem Theater widmen wolle.

Du hast ja keine bedeutende Stimme, liebe Babette, entgegnete ihr diese.

Ich will ja nicht singen. Meinst Du, man müsse singen, um zu gefallen? Schon manche Schauspielerin hat ihr Glück gemacht, ohne Sängerin gewesen zu seyn.

Fräulein Babette, sagte Otto, Sie sind zu reich an Verstand, als daß ich glauben könnte, daß sie auch Phantasie und Gefühl, die nöthigsten Eigenschaften für das Theater, in demselben Maße besitzen werden. Nehmen Sie mir nicht übel, daß ich Ihnen offen sage, ich glaube nicht, daß Sie sich als Schauspielerin auszeichnen werden.

Unerbetener Rath ist lästig, wie ein Regenschirm bei hellem Wetter! Ich bin entschlossen und werde mich nicht abhalten lassen! entgegnete trotzig das Mädchen. Babette that die nöthigen Schritte, um die Erlaubniß zu einem theatralischen Versuche zu erhalten, studirte bei einer Schauspielerin die Rolle der Preziosa ein und trat an einem Abende darin auf.

Eva saß mit Otto in einer Loge in Todesangst, allein es ging ihrer Schwester besser, als sie erwartete. Die schöne Erscheinung ward freudig beim Auftreten begrüßt und ihr Spiel als das einer Anfängerin mit Nachsicht beurtheilt; man klatschte ihr Beifall zu, um sie zu ermuntern, in dem Glauben, daß ihr steifes, seelenloses Spiel die Folge ihrer Befangenheit sey.

Babette kam triumphirend nach Hause. Sie studirte nun mehrere Rollen ein und erhielt eine kleine Anstellung an dem königlichen Theater.

Beide Schwestern hatten bei ihrer Ankunft in München ihre Namen, welche ihnen zu prosaisch schienen, geändert, Eva nannte sich Eveline und Babetta nahm den Namen Bertha an; wir werden

sie daher künftig auch nach dieser poetischeren Weise nennen.

Eveline nahm Unterricht bei den ersten Lehrern der Hauptstadt, sowohl um ihr musikalisches Talent höher auszubilden, als auch für die dramatische Darstellung. So glänzend auch ihre Talente hiefür waren und so vielen Fleiß sie auf deren Vervollkommnung verwandte, so fehlte ihr doch immer ein richtiges Urtheil, um ganz selbstständig in der Kunst werden zu können, wo sie von ihrer Phantasie und ihrem Gefühle richtig geleitet wurde, riß sie das Publikum unwiderstehlich mit sich fort, dagegen aber war sie nie sicher vor groben Verstößen. Dabei kostete es ihr große Mühe, die Musik auswendig zu lernen, was ihr nur durch sehr oft wiederholte Uebungen gelang. Otto ergänzte diese Mängel durch seine unermüdliche Hilfe; er studirte mit ihr die Partieen ein, wiederholte sie mit ihr unverdrossen, bis er sicher war, daß Eveline sie richtig aufgefaßt und fest im Gedächtnisse hatte.

Otto warf sich nun selbst wieder mit Leidenschaft auf das Studium der Musik, wozu in München so viele Gelegenheit geboten wurde. Die reichen Kunstsammlungen nahmen seine Zeit ebenfalls in Anspruch, während er durch die enge Verbindung mit den beiden Bühnenkünstlerinnen eine Menge Bekanntschaften machte, welche gepflegt seyn wollten. Wie wäre es unter diesen Verhältnissen möglich gewesen, seinen Berufsstudien obzuliegen. In der That besuchte er wenig die Collegien und studirte noch weniger und was das Schlimmste war, die geheime Verbindung, welcher er in Würz-

burg angehörte, bestand in München ebenfalls und nahm ihn sogleich in Besitz. Hier war kein Norbert, der ihn vor ihrem Einflusse bewahrte. Unter den Vielen, welche die Schwestern umschwärmten, waren auch Genossen jener Verbindung, die Otto nicht mehr ganz von ihnen abhalten durfte, weil ihr Haß den Künstlerinnen zu viel hätte schaden können. Er schätzte sich glücklich, wenn es ihm gelang, die ausgelassensten derselben ferne zu halten. Ihre Darstellung von künftiger Freiheit, von Glück und allgemeiner Brüderlichkeit der Völker verfehlte nicht, auf Evelinens Phantasie einen mächtigen Einfluß zu üben. Sie hörte beifällig ihren Reden zu, über den Druck, der jetzt die Geister fessele, über die endliche Befreiung derselben und das fröhliche Aufblühen alles menschlich Guten und Schönen. Ihr schönes Auge glühte bei dem Gedanken, daß Otto, daß sie selbst beitragen könnte, dies Ideal zu verwirklichen. Sie sang mit wilder Begeisterung die Freiheitslieder der Umsturzpartei und entflammte dadurch noch mehr das Feuer, durch welches sie entzündet worden.

Hier war es Bertha, welche abmahnte. Ihr klarer Verstand sah die Verblendung der jungen Männer und die Bethörung ihrer Schwester; sie hatte die Ueberzeugung, daß andere hinter diesen ständen, welche von selbstsüchtigen Zwecken getrieben, das Bestehende stürzen wollten, um in dem Chaos für sich zu erhaschen, was nach ihren Wünschen war. Wenn Bertha auch gerne Manches, was errungen werden sollte, für sich gewünscht hätte, wie eine freiere Stellung der

Frauen, Reichthum und Wohlleben, die Allen zu Theil werden sollten, so war sie doch zu vorsichtig, um etwas Bestehendes erst zerschlagen zu wollen, ehe das Ungewisse, erst zu Erstrebende gesichert wäre.

Bei diesem Leben der Schwestern war eine bessere Entwickelung des Geistes und Herzens, eine festere Grundlage für ihre Weltanschauungen nicht zu erwarten. Eveline, die nach der Anleitung ihrer guten Mutter und als Domsängerin früher ihre religiösen Pflichten pünktlich und gerne erfüllt hatte, war in ihrer neuen Stellung, in München, nach und nach ganz davon abgekommen, während Bertha nie gewissenhaft darin gewesen war. Bald mußte die Sängerin bei feuchtem Wetter Rücksicht auf ihre Stimme nehmen, bald hatte sie eine wichtige Rolle einzustudiren, bald kam ein Besuch, den sie meinte, nicht abweisen zu dürfen, und sie blieb vom Gottesdienste weg. Nach und nach entwöhnte sie sich ganz davon, obgleich sie sich es am Anfange ihrer künstlerischen Laufbahn so schön gedacht hatte, Kunstschwärmerei mit Frömmigkeit zu verbinden. Ihre Umgebung war freilich nicht dazu geeignet, ihrer Gefühlsandacht Nahrung zu geben; die meisten dieser Leute glaubten auf einem sehr hohen Standpunkte zu stehen, wenn sie sich von aller Religion losgesagt hatten, oder sie dünkten sich sehr religiös, wenn sie jeder Confession gleiche Achtung zollten und überall das mitmachten, was ihnen gefiel und außer Acht ließen oder verwarfen, was ihnen nicht zusagte, ohne irgend eine Religion gründlich zu kennen und somit den Widerspruch zu finden, in den sie ge-

riethen, wenn sie alle gelten ließen. Daß ihre moralischen Grundsätze eben so oberflächlich, so schwankend und schwach waren, mußte die natürliche Folge ihrer mangelnden Erkenntniß der göttlichen Wahrheit seyn.

Die beiden Schwestern nahmen diese Ansichten in sich auf und bildeten ihre Grundsätze darnach, verschieden von einander, wie es ihre Charaktere bedingten.

Eveline ließ sich von Gefühl und Phantasie leiten, während Bertha überlegte, was für die Erlangung eines angenehmen Lebens am vortheilhaftesten wäre.

Otto gab sich keine Rechenschaft über seine Grundsätze und Ansichten; seine Zeit, sein Geist, sein Herz und sein Körper waren in München zu sehr in Anspruch genommen, als daß er ernstlich über sein Leben und seine Bestimmung nachgedacht hätte. Er ließ sich auf dem Meere der ihn umfluthenden Einwirkungen treiben und gab sich jeden Augenblick dem Gefühle hin, welches gerade erregt wurde. Manchmal freilich durchzuckte ihn schmerzlich der Gedanke an seine Zukunft; was sollte aus ihm werden? Dann tröstete er sich jedoch bald wieder, daß er seine Studien immer noch nachholen könne, sobald Eveline seine Nachhilfe weniger nöthig habe. Evelinens hochgespannte Hoffnungen in Beziehung seiner, die sich beim Ausbruche der neuen Zeit der Freiheit verwirklichen sollten, konnte er nicht theilen; seine Erfahrungen hatten seine Begeisterung für diese Bestrebungen geschwächt.

Würde ihn Jemand gefragt haben, ob er bei die-

sem Leben glücklich sey, so wäre wohl ein tiefer Seufzer die Antwort gewesen. So hoch er Evelinens Liebe schätzte, so war doch dieses Glück mit vielen Bitterkeiten gemischt. Wenn er auch oft die Bewerber um ihre Gunst mit Stolz betrachtete, so erregte doch auch Mancher seine Eifersucht; ein freundlicher Blick Evelinens, ein Zeichen des Wohlwollens gegen einen der sie Umgebenden war hinreichend, Otto's Laune zu trüben. Wenn er sich herzlich freute über der Geliebten steigende Gunst bei dem Publikum, so fühlte er auch alle Kränkungen, Zurücksetzungen und Verkleinerungen, die ihr Neid, Bosheit oder die Freunde einer anderen Künstlerin bereiteten. Ueberhaupt hatte er Gelegenheit, die Menschen von ihrer unvortheilhaften Seite kennen zu lernen; er ward reich an Erfahrungen auf Kosten seines Vertrauens, seiner Unbefangenheit, seiner Offenheit und seiner Ruhe. Dazu kam noch, daß seine Stellung zu den Schwestern eine so zweideutige war, daß sie ihm nirgends Achtung verschaffen konnte und er auch hieraus manche Bitterkeit zu kosten bekam. So vergingen zwei Jahre in München. Eveline war nun als Sängerin vollkommen ausgebildet und hätte an jeder Oper die ersten Partien übernehmen können. Sie genoß die Gunst eines großen Theiles des Publikums, aber ihre Verbindung mit Männern, die als zur Umsturzpartei gehörig mehr oder minder bekannt waren und deren Unterstützung bei ihrem jedesmaligen Auftreten, zog ihr eine Gegenpartei zu, mit welcher sich die Verehrer anderer Sängerinnen vereinigten. Ueberdieß waren die ersten Partien vollzählig besetzt;

Eveline hatte daher keine Aussicht, hier weiter zu kommen.

Bertha war zu wenig Künstlerin, um ihres Spieles wegen Beifall zu erringen. Ihrer Schönheit wegen, die sie überall geltend zu machen verstand, ward er ihr gleichwohl gezollt, und von den Gliedern jener Gesellschaft ward auch sie gehoben. Beide Schwestern hatten zusammen ein ganz hübsches Einkommen, allein sie waren ganz arm nach München gekommen und wollten wohnen, leben und sich kleiden wie Leute, die längst in guten Verhältnissen waren; da ihnen außerdem der Sinn für Ordnung und Führung des Hauswesens abging, so geriethen sie sehr oft in Verlegenheiten, daher selbst Eveline, die sich nicht leicht mit Dingen der Wirklichkeit befaßte, sehnlichst eine bessere Stellung wünschte. Höchst angenehm war daher ein Anerbieten von Berlin, Eveline unter sehr vortheilhaften Bedingungen für die dortige Oper zu gewinnen.

Für Otto war diese Nachricht ein Donnerschlag. Er durfte nicht auf die Einwilligung seines Vaters rechnen, wenn er ihn bat, ihn die Universität von Berlin besuchen zu lassen. Die Briefe desselben waren in letzter Zeit so drohend, daß eher zu fürchten stand, er werde ihm überhaupt keine Mittel mehr bewilligen, für ferneren Aufenthalt auf einer Universität, da er wohl erfahren hatte, wie der Sohn seine Zeit in München zubrachte. Selbst sein Verhältniß zu Eveline war ihm zu Ohren gekommen und die oftmaligen Geldforderungen desselben ließen ihn vermuthen, daß er ihre

Gunst durch Geschenke erwiderte, wie er denn auch wirklich oft die Verlegenheiten der Schwestern durch seine Casse aufhob. Bertha, die sich Otto's allzeit bereite Hilfe zwar sehr gerne gefallen ließ, konnte sich doch nie genauer mit ihm befreunden; ihre Naturen waren zu verschieden, und der Gedanke, ihn, der weder durch Reichthum noch durch Ansehen sich auszeichnete, einst als ihren Schwager zu sehen, war ihr vollends unerträglich. Eveline sollte eine glänzende Partie machen, wie sie für sich selbst keine andere wollte. Sie wandte all den Einfluß an, welchen sie auf die träumerische Schwester hatte, um den Gedanken an eine eheliche Verbindung mit Otto von dieser ferne zu halten. Ihr wäre es ganz erwünscht gewesen, wenn Otto in München geblieben wäre, allein Eveline erklärte mit aller Energie der Leidenschaft, sie nehme das Engagement nur dann an, wenn Otto mit nach Berlin gehe.

Zagend wagte Otto den Versuch, seinen Vater zur Einwilligung zu bewegen; er stellte ihm die Vortheile vor, die Berlin für sein Studium biete und versprach, durch den angestrengtesten Fleiß nachzuholen, was er in München versäumt hatte.

Nach wenigen Tagen kam er in höchster Aufregung zu Evelinen. Sein Vater hatte seine Bitten abgeschlagen. Für München wolle er ihm noch ein Jahr Frist gönnen; aber für Berlin dürfe er auf keine Unterstützung rechnen.

So bleiben wir hier! rief Eveline aus.

Warum nicht gar! erwiderte Bertha; hier bleiben,

wo wir nie unser Glück machen werden, während es sich uns von Berlin aus darbietet. Das nächste Jahr müßte Otto ja doch von hier weg; was dann? Glaubst Du, man fragt Dich dann wieder, ob Du fünftausend Thaler willst? Sollen wir uns hier fort und fort behelfen, während wir dort herrlich leben könnten? Das darf nicht seyn, Eveline!

Nein, theuere Freundin, sagte Otto betrübt, das Opfer wäre zu groß; ich dürfte es nicht annehmen.

Was man aus Liebe thut, Otto, kann kaum ein Opfer heißen. Was frage ich nach Reichthum und Ehre, nach Wohlleben und Reichthum, wenn mein Herz darüber brechen müßte

Ei, Eveline, wer stirbt denn an gebrochenem Herzen? Das ist nur Sache der Romane.

Bertha, rief nun aufgeregt die Schwester, ich habe Dir bisher viel zu sehr nachgegeben; in dieser Angelegenheit aber bleibe ich fest; das ist meine ganz eigene Sache. Willst Du gehen, so gehe und versuche Dein Glück allein. Wenn Du doch so sehr auf unseren Nutzen siehst, so sage mir, wer soll mir ohne Otto meine Rollen einstudiren? Weißt Du vielleicht nicht, daß ich mir allein nicht helfen kann?

Du hast dort Mittel genug, einen Musiker zu honoriren, erwiderte Bertha.

Eveline fuhr ein Gedanke durch den Kopf; einen Musiker honoriren? sagte sie schüchtern, ei, wenn meine Stellung in Berlin eine so glänzende wird, so

könnte Otto als mein Kapellmeister mitgehen. Werden Sie mir diese Bitte abschlagen, Otto?

Bertha stand verblüfft; sie hatte selbst die Schwester auf diesen ihr verhaßten Gedanken gebracht, den sie ohne die größte Unart in Otto's Gegenwart nicht bekämpfen konnte. Evelinens Festigkeit überraschte sie und nöthigte sie zur Nachgiebigkeit, denn sie fühlte trotz ihrem Stolze, daß sie bis jetzt ohne die Schwester keine glänzende Aussicht hatte. Eine geringe Hoffnung blieb ihr, Otto werde dies Anerbieten nicht annehmen.

Allerdings empörte sich sein Gefühl dagegen, völlig abhängig zu seyn von Evelinens Gunst, ihr seine ganze Existenz verdanken zu müssen; allein die Leidenschaft weiß Vorwände und Ausflüchte; sie stellte ihm vor, daß er allerdings der Geliebten nothwendig sey, da besonders viel von ihrem ersten Auftreten abhänge; daß er, wenn auch von ihr unterstützt, in Berlin fleißig studiren wolle, um sich eine Stellung zu erringen, welche er mit ihr theilen könne.

Nach einem peinlichen Schweigen aller Drei erhob er sein auf die Hand gestütztes Haupt und sagte mit Ueberwindung: Eveline, ich kann nicht hier bleiben ohne Sie und darf nicht zugeben, daß Sie meinetwegen Ihr Glück verscherzen. Glühend roth vor Beschämung fügte er bei: Ich nehme Ihr Anerbieten an und hoffe, Ihre Großmuth einst vergelten zu können!

Bertha biß sich auf die Lippen; Eveline stürzte auf Otto zu, nahm leidenschaftlich seine Hand in die

ihrigen und rief: Ich wußte es ja, daß Sie mich nicht verlassen werden! Auf denn, nach Berlin!

Es war ein schwerer Kampf für Otto, als er nun einsah, daß er sich durch seinen Ungehorsam völlig von seinem Vater losriß. So lange Eveline im Zweifel war, ob sie nach Berlin gehen sollte, schien es ihm so leicht, ihr zu folgen, als aber die Entscheidung gegeben war, stand doch die Kluft, welche sich dadurch zwischen ihm und dem Vater öffnete, furchtbar vor seinen Augen. Allein er war so weit gegangen, daß er glaubte, nicht zurückgehen zu können, oder vielmehr, er fühlte sich zu schwach, es zu wollen. So hatte er also durch Nachgiebigkeit gegen seine Leidenschaft abermals keinen Frieden finden können.

Evelinens Auftreten in Berlin war von dem größten Beifalle begleitet, der sich immer mehr steigerte, so daß sie bald der Liebling des Publikums ward.

Auch Bertha's verständiges, allzeit durchgedachtes Spiel, verbunden mit ihrer hinreißenden Schönheit, gefiel hier besser als in Süddeutschland, wo man zu sehr Gefühl, Phantasie, kurz, die Seele vermißte.

Die Schwestern hatten eine schöne große Wohnung gemiethet, worin auch der Kapellmeister sein Zimmer fand, sie elegant eingerichtet und bewegten sich nun auf einem großen Fuße. Mit Ausnahme der Tage, wo sie in ihrem Berufe beschäftigt waren, stand ihr Salon Jedem offen, der sich ihnen vorstellen ließ, und nicht allein Bühnenkünstler und Literaten aller Art versammelten sich hier, sondern auch Lebemänner aus allen Ständen der großen Hauptstadt ließen sich durch

die reizenden Schwestern anziehen. Viele der Besucher gehörten der Freiheitspartei an; Eveline schwärmte für deren Ideen und zog auch Otto wieder in diesen Kreis.

Otto war nicht sowohl aus Vergnügen als aus Eifersucht allzeit zugegen. Ihm war dieser Schwarm um Eveline unendlich zuwider und doch, behauptete Bertha, bedürfen Künstlerinnen Freunde, die sie unterstützen und gegen Neid und dessen Intriguen vertheidigen. So sehr er auch sich zurück wünschte in die süße Zeit, wo er in Würzburg allein der Stimme der Geliebten horchte, sie auf dem Claviere oder der Violine begleitete, sie war für immer verloren! In München war das Verhältniß der beiden Liebenden, wenn auch vor der Welt zweideutig und für sie selbst höchst gefährlich und deßhalb verwerflich, doch kein unsittliches gewesen; allein durch das ganz veränderte Leben in Berlin, durch die fortwährende Aufregung, welche Oper, Theater, Gesellschaften und Eifersucht hervorriefen, wuchs ihre Liebe schnell zu schnöder Leidenschaft auf und nahm durch den ungezwungenen Verkehr, dem sie sich hingaben, bald einen verderblichen Charakter an.

Es mochte etwa ein halbes Jahr in Berlin verflossen seyn, als Bertha öfters an Evelinen rothgeweinte Augen bemerkte; oft fand sie dieselbe in einen Lehnstuhl gedrückt, in's Weite starrend und tiefen Kummer in den Zügen tragend. Bertha war viel zu selbstsüchtig, als daß fremdes Leid sie alsbald gerührt hätte, unbequem aber war es ihr allerdings; sie wollte

eine heitere Umgebung. Als eines Tages Eveline wieder besonders kummervoll und schweigend da saß, fragte sie endlich, was ihr fehle, da sie seit einiger Zeit so langweilig sey.

Tief erröthend seufzte die Schwester und sagte endlich, dem strengen Blicke Bertha's ausweichend: Ich weiß, daß Du das nicht billigen wirst, was ich vorhabe, und doch mußt Du es wissen.

Nun, so sage es gleich, ohne weitere Umschweife.

Ich werde mich verheirathen.

Bertha durchlief in einem Gedanken die Reihe der Männer, welche ihrer Schwester nahe kamen, sie konnte von keinem eine Verbindung mit derselben sich denken. Nun, mit wem? fragte sie, immer im Tone einer Hofmeisterin redend.

Mit wem? kannst Du fragen? antwortete Eveline mit Wärme, als ob Dir nicht meine Liebe zu Otto bekannt wäre!

Mit — Otto! wiederholte Bertha, in helles Lachen ausbrechend, mußtest Du deßhalb Dein schönes Talent ausbilden, deßhalb die große, erste Künstlerin Berlins seyn, deßhalb einen Kreis von hochgestellten Männern um Dich sammeln, um Deinen — Kapellmeister zu heirathen? Nein, Eveline diese Schmach wirst Du weder Dir noch mir anthuen!

Sprich nicht so! fuhr die Schwester wild auf; Du kennst meine Liebe zu ihm. Und, damit Du alles weißt, — es ist das einzige Mittel, der Schmach und der Schande zu entgehen.

Bertha heftete ihren kalten Blick streng auf Eveline,

indem sie mit eisiger Kälte sagte: Ist es so weit gekommen? Habe ich mich mit Unrecht seinem Hieherkommen widersetzt? Nun trage die Folgen Deiner Unbesonnenheit! Nach einigem Besinnen fuhr sie fort: Doch wollen wir nicht zu der einen noch die zweite fügen. Eine alberne Heirath ist nicht wieder gut zu machen und Lächerlichkeiten das Allerschlimmste.

Otto soll nur fleißig studiren, nicht wahr Bertha, daß er bald doctoriren kann; dann ist es ein ganz anderes Verhältniß, sagte eingeschüchtert die Schwester.

Ja, er soll freilich studiren, fiel Bertha rasch ein, und sich dazu ein Studentenzimmer miethen, denn in unserem Hause findet er zu viele Zerstreuungen.

Aber Bertha, dadurch ist ja meine Ehre nicht gerettet, sagte Eveline in ängstlichem Tone.

Du hast ja zwei Monate Urlaub in Deinem Contrakte; statt ihn zu einer Kunstreise zu benützen, gibst Du vor, einer Erholung zu bedürfen und begibst Dich in irgend ein kleines, unbekanntes Seebad und wenn Du zurückkommst, ist Alles wie zuvor.

Ach, liebe Bertha, Du begleitest mich doch?

Ich habe große Pläne an eine Kunstreise geknüpft, aber ich sehe wohl, ich muß sie Dir zum Opfer bringen. Dafür versprich mir aber, daß Du künftig mehr auf meinen Rath hören willst.

Ach, ich will Dir ja folgen! Ich weiß wohl, daß Du viel mehr Verstand hast, als ich; ich habe zu viel Phantasie!

Otto ließ sich im neuen Semester immatrikuliren, bezog ein Zimmer in der Nähe der Universität und

begann wieder seine medicinischen Studien, natürlich alles auf Kosten Evelinens, da er von Hause nichts erhielt und auch nicht mehr dem Vater schrieb. Indessen fuhr er fort, Evelinen ihre Rollen einzustudiren und so viele Zeit bei ihr zuzubringen, als ihm möglich war. Dies lag nun gar nicht in Bertha's Plan, welche hoffte, ihn nach und nach gänzlich von ihrer Schwester zu entfernen.

Wie verabredet, brachten die Schwestern ihren Urlaub in einem kleinen Badeorte an der Nordsee zu, das nur von den Bewohnern der Umgegend besucht wurde. Das kleine Mädchen, welches dort zur Welt kam, wurde einer Frau des Ortes übergeben, welche die Pflege derartiger armer Geschöpfe, welche den Verirrungen der Residenzbewohner ihr Leben verdanken, zu ihrem Geschäfte gemacht hatte. Eveline versprach ihr stete Dankbarkeit und reichen Lohn, wenn sie an dem armen Wesen Mutterstelle verträte.

Mit schwerem Herzen kehrte sie nach Berlin zurück. Als sie jedoch bei ihrem ersten Auftreten mit neuem Jubel empfangen, als ihre Zirkel wie zuvor besucht wurden und sie nirgends eine Veränderung gegen sich wahrnahm, trat jenes Ereigniß mehr in den Hintergrund; sie gab sich wieder der Gesellschaft, der Eitelkeit und dem Vergnügen hin.

Daß Evelinens Ausgaben in keinem Verhältnisse mit ihrer Einnahme standen, dies mußte selbst sie einsehen, die durchaus keine Rechnerin war, da jederzeit ihr Kasse sogleich leer wurde, nachdem sie ihre Besoldung eingenommen und dennoch immer viele Rech-

nungen unberichtigt liegen blieben. Sie erhielt zwar im zweiten Jahre eine bedeutende Zulage, allein sie war an so viele Ausgaben gewöhnt, daß auch die neue Besoldung nicht ausreichte. Bertha benützte dieses, wie jede andere Gelegenheit, um Evelinen von Otto loszutrennen und in ihr das Verlangen nach einer glänzenden Verbindung zu erwecken. Seit Otto nicht mehr im Hause wohnte und immer mehr Verehrer sich an die gefeierten Schwestern drängten, wuchs Bertha's Hoffnung, und in der That trat der unscheinbare Student gegen die Herren der großen Welt selbst in Evelinens Herzen etwas zurück; seinen gefährlichsten Nebenbuhler aber führte er selbst bei Evelinen ein.

Otto war als Student wieder in eine Verbindung getreten, welche dieselben Zwecke verfolgte, wie jene, welcher er in Würzburg und München angehörte. Mehrere von seinen früheren Genossen hatten ihn dazu veranlaßt und er war gefolgt, weniger aus innerem Drange, als aus gleichgiltiger Nachgiebigkeit, da er gedrückt von seiner peinlichen Lage, mit sich selbst zerfallen war, und auf diese Weise gegen jene Aufforderungen keinen Widerstand leistete. Dieser Verbindung gehörten auch mehrere studirende Polen vornehmer Familien an, und einer derselben, Fürst Poninski, hingerissen von Evelinens Gesang, bat Otto, ihn derselben vorzustellen.

Poninski, der feurigste Republikaner, entzündete Eveline, die schon früher für diese Idee eingenommen war, insbesondere für die Befreiung seines Vaterlandes, und bald war ihr Salon der Sammelplatz der

Verbündeten. Gierig horchte die Sängerin ihren Reden über die Befreiung der Völker, wie sie sich hinwieder begeistert fühlten durch den Beifall der schönen Künstlerin. Mit ihrer unvergleichlichen Stimme sang sie im feurigsten Enthusiasmus die Lieder der Freiheit und erndtete dafür die höchste Verehrung der jungen Demagogen.

Otto saß an diesen Abenden gewöhnlich in tiefer Trauer am Clavier, um Evelinens herrlichen Gesang zu begleiten. Ihm mißfiel diese Umgebung für sie, die mehr und mehr auf die Pläne der Umsturzpartei einging, während Otto durch viele Erfahrungen sehr abgekühlt war und in seinem tief gekränkten Herzen keine Begeisterung für Polens Freiheit fühlte.

Nur zu bald bemerkte er den Einfluß, den Fürst Poninski durch seinen flammenden Eifer auf Eveline übte. Ermüdet durch seine Studien, sowie durch jene, welche er mit Eveline machen mußte, gepeinigt, die Geliebte selten anders als von einem Schwarme von Verehrern umgeben zu finden, betäubt durch den wilden Freiheitstaumel, von dem die Gesellschaft ergriffen war, saß er gewöhnlich stumm in der lauten Versammlung.

Bertha, bisher immer seine Gegnerin, schien in diesem Punkte sich mehr auf seine Seite zu neigen. Sie war nie diesen Freiheitsbestrebungen geneigt und so gerne sie den Eindruck sah, den der junge Polenfürst auf ihre Schwester machte, so war ihr der laute, wilde Freiheitstaumel, der nun fast täglich ihre Gemächer erfüllte, äußerst zuwider. Hierin ward sie noch

mehr bestärkt, da ein junger russischer Fürst ihr seine besondere Aufmerksamkeit schenkte und sie bei dem fabelhaften Reichthume, den man ihm zuschrieb, hoffte, durch ihn ihr Glück zu machen, daß aber diese Gesellschaft nicht für den russischen Aristokraten paßte, das war klar.

Was glaubst Du denn, sagte sie eines Abends, wo die Gesellschaft besonders lebhaft ihre Plane besprochen hatte, nach deren Weggange zu ihrer Schwester, was glaubst Du denn, daß aus diesen Staaten werden würde, wenn die Plane dieser Bethörten je zur Ausführung kämen?

Ach, Bertha, hast Du denn gar keinen Sinn für die Freiheit unterdrückter Völker, für die Erlösung der Nationen von der Fremdherrschaft, für das Glück der Gleichheit Aller, für das Band der Brüderlichkeit, das dann die Welt umschlingt und das Wohlergehen Aller knüpft?

Nein, nein, Eveline, ich habe keinen Sinn für eine Freiheit, die aus der Unterdrückung oder Ausrottung Derer entstehen soll, die auf andere Art glücklich seyn wollen, für eine Erlösung der Nationen, die sie unter das Joch kleiner Tyrannen bringt, für das Glück der Gleichheit, die in gleichem Elende besteht und für das Band der Brüderlichkeit, daß der Haß gegen die sich Sträubenden knüpft.

Ich habe keinen Sinn für ein verheißenes, allseitiges Wohlergehen, das in der Wirklichkeit nur allgemeine Ruine umschlingt. Nein, Eveline, das sind Träu=

mereien, die sich in unseren gesellschaftlichen Zuständen nicht verwirklichen lassen.

Warum sollte dies nicht möglich seyn, wenn Alle dafür begeistert wären? erwiderte die Schwester.

Was die Freiheit der Völker betrifft, die Ihr begründen wollt, durch Vernichtung der bestehenden Herrscher, glaubst Du denn, Du wärest freier, wenn alsdann statt der ruhigen Regierung eines erblichen Regenten ein Dutzend Ehr- oder Geldgeizige sich um die Herrschaft streiten? Wie in den einzelnen Ländern sich die Bewerber um die Herrschaft bekriegten, so die Nationen, wovon eine schwach, die andere stark, die eine friedliebend, die andere kriegerisch ist, immer und immer würden die einen unterjocht werden. Was soll die Gleichheit Aller heißen? Willst Du Dich mit geborenen Bettlern auf eine Bank, an einen Tisch setzen?

Ach, Bertha, wer verlangt denn dieses?

Willst Du nur aufwärts schauen, wenn Dir nach Gleichheit gelüstet? O, sey überzeugt, so ekel Du bist in Beziehung auf die Gemeinschaft mit den unteren Classen, eben so sind es die höheren in Bezug auf uns, wenn sie dies auch ungewöhnlichen Vorzügen gegenüber zu vergessen scheinen und in einzelnen Fällen es wirklich vergessen; die unteren Classen aber, als die stärkeren, würden sich wirklich uns gleichsetzen, sobald sie es wagen dürften. So ist es gerade mit der Brüderlichkeit bestellt. Willst Du jeden rohen, gemeinen Burschen als Deinen Bruder umarmen? Glaubst Du, daß die Menschen, nachdem sie Alle hingeschlach-

tet haben, die ihren Beglückungsplanen im Wege stehen, plötzlich jeden Haß, jeden Neid und Eifersucht und alle Selbstsucht aus ihrem Herzen weggespült haben und sich gegenseitig mit uneigennütziger Liebe umfassen? Worauf soll sich nach all diesem dann das allgemeine Wohlergehen gründen? Etwa darauf, daß, weil die Revolution die Hälfte der Menschen verschlungen, um die übrig gebliebenen sich größere Theile von den Gütern der Erde zulegen können? Wie glaubst Du wohl, daß es uns Frauen dabei ginge? Bist Du thöricht genug, zu glauben, daß dann die Stunde unserer Befreiung schlage? Glaubst Du, die endlichen Sieger, die nach den Gräueln der Revolution und der Anarchie den Platz behaupten, werden uns als gleich berechtigt ansehen, uns Theil nehmen lassen an der Regierung des Staates? Nein, nein, Eveline, wo das Recht des Stärkeren herrscht, da wird das Weib zur Sklavin und die Beute der Tyrannen!

Ei, Bertha, Du geräthst ja ordentlich in Begeisterung. Schade, daß sie nicht einer schöneren Idee entspringt!

Ideen müssen in der Wahrheit begründet seyn, erwiderte Bertha, wenn die Begeisterung dafür nicht einem Strohfeuer gleichen soll, das aufflackernd wohl auch brennt, aber schnell erlischt. Ich habe, während Du in Romanen Deine Phantasie erhitzest, Geschichte gelesen und mir daraus manche Lehre gebildet und bin meiner Natur nach nicht zu Träumereien geneigt. Glaube mir, republikanische Ideen haben in unseren Zuständen keinen wahren Boden. Ich gebe zu, daß

für kleine abgeschlossene Naturvölker, wie z. B. die Schweiz früher war, republikanische Formen passend seyn mögen. Wo jeder Bürger den Pflug oder Hirtenstab und das Schwert zugleich führt, wo das Leben so ruhig fließt, daß der Hausvater ohne Nachtheil seines Hausstandes nebenbei das Wohl des Staates besorgen kann, wo die Staatsämter so wenig einträglich sind, daß keiner darnach geizt, und die Sitten so einfach, daß leicht zu regieren ist; wo die Vaterlandsliebe die Selbsucht überwiegt, da mögen Republiken bestehen, zum Wohle des Volkes. Nun mache die Anwendung auf unsere dicht bevölkerten, großen Staaten, auf unsere künstlichen, verwickelten Verhältnisse, auf unsere hundertfältig abgestuften und verschiedenen Anschauungen, Denk- und Empfindungsweisen, auf die verschiedenartigen Leidenschaften, den Egoismus, der eines Jeden Triebfeder ist: und Du wirst einsehen, daß wir uns besser befinden bei Dem, was wir haben, als bei dem, was erst durch Feuer und Blut erkämpft werden soll und sicher, wie uns Frankreich zum zweitenmale das Beispiel zeigt, nach kurzer Zeit der unbeschränktesten Selbstherrschaft weichen müßte.

Ach Bertha, sagte Eveline gähnend, warum bemühst Du Dich, mit langen Reden meine Ideale zu bekämpfen. Ich lasse Dir ja gerne den Vorrang in Sachen des Verstandes, aber was Begeisterung, Enthusiasmus, Gefühl angeht, daüber läßt sich nicht disputiren. Gute Nacht, liebe Bertha! Schau nur nicht zu ängstlich in meine schimmernde Zukunft! Das geht

Alles ganz anders; wenn nur einmal der größte Theil des Volkes unserer Ansicht ist!

Solche Gespräche wurden öfters unter den Schwestern geführt; manchmal war Otto zugegen und suchte den Vermittler zu machen, wie wohl er immer seltener sie allein antraf, und immer endigten diese Reden, wie die eben mitgetheilte; jede Schwester behielt Recht und ging ihren eigenen Weg.

Eveline verknüpfte sich immer enger mit den verbündeten Unzufriedenen. Sie vermittelte nicht allein deren Correspondenz, sondern sie nahm auch die gefährlichsten Papiere derselben in Verwahrung. Vergebens warnten sie Otto und Bertha; ihre Schwärmerei ließ sie gerade die Gefahr, die darin lag, freudig begrüßen; sie glaubte sich bereit, ihrem Ideale jedes Opfer zu bringen. Das einzige Ergebniß dieser Ermahnungen war, daß sie zurückhaltender wurde in ihren Mittheilungen gegen Bertha und Otto.

Otto sah nur zu wohl, wie in Folge der beständigen Aufregung, in der Eveline durch die Theilnahme an den Berathungen und Darlegungen der Pläne der jungen Aufrührer sich befand, ihr Herz allmählig das Gefühl für ihn verlor. Er mußte sehen, wie der Einfluß des wild aufbrausenden Polenfürsten sie immer mehr überwältigte. Er litt schweigend, denn er wußte, daß das Herz nicht mit Gründen bekehrt wird, wenn es nicht gewöhnt ist, einem erleuchteten Willen zu gehorchen, und Evelinens schwärmerisches Gefühl war dies am allerwenigsten.

Wie das Verhältniß zwischen Evelinen und dem

Fürsten Poninski sich immer inniger gestaltete, so fesselte Bertha durch ihre Reize und die Kunst, sie geltend zu machen, immer fester jenen früher erwähnten reichen Russen, den Fürsten Ortroff. Seine Besuche waren Evelinen äußerst lästig, denn er, der Anhänger der russischen Monarchie, durfte die Zusammenkünfte der jungen Polen in ihrem Hause nicht ahnen. Es kam nun immer häufiger zu unangenehmen Erörterungen zwischen den Schwestern, deren endliches Ergebniß war, daß Bertha beschloß, eine eigene Wohnung für sich zu beziehen, was Evelinen ganz erwünscht war, da sie durch die Verbindung, in welcher ihre Schwester zu dem russischen Fürsten stand, fürchtete, die Versammlungen in ihrem Hause und deren Pläne möchten verrathen werden. Vorher jedoch machte Bertha mit Evelinen eine schon früher bestimmte Kunstreise.

Auf dieser Reise trafen sie in einer norddeutschen Residenzstadt mit einer Mission zusammen, welche einige Jesuiten dort hielten. Die ganze Stadt war in zwei Parteien getheilt, wovon die eine die Jesuiten, die andere das Theater besuchte, die eine begeistert war für Pater Roh und Pater Zeil, die andere für Eveline und Bertha. Einige Ueberläufer von dem einen zum andern Lager und solche, die heute die Jesuiten bewunderten und morgen für Eveline schwärmten, unterhielten die Verbindung zwischen beiden Parteien. Vorzüglich war es das Theaterpersonal, welches glaubte, es seiner Kunst schuldig zu seyn, die berühmten Redner zu hören. So kam denn leicht der Ruhm derselben den beiden Schwestern zu Ohren, wiewohl

mit den widersprechendsten Urtheilen über den Inhalt der Predigten. Eveline schwärmte schon für die begeisterten Redner, ehe sie noch einen derselben gehört hatte und benützte die erste freie Zeit, in die Kirche zu gehen, wo die Mission gehalten wurde, während Bertha in stolzer Selbstzufriedenheit äußerte, sie sey bei ihren religiösen Anschauungen vollkommen befriedigt, sie verlange nicht, andere kennen zu lernen. Vielleicht hielt sie, wie so viele Andere, eine geheime Furcht ab, daß ihre Ueberzeugung einen Stoß erhalten könnte, der sie in ihren Gewohnheiten und Plänen stören, beunruhigen möchte.

Fürst Poninski, der Evelinen auf ihrer Reise gefolgt war, sah mit zu tiefer Verachtung auf das Gaukelspiel der Jesuiten, wie er die ganze Mission nannte, herab, als daß er sich veranlaßt hätte finden können, sie zu besuchen, selbst nicht in Gesellschaft Evelinens.

Entzückt kam dieselbe von einer Predigt über die Nächstenliebe nach Hause. Mit aller Begeisterung pries sie die humanen Ideen der verschrieenen Jesuiten und betheuerte, sie verzeihe nun gerne allen ihren Feinden, d. h. den Neid, die Intriguen und verschiedene Gehässigkeiten, wie sie im Bühnenleben so häufig vorkommen. Eveline fühlte sich glücklich, deßhalb war es ihr leicht, das zu verzeihen, was ihr nicht an ihrem Glücke hinderlich war.

Sie versäumte nun keine der Predigten mehr, für die sie freie Zeit finden konnte; bald aber kam sie ernst und jedesmal ernster aus denselben zurück. Sie hörte die erschütternden Predigten über den Tod, das

Gericht, die Hölle, über die Nothwendigkeit der Buße und Bekehrung zu Gott.

Sie beschloß zu beichten.

Der junge Pole war wüthend darüber und versuchte seine ganze Beredtsamkeit, die Jesuiten anzuschwärzen und sie von der Beichte abzuhalten; allein vergebens. Eveline hatte jetzt nur diesen einen Gedanken, alles Uebrige trat zurück.

Also wieder eine Beute des arglistigen Ordens! rief Poninski.

Wie ist es auch nur möglich, fuhr Poninski fort, daß man in dem aufgeklärten Norden Deutschlands ihn so gewähren lasse?

Gerade weil man hier aufgeklärt ist, erwiderte Bertha, sind ihre Machinationen nicht gefährlich; sie wirken nur auf Diejenigen, welche, wie meine Schwester, sich durch eine gleißende Beredtsamkeit den Kopf verdrehen lassen. Ich habe sie gewarnt, ehe sie hinging, denn ich sah die Folgen voraus. Ich könnte ohne Gefahr ihre Predigten hören, sie würden mich nur langweilen, deßhalb besuche ich sie nicht. Indessen lassen sie nur Evelinen, für die Dauer ist nichts bei ihr zu fürchten; ihr Enthusiasmus verraucht, sobald ein anderer sie entflammt.

Ach, Fräulein Bertha, Sie kennen nicht die Künste dieser Mönche!

Sie müssen freilich groß seyn, wenn der Alles überwindende Fürst Poninski sie fürchtet, erwiderte neckend Bertha.

Ich fürchte nur für Andere, nicht für mich!

Athemlos vor Aufregung und außer sich vor Zorn kam Eveline spät nach Hause. Sie ließ sich in einen Sessel fallen, riß ihren Hut herab, warf ihren Shwal von sich und ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckend rief sie Poninski und Bertha zu, die ihr mit Staunen bisher zugesehen: Ach, hätte ich Euch gefolgt, welche Schande, welche Schmach wäre mir jetzt erspart!

Was ist Ihnen geschehen, theuerste Freundin? Sprechen Sie, lassen Sie mich nicht länger in Unruhe! drängte der Fürst.

Aufgeregt und erschrocken durch ihre Predigten, war ich thöricht genug, einem dieser Mönche die tiefsten Geheimnisse meines Herzens zu entdecken, fuhr Eveline fort.

Tod und Teufel! schrie der Pole, wie werden diese Füchse Ihre Unvorsichtigkeit benützen!

Benützen, nein, benützen können sie nichts; weder meinen Namen noch einen anderen habe ich genannt.

Glauben Sie denn, sie haben nicht ihre Helfershelfer, ihre Spione, die überall sich unter das Volk mischen und ihnen Alles verrathen? verkappte Jesuiten!

Ich fürchte nichts dergleichen, ich denke nur an meine Schande!

Nun, was ist Dir denn geschehen? fragte Bertha mit zufriedenem Lächeln.

O, ich möchte vor Zorn bersten, wenn ich daran denke! Ich habe so offen, so guthmüthig bekannt, wie ich gelebt, seit ich von Würzburg weg bin; da

sprach er so gut, so väterlich mit mir, daß ein süßer Trost mein Herz erfüllte; dann aber fragte er, ob ich auch die Gelegenheit zur Sünde aufheben wolle?

Und was nannte er Gelegenheit zur Sünde? Was verlangte er, daß ich aufgeben sollte?

Nun? riefen Bertha uud Poninski.

Allen unseren stolzen Plänen für die Freiheit der Völker, jeder Theilnahme an den Bestrebungen der Patrioten sollte ich entsagen!

Ja, daran kenne ich sie, diese schleichenden Verführer! rief der Pole, sie wollen keine Volksfreiheit!

Weil ich, geängstigt durch die Predigten, mir fest in den Kopf gesetzt hatte, ich wolle Absolution für meine Sünden erlangen, so versprach ich ihm .....

Uns zu verlassen? Vielleicht gar, uns zu verrathen? unterbrach sie Poninski, wüthend vor Zorn.

Nein, nein, fürchten Sie nichts dergleichen von mir! Ich versprach ihm den Schutz für seinen Orden zu bewirken, wenn wir unser Ziel erreichten; ich bot ihm als meine Buße eine Summe Geldes für die Zwecke seines Ordens; ich machte mich anheischig Alles aufzubieten, um auch Sie, theuerster Freund, zu bekehren — Alles umsonst! Er verlangte im Gegentheile, ich sollte Sie gänzlich meiden! Er versagte mir die Absolution, so sehr ich ihn auch darum bat.

Sie sollen es büßen, diese arglistigen Teufel! Sie sollen es grimmig fühlen, was es heißt, den Frieden

der Herzen stören, Verbindungen zerreißen, die so zart, so hehr und heilig sind, daß ihre gemeinen Seelen keine Ahnung davon haben! Eveline, sieh, der bloße Gedanke, ich könnte Dich verlieren, bringt mich außer Fassung! rief er leidenschaftlich. So bald wir nach Berlin zurückkommen, will ich Einleitung treffen, unserem Bunde gesetzliche Anerkennung zu verschaffen! O meine Eveline, wie bist Du mir nun noch unendlich theuerer, da Du meinetwegen leiden mußtest.

Er umarmte sie leidenschaftlich und küßte ihre Thränen von den Wangen; Eveline lächelte zärtlich und Bertha langweilte sich.

Einige Tage darauf, als die Schwestern allein zu Hause waren, wurde Doctor Norbert gemeldet.

Eveline überflog eine tiefe Röthe; sie ward durch diesen Namen an die Zeit in Würzburg erinnert, in welcher sie in Otto's Liebe ihr Glück fand. Sie wollte Norbert abweisen lassen.

Ach nein, Eveline, sagte Bertha, laß ihn kommen! Er war ein harmloser, ehrlicher Mensch, wir können uns schon ein halbes Stündchen an seinem Erstaunen über unsere so glücklich veränderten Verhältnisse ergötzen. Er ist uns willkommen! sagte sie, ohne der Schwester Antwort abzuwarten.

Das Staunen war jedoch auf Seiten der Schwestern, da Norbert als gereifter, schöner, junger Mann eintrat, mit all der Sicherheit und Gewandtheit, welche der Verkehr mit der großen Welt gibt.

Durch seine Unbefangenheit verlor sich bei den

Schwestern schnell die Verlegenheit, welche gewöhnlich entsteht, wenn wir Jemanden ganz anders finden, als wir ihn früher gekannt oder ihn uns gedacht hatten.

Norbert erzählte ihnen, daß er sein Staats- und das Doctor-Examen gemacht habe und nun auf dem Wege nach Berlin sey, um bei dem berühmten Oculisten v. Gräfe noch einige Collegien zu hören und die dortigen Anstalten kennen zu lernen.

Er hatte gehofft, bei den Schwestern Nachrichten über seinen Freund Otto zu hören, der während der letzten Jahre ganz verschollen für ihn war; da sie ihn aber nicht nannten, so berührte er diesen Gegenstand nicht, indem er schloß, daß zu seiner Freude sich das Verhältniß zwischen Otto und der Sängerin gelöst habe.

Ich hatte das Vergnügen, Fräulein Eveline bei der Mission zu sehen, aber Fräulein Bertha suchte ich vergebens.

Eveline erröthete und Bertha sagte spöttisch: Ich habe dergleichen Emotionen nie geliebt; meine Schwester war immer eine Freundin davon, und sie läßt sie sich nicht nehmen, wenn sie ihr auch bisweilen übel bekommen.

Ich gestehe, daß ich noch nicht leicht einen solchen Genuß hatte, wie von dieser Mission, fuhr Norbert fort. Es ist das erste Mal, daß ich Jesuiten höre und ich bin erstaunt über die Macht, die ihre Predigten üben.

Sind Sie auch in ihren Netzen gefangen? warf Bertha ein.

Ja, ich gestehe es gerne, erwiderte Norbert lächelnd, sie haben mich gänzlich gefangen genommen. Ich werde hier bleiben, bis zum Ende der Mission. Es ist wahr, fuhr er fort, sie predigen nichts Anderes, als was wir in den Schulen gelernt, in unseren Kirchen gehört haben, die Lehre ist ja allzeit dieselbe; allein den ganzen Inbegriff derselben in solcher Kürze zusammengefaßt, in dieser Reihenfolge vorgetragen, mit solcher Schärfe bewiesen und mit dieser Ueberzeugung an die Herzen gesprochen: das macht doch einen viel tieferen Eindruck. Und so streng und kraftvoll sie auf der Kanzel sind, eben so milde, liebreich und tröstend findet man sie im Beichtstuhle; das habe ich auch erprobt.

Umgekehrt, Herr Doctor! fuhr nun Eveline heraus, auf der Kanzel ziehen sie an, dort fangen sie die Herzen und im Beichtstuhle zermalmen sie dieselben, um sie für ihre geheimen Zwecke zuzurichten! Das habe ich erfahren, bin ihnen aber glücklich entgangen, trotz der Schwärmerei und Unbesonnenheit, die mir meine Schwester so oft zum Vorwurfe macht.

Entschuldigen Sie, Fräulein, ich meine, Sie müßten den Priester mißverstanden haben. Ich kann Ihnen nicht sagen, welchen Trost ich aus meiner Beichte geschöpft habe.

Ich konnte ihn nicht mißverstehen, er sprach ganz deutlich, antwortete, immer heftiger werdend, Eveline; er verlangte das Unmögliche von mir; ich sollte nicht bloß die Sünde, sondern auch die Gelegenheit zu derselben meiden; ich sollte Alles aufgeben, wofür ich

lebe, was ich liebe und keinerlei Ersatz nahm er an. O, er hat mir gar nicht die Absolution gegeben! Das ist eine schöne Milde!

Aber, Fräulein, wir können doch unmöglich Verzeihung erlangen für etwas, das wir nicht bereuen, und wenn wir es bereuen, so schließt die Reue schon den Vorsatz ein, es künftig zu meiden und wenn wir die Sünde meiden wollen, müssen wir zuerst Das meiden, was dazu verleitet: die Gelegenheit.

Das Unmögliche muß man nicht fordern, entgegnete Eveline. Ich war in einer Stimmung, in welcher ich mich jeder Buße unterworfen hätte, es wäre mir keine Summe zu groß gewesen, die er für seinen Orden angenommen hätte, ich versprach ihm meinen Einfluß zur Sicherstellung seiner Gesellschaft anzuwenden; aber nichts konnte ihn befriedigen; er bestand darauf, ich müsse das Unmögliche thuen; nun hat er gar nichts ausgerichtet!

Fräulein Eveline, Sie stellen den Jesuiten das beste Zeugniß aus. Die Feinde derselben werfen ihnen vor, daß sie die Moral drehen und beugen, je nachdem es ihnen Vortheil bringe; Sie haben ihnen Anerbieten gemacht und dennoch ist der Priester nicht von dem abgegangen, was er als Pflicht erkannte. Ich glaube, diese Festigkeit verdient unsere Anerkennung. Sie werden mir nicht die Unbescheidenheit zutrauen, daß ich nur entfernt wissen wollte, was er von Ihnen verlangte, allein ich erlaube mir, Ihnen die Ueberzeugung auszusprechen, daß Sie jedenfalls besser gethan hätten, ihm zu folgen.

Es ist unmöglich!

Es ist schwer! wollen Sie sagen, aber Unmögliches verlangt kein Priester unserer Kirche. Welchen Trost, welche innere Zufriedenheit genössen Sie jetzt, wenn Sie ihm gefolgt, wenn Sie die Absolution erhalten und das Pfand der Versöhnung empfangen hätten, während Sie jetzt, ich bin es gewiß, in Ihrem Gewissen Unruhe fühlen.

Ach leider! habe ich ein so tief empfindendes Gemüth, das sich nicht leicht über etwas hinwegsetzen kann, sagte Eveline seufzend. Meine Schwester ist weit glücklicher als ich!

Ich bleibe nicht auf halbem Wege stehen, wie Du. Ich bin nicht in die Predigten gegangen, weil ich zuvor wußte, daß ich ihnen nicht folgen würde, hätte ich mich aber durch sie belehren und überzeugen lassen, so hätte ich auch den Willen und die Kraft ihnen zu folgen.

Norbert traute sich nicht zu, mehr zu bewirken, als der erfahrene und gelehrte Jesuit; er gab deßhalb dem Gespräche eine andere Richtung und empfahl sich bald.

Nachdem er, treu seinem Vorsatze, der Mission bis zum Ende beigewohnt hatte, reiste er nach Berlin weiter. Ganz neue Pläne, neue Gedanken für die Zukunft durchkreuzten seine Gedanken, aber er konnte noch nicht mit sich in's Reine kommen. Unter großen Entbehrungen hatte er seine Studien machen müssen und dennoch mußte seine arme Mutter ihm Alles, was sie hatte, zum Opfer bringen, um es nur ermöglichen zu

können, daß er studirte. Wie sehr freute er sich auf die nahe Zeit, in welcher er ihr ein besseres Loos bereiten könne! Nach den Planen, die ihn jetzt beschäftigten, hätte er Nichts für seine Mutter thuen können. Das war es vor Allem, was ihn unschlüssig machte.

In Berlin angekommen, war seine erste Sorge, Otto aufzusuchen. In tiefster Bewegung fielen sich die Jugendfreunde in die Arme. Otto sah so leidend, so unglücklich aus, daß Norbert für ihn bangte und ihm die größte Theilnahme bewies.

Ja, ich bin unglücklich, seufzte er, ohne Trost und ohne Hoffnung! Nun erzählte er Norbert sein Leben der vier letzten Jahre, in welchen sie sich nicht gesehen.

Dies war das erste Mal, schloß er, daß ich Eveline nicht auf ihrer Reise begleiten durfte: aber ich schwöre Rache diesem Polen, den ich in ihr Haus geführt und der treulos sie zur Untreue gegen mich verführte!

Norbert fand ihn unzugänglich für alle religiösen Mahnungen; die wilde Leidenschaft hatte ihn ganz eingenommen. Höhere Beweggründe schien er gar nicht zu verstehen. Traurig verließ ihn der Freund, mit der schwachen Hoffnung, in einem günstigeren Augenblicke mehr für seine Beruhigung thuen zu können.

Die Schwestern kehrten nach Berlin zurück. Bertha's neugemiethete Wohnung war unterdessen auf Veranlassung des Fürsten Ortroff prachtvoll eingerichtet worden und sie bezog dieselbe im stolzen Gefühle, nun ihrem Ziele ganz nahe zu seyn.

Bei der ersten Kunde von Evelinens Rückkehr eilte Otto in ihr Haus, hörte aber, sie sey ausgegangen. Nachdem dies einige Male geschehen, zweifelte er nicht mehr, daß sie ihn nicht sehen wolle. Er wartete nun einen Augenblick ab, wo er ihrer Anwesenheit sicher war und ging, ohne sich melden zu lassen, wie früher, gerade in ihr Zimmer.

Wild kochte der Zorn in seiner Brust; Eveline saß auf dem Sopha, der Polenfürst neben ihr, seinen Arm um ihren Hals gelegt und nachlässig mit ihren schönen Haaren spielend.

Eveline! war Alles, was er hervorbringen konnte.

Sprechen Sie mit Achtung zu meiner Braut, Herr! sagte der Pole, ohne seine Stellung zu verändern.

Ihre Braut? rief Otto laut auflachend.

Unverschämter! rief Boninski wild aufspringend.

Finden Sie sich beleidigt, erwiderte rasch Otto, so fordern Sie Genugthuung; ich bin Student, wie Sie!

Ich werde sie nehmen!

Und ich werde sie geben! entgegnete Otto und eilte in völliger Wuth aus dem Hause.

Eveline hatte während des ganzen widrigen Auftrittes ihr Gesicht in den Kissen des Sophas verborgen.

Ruhig saß Norbert studirend bei seinen Büchern, als Otto athemlos zu ihm hereinstürzte.

Endlich werde ich Genugthuung erhalten, für die lang erlittene Schmach! rief er, sich auf einen Stuhl

werfend. Sein ganzes Wesen zeugte von der heftigsten Aufregung.

Erzähle mir, Otto, sprach Norbert sanft, aber ängstlich, etwas sehr Unangenehmes zu erfahren.

Ich habe ihn beleidigt, er muß mich fordern! Und, o, wie freue ich mich auf diesen Augenblick! Zu lange schon hat er mich im Tiefsten meines Herzens verletzt und nun noch dieses Zusammentreffen!

Otto, bester Freund, beruhige Dich! Danke Gott, daß ein Verhältniß gelöst wird, das Dir nie Glück gebracht hätte und gib Dich nicht unedler Rachgier hin.

Solcher Schimpf, solche Kränkung kann nur durch Blut getilgt werden!

Otto, ich bitte Dich, huldige doch nicht dem unvernünftigen Vorurtheile, daß eine Verschuldung durch neue Schuld gelöscht werden könne. Ist Deines Gegners Schuld geringer, wenn Du sein Blut vergießest? Ein unwürdiges Gefühl befriedigter Rache kann anfänglich Dein Herz erfreuen, wird Dir aber später sicher zum quälenden Vorwurfe. Und wenn er Dich verwundet, Dich tödtet, wird dadurch seine Schuld gesühnt? Wären wir nicht befangen in diesem unvernünftigen Vorurtheile, wir müßten es wahrhaft lächerlich finden, darin Genugthuung zu suchen, daß wir unserem Gegner Gelegenheit bieten, ja ihn auffordern, zu der Beleidigung uns auch ein Unglück, selbst den Tod zuzufügen!

Es fordern dies die Gesetze der Ehre, die in der ganzen civilisirten Welt gelten!

Es scheint eine eigene Wirkung der Vergeltung, daß diese civilisirte Welt, die sich so hoch über das Mittelalter erhebt und verächtlich genug auf dessen vermeintliche Barbarei, Verfinsterung, Aberglauben, zurücksieht, gerade den barbarischsten, eines civilisirten Volkes unwürdigsten Mißbrauch beibehalten hat und immer noch festzuhalten sucht.

Die Sitte verlangt, daß Beleidigungen, für welche das Gesetz keine Strafen hat, auf diese Weise gesühnt werden. Mein Gefühl stimmt ganz damit überein. Norbert, ich bin gekommen, Dich um den Dienst zu bitten, den sich bei diesen Gelegenheiten der Freund nicht nehmen läßt. Otto sah dabei dem Gefragten scharf in die Augen.

Ich habe dies kommen sehen, sagte Norbert mit tonloser Stimme: Otto, verlange einen anderen Beweis meiner Freundschaft, diesen kann ich Dir nicht geben. Das Duell ist ein Verbrechen, ich darf daher nicht dazu mitwirken.

So schwindet der letzte Glaube an Freundschaft, an die Menschheit in meiner heißen, gequälten Brust. Ich stehe allein auf weiter Erde und was aus mir werden mag, Ihr habt es verschuldet, die Ihr mich in Euerer Selbstsucht von Euch stoßt!

Otto, Otto, bleibe, höre mich! rief Norbert; er eilte ihm nach, aber in der volkreichen Straße verlor er ihn bald aus dem Gesichte. Er eilte zu seiner Wohnung ihn aufzufinden, allein vergeblich.

Welche Marter fühlte Norbert in seinem Herzen! Kaum dem mißleiteten Freunde wieder nahe, mit dem Willen Alles aufzubieten, ihn wieder für Glauben und Tugend zu gewinnen, muß er selbst ihn wieder von sich stoßen, durch seine Weigerung, an dem Duelle Theil zu nehmen! Es kostete dem jungen Manne einen schweren Kampf. Er kannte nur zu wohl die Verachtung, womit jeder Student und jeder Weltmann Denjenigen überhäuft, der sich weigert, diesen sogenannten Freundschaftsdienst zu leisten.

Mein Gott, rief er schmerzlich aus, Du weißt es ja, wie viel dieser Schritt mich kostet! Hilf mir nun seine Folgen ruhig tragen! Es ist ja um Deinetwillen, daß ich ihn gethan! Mehrere Tage suchte er seinen Freund vergebens in größter Angst, bis er endlich erfuhr, er liege im Hospitale verwundet. Norbert eilte dahin, aber Otto wollte ihn nicht sehen. Schmerzlich ergriffen ging er in seine Wohnung. Nach mehrmals wiederholten Versuchen mußte er für jetzt die Hoffnung aufgeben, ihn zu versöhnen. Im Uebrigen hatte jedoch Norberts Weigerung, am Duelle sich zu betheiligen, keine Folgen für ihn. Otto war edel genug, darüber zu schweigen. Dessen ungeachtet hatte dieser Vorfall einen so starken Eindruck auf ihn gemacht, die Verkehrtheit der Menschen und das gewöhnliche Treiben der Welt war ihm so schmerzlich gefallen, daß ein Gedanke, der bei jener früher erwähnten Mission in ihm auftauchte, mit neuer Stärke sich geltend machte. Dieser Gedanke wurde zum festen Entschlusse, als er gerade damals die Nachricht von

dem Tode seiner guten Mutter erhielt. Norbert beschloß, in die Gesellschaft Jesu zu treten und schon nach ein paar Monaten begab er sich nach Münster, um dort das Noviziat anzufangen.

Man kann sich leicht vorstellen, wie auffallend dieser Schritt Norberts in dem Kreise seiner Freunde und Bekannten erschien. Bei denjenigen unter ihnen, welche Verwunderung oder auch Mißfallen, sogar spöttische Bemerkungen zu äußern sich erlaubten, brach er jede weitere Discussion ab mit dem einfachen Satze: „Unser liberales Zeitalter hat den Grundsatz aufgestellt: Jeder dürfe nach seiner Façon selig werden, und in der Religion soll die größte Freiheit herrschen; ihr selbst habt denselben Grundsatz so oft proclamirt: nun gut! ich mache davon hier auch Gebrauch."

Seinem Jugendfreunde Otto aber, den zu versöhnen, ihm endlich gelungen war, gab er einmal in folgender Weise Rechenschaft darüber, wie und wodurch er auf diesen neuen Lebensweg geführt worden sey.

„In der geistigen Natur des Menschen, sagte Norbert, besteht dessen wahres Wesen, und sein Geist ist etwas Selbstständiges und Ewiges. Die naturwissenschaftlichen Studien, welche Vielen diesen Glauben nehmen, haben mich darin mehr gestärkt als wankend gemacht. Ist dieser Glaube aber begründet, dann liegt der Schwerpunkt des menschlichen Daseyns für die Individuen und für die Gesammtheit in den moralischen und religiösen Ideen. Ich finde diese nirgends reiner, energischer ausgeprägt und mit einer höheren Autorität versehen, als in der christlichen Re-

ligion, in keiner Anstalt auf Erden mehr gesichert und wirksamer angewendet als in der Kirche. Der Priesterstand in der Kirche, mögen auch so manche Individuen den hohen Anforderungen desselben nicht vollkommen genügen, ist schon durch sein Daseyn und seine Fortdauer das größte Zeugniß und eine feste Grundlage für jenes höhere geistige Element der menschlichen Natur, für die Erhaltung und Verbreitung der moralischen und religiösen Ideen. Der Einzelne fühlt sich in diesem Stande und Berufe als lebendiges Glied eines großen wohlgeordneten Ganzen, mit höherer Weihe und Würde in seinem eigenen Bewußtseyn und der Welt gegenüber gestärkt und gehoben, um für die wichtigsten Interessen der Gesellschaft, welche über das irdische Daseyn hinausreichen, für die moralischen und religiösen Interessen zu wirken. Wer einmal von einem Strahle dieser Weltanschauung erhellt und erwärmt ist, der fühlt sich im Stande und dazu getrieben, seine Person und sein Leben dieser höheren Idee zum Opfer zu bringen. In den geistlichen Orden, wie namentlich in der Gesellschaft Jesu, ist für Jeden, der einen solchen Lebensweg einzuschlagen den Beruf fühlt, der Boden nur um so fester, die günstigen Vorbedingungen des Wirkens um so concentrirter, die Hilfsmittel und Anregungen um so förderlicher. Hier bei diesen Männern sehe ich Kraft des Willens, Unabhängigkeit von den Verhältnissen des äußeren Lebens, Selbstständigkeit und männlichen Muth, und alles dieses zu einem höheren Zwecke und in wohlgeregelter Ordnung. Sehe ich um mich, so

finde ich in der Welt das Elend und die Verwilderung des Pauperismus; die gemeine Genußsucht, die Eitelkeit, und das Jagen nach Geldgewinn bei den übrigen Classen der Gesellschaft. Wenn sich im Mittelalter so viele vor dem wilden Lärm der Waffen, vor der Bedrückung durch die Starken und Mächtigen in die gefriedeten Räume des Klosters zurückzogen, warum sollte nicht der Ueberdruß an dem Treiben der Welt in unserer Zeit eine ähnliche Wirkung hervorbringen? Und wenn jetzt so viele Männer des Umsturzes bereit sind, ihr Leben zu opfern für politische Ideale, die bloße Phantome sind, warum findet man es so auffallend, daß Jemand dem Dienste der moralischen und religiösen Ideen sich aufopfert? Industrie, Wissenschaft, Waffenmacht sind in unserer Zeit genug und mehr als genug vertreten. Die Religion aber, ein nicht minder starkes und viel höheres Bedürfniß der menschlichen Gesellschaft, bedarf jetzt mehr als je der Pfleger und Vertreter. Hier, lieber Otto, hast Du den Aufschluß, durch welche Gedanken ich, und zwar mit Gottes Hilfe, wie ich fest vertraue, auf diesen meinen neuen Lebensweg geführt worden bin."

Norbert brachte seinen Entschluß glücklich zur Ausführung. Nach einem eifrigen Studium mehrerer Jahre wurde er ein gelehrter Theolog und ein gewaltiger Prediger. Doch kehren wir zu den Erlebnissen Otto's zurück.

Otto's Duell war bald entschieden; er erhielt eine Stoßwunde in die Brust und ward in das Kranken-

haus gebracht. Seine entsetzliche Aufregung schien gefährlicher als die Wunde; indessen ward er allmählig ruhiger und die Wunde schien zu heilen. Nach einigen Wochen erhielt er seine Entlassung. In seiner Wohnung fand er ein Billet von Eveline; hastig erbrach er es; aber statt Worte der Theilnahme las er Folgendes:

„Nach Dem, was vorgefallen, werden Sie selbst einsehen, daß Sie mein Haus nicht mehr besuchen können. Das Jahrgeld für Ihre Studien wird Ihnen wie bisher eingehändigt werden, so lange Sie es zu diesem Zwecke bedürfen. Sehen Sie es als ein Zeichen der Dankbarkeit an für die vielen, mir geleisteteten Dienste. Eveline.“

Stumm starrte zuerst Otto das Billet an, dann brach er in lautes Lachen aus. Ein Jahrgeld für meine Dienste! Eine Pension für den abgedankten Kapellmeister! Welche unendliche Großmuth! schrie er im wüthendsten Zorne. Nein, nein, Eveline! abkaufen lasse ich mir meine Ansprüche nicht, ich werfe sie Dir vor die Füße, untreues, verrätherisches Weib!

Durch die gewaltige Aufregung sprang die Wunde, welche bis zur Lunge gedrungen war, auf, Blut drang aus Otto's Munde, seine Sinne schwanden, er fiel in einen Lehnstuhl, wo er später ohnmächtig gefunden wurde. Er mußte in das Krankenhaus zurückkehren und diesmal auf lange Zeit.

Otto's Stimmung ward immer düsterer und kam der Verzweiflung nahe. Zu seiner Wuth über Evelinens Untreue gesellte sich bald das drückende Gefühl der

Sorge für seine Zukunft. Seine Studien waren nicht vollendet, seine Hilfsmittel schmolzen mit jedem Tage mehr zusammen; mit dem Vater hatte er seit seiner Abreise von München gänzlich gebrochen; was sollte er beginnen? Obgleich er als Mediciner die Unheilbarkeit seiner Krankheit, die in Auszehrung übergegangen war, hätte erkennen müssen, so glaubte er doch, wie die meisten dieser Kranken, nicht an seine Auflösung, so sehr er auch in seiner Verzweiflung oft den Tod wünschte.

Oft dachte er, seinem Vater zu schreiben und ihn um Verzeihung und um Hilfe zu bitten, allein die strengen Ansichten desselben in dieser Beziehung schreckten ihn zurück und der Haß gegen seine Stiefmutter, welcher er nun wieder auf's Neue all sein Unglück zuschrieb, ließ es nicht zu, sich einer Demüthigung auszusetzen.

Endlich mit der wärmeren Witterung schien Otto's Gesundheit wiederzukehren; statt sich darüber zu freuen, sah er mit unbeschreiblicher Angst dem Tage entgegen, an welchem er das Hospital verlassen mußte. Was sollte er beginnen? Er hatte nicht mehr so viel, um die Curkosten zu berichtigen; wovon sollte er ferner leben? Die äußerste Noth zwang ihn um Verzeihung und um Rettung zu bitten.

Der Regierungsrath war durch das bisherige Betragen seines Sohnes tief verletzt. So oft er von irgend einer Seite her Nachricht über ihn erhielt, hatte seine Frau immer mehrere Tage seine üble Laune zu fühlen, in welcher er gewöhnlich wieder auf

seinen alten Vorwurf zurückkam: es wäre doch besser gewesen, wenn wir ihn nach seinem Wunsche hier behalten hätten, aber Du hast es nicht gewollt. Lina trug geduldig seine Launen und seine Vorwürfe; sie gab sich alle Mühe, ihn zu erheitern und gegen Otto milder zu stimmen, was ihr in den letzten Jahren eher gelang, weil der Vater hörte, daß sein Sohn nun fleißig studire. Als aber Otto's Brief kam, als Werner mit zitternden Händen ihn erbrochen, mit verdunkelten Augen ihn gelesen hatte; da erschütterten ihn Schmerz und Unwillen dergestalt, daß er unfähig war, zu sprechen. Stumm reichte er seiner erschrockenen Frau das Schreiben hin. Lina weinte heiße Schmerzensthränen über den verlorenen Sohn, schöpfte aber gerade aus seinem Elende die Hoffnung auf Besserung. Sie stellte sich vor, wie viel er müsse gelitten haben, bis er sich zu diesem Schreiben entschlossen, und wie sie früher mitwirkte, ihn von dem Hause zu entfernen, so bot sie nun Alles auf, den Vater zu bestimmen, ihn kommen zu lassen. Anfänglich gab er keiner Vorstellung Gehör, sondern erwiderte sie nur mit Ausbrüchen seines Verdrusses, bis er nach einigen Tagen ruhiger ward. Was werden die Leute sagen, wenn der Mensch nach sechs Jahren zurückkommt, ohne ausstudirt zu haben?

Lieber Werner, er ist ja jetzt krank; das Nöthigste ist nun seine Heilung. Endlich entschloß er sich, Otto Geld zu schicken, um seine Verbindlichkeiten zu lösen, mit der bestimmten Weisung, zurückzukommen. Otto hatte unterdessen in der peinlichsten Unruhe die Ant=

wort seines Vaters erwartet. Hochklopfenden Herzens öffnete er den Brief. Der Inhalt desselben riß ihn zwar aus seiner Verlegenheit, war jedoch nicht sehr tröstlich, denn der gekränkte Vater schrieb in strengem Tone. Der Befehl, in's Haus zurückzukommen, fiel Otto äußerst schwer; er fürchtete sich, dem Vater unter die Augen zu treten, der Mutter zu begegnen und die Demüthigung, vor allen Bekannten zu erscheinen, ohne seine Studien in der langen Zeit vollendet zu haben.

Höchst verdrießlich fiel ihm des Vaters Bemerkung, er habe dessen Nachsicht einzig der Mutter zu verdanken; sein Herz empörte sich dagegen, ihr, der er sein ganzes Unglück zuschrieb, etwas verdanken zu sollen.

Doch die Noth zwang ihn, zu gehorchen. Ein heißer Wunsch lag ihm am Herzen; ehe er aus dem Norden schied, wollte er sein Kind noch einmal sehen. Er hatte die kleine Eva, die nach seinem ausdrücklichen Verlangen diesen Namen erhalten, seither jedes Jahr einmal besucht, nun wußte er nicht, wann dies wieder geschehen würde. Er eilte deßhalb, um von des Vaters Geld so viel zu erübrigen, diese Reise machen zu können. Die Kleine war etwa zwei Jahre alt, ein gesundes, hübsches Kind und Otto auffallend ähnlich. Es fiel diesem unendlich schwer, von ihm zu scheiden; es nur einzig der Sorge der untreuen Mutter überlassen zu müssen war ihm ein bitter quälender Schmerz. Es war nicht zu ändern! Er riß sich los und eilte der Vaterstadt zu!

Schwer angegriffen von der weiten Reise, heftig aufgeregt durch den Gedanken an den Empfang, kam er im elterlichen Hause an. Erschüttert über das veränderte Aussehen des Sohnes, dem die Hektik ihr brennendes Zeichen auf die eingesunkenen Wangen gedrückt hatte, empfing ihn der Vater. Bange nahte ihm die Mutter, aus Furcht, er möge wieder so abstoßend gegen sie seyn, wie bei seinem früheren Besuche. Schüchtern betrachtete ihn sein Schwesterchen, die kleine Marie; er selbst war nicht fähig zu sprechen, man mußte sogleich ärztliche Hilfe suchen. Im tiefsten Schmerze dieses Wiedersehens leuchteten aus den klaren, dunkeln Augen Mariechens Otto eine Freude zu, die er Niemanden offenbaren konnte, die ihn aber alsbald auf's engste an sein Schwesterchen band. Marie war wie Otto des Vaters Ebenbild und hatte deßhalb die größte Aehnlichkeit mit der kleinen Eva; dies war es, was Otto augenblicklich zu ihr hinzog und ihm das Drückende seiner Lage erleichterte, während er die Mutter kaum in seinem Zimmer sehen konnte; denn zu seinem früheren Unwillen gegen dieselbe gesellte sich nun noch die Reizbarkeit und Wunderlichkeit der Schwindsüchtigen. Mariechen fühlte bald, daß sie Otto lieb war und schloß sich um so leichter an ihn an, als sie sich, nach Art der Kinder, unendlich auf seine Ankunft gefreut hatte.

Mariechen allein wollte Otto im Krankenzimmer dulden; sie allein sollte ihm die nöthigen Dienste leisten, und das sechsjährige Kind war so aufmerksam auf alle seine Wünsche, so fügsam in seine Launen,

und immer bereit, um ihn zu seyn, daß seine stille Nähe auf Otto unendlich wohlthätig wirkte.

Mariechen hatte freilich durch des Vaters Launen schon eine Schule der Geduld durchgemacht; auch bei Werner war sie die einzige, die er um sich leiden mochte, wenn er voll Verdruß nach Hause kam. Mariechen hatte gelernt, seine Wünsche an den Augen abzusehen und ihre Mutter hatte sie gewöhnt, sich allzeit darnach zu richten.

Allmählig besserte sich Otto's Gesundheit; er fing an auszugehen; aber es fiel ihm schwer, zu ertragen, daß Niemand mehr ihn erkannte, er mußte sich gestehen, daß er sich ungewöhnlich verändert hatte.

Unterdessen lebten die Schwestern in Berlin nach ihrer gewohnten Weise. Fürst Poninski war es Ernst, sich mit Evelinen ehelich zu verbinden, er that schon einleitende Schritte dazu, während Fürst Ortroff nicht im Entferntesten Willens war, Bertha zu seiner Gemahlin zu erheben. Dessen ungeachtet brachte sie mit großer Freude ihrer Schwester die Nachricht, sie gehe mit dem Fürsten nach Italien.

Selbst Eveline staunte über diese Mißachtung aller Sitte und machte Bertha Vorwürfe darüber, welche diese, nicht gewöhnt, sich nach Evelinens Vorschriften zu richten, nicht im Mindesten in ihrem Vorhaben störten. Fröhlich bereitete sie sich zur Reise, fröhlich trat sie dieselbe an, aber nur zu bald sollte sie enden! Der Fürst wollte die noch übrige warme Zeit in der Schweiz zubringen und wählte dazu ein Landhaus an den reizenden Ufern des Genfersee's. Bertha liebte es, ihr

Tilbury selbst zu fahren, und benützte hiezu die Zeit, welche der Fürst mit Schwimmen zubrachte. Eines Tages verlangte sie auszufahren, nachdem das Pferd mehrere Tage gestanden und daher ungewöhnlich wild und schwer zu lenken war. Der Reitknecht machte sie darauf aufmerksam und fragte, ob er nicht fahren solle. Bertha hätte dies eine Feigheit geschienen; sie nahm die Zügel und fuhr kühn an einem kleinen Abhange hin; plötzlich bäumte sich das Pferd und ehe der abspringende Groom es erreichen konnte, hatte es den kleinen Wagen über die Straße hinabgestürzt. Bertha gab kein Lebenszeichen von sich und alle Versuche, sie in's Leben zurückzurufen, blieben fruchtlos. Sie war todt!

Erschütternd wirkte diese Nachricht auf Eveline. Bertha, mit welcher sie stets verbunden gelebt hatte, die ihrem schwankenden Charakter eine Stütze war, ihren schwächeren Verstand ergänzt hatte, die sie innig liebte, trotz der Verschiedenheit ihrer Naturen: sie war für sie auf immer verloren! Und wie entsetzlich war dies plötzliche Hereinbrechen des Todes in Mitten ihrer Sünden!

Die Missionspredigten traten Eveline wieder lebhaft vor die Seele; ihre Gemüthsaufregung ward noch vermehrt durch Poninski's Abwesenheit, der in sein Vaterland gereist war, um sich die Documente zu verschaffen, welche zu seiner Heirath nöthig waren. Statt der Freude wegen ihrer bevorstehenden Vermählung war tiefes Leid in Evelinens Herzen. Ihr aufgeschrecktes Gewissen machte ihr Vorwürfe, die sie zu beschwich-

tigen suchte durch den Gedanken, daß sie ja bei ihrer nahen Vermählung beichten werde, daß durch die Trauung der eine Anstand, der ihrer Absolution entgegengestanden, gehoben sey; allein sie fand keine Ruhe.

Mit größter Sehnsucht wartete sie auf Poninski's Rückkehr, dem sie Bertha's traurigen Tod gemeldet hatte. Als sie eines Abends, nachdem sie die Norma mit großem Beifalle gesungen hatte, beim Ausgange des Theaters in den Wagen steigen wollte, drängte sich ein fremder Mensch an sie, gab ihr ein Papier in die Hand und verschwand schnell unter der Menge. Eveline strengte sich an, beim Scheine der Laternen im Wagen den Inhalt des Billets zu entziffern, allein vergebens. Zu Hause angekommen, eilte sie, die wenigen Worte zu lesen, sie hießen: Ich bin verhaftet! Rette Dich und die Papiere!

Entsetzt sank sie auf einen Lehnstuhl. Die eilig mit Bleistift geschriebenen Worte ließen sie nicht erkennen, ob sie von Poninski herrührten. Unfähig eines klaren Gedankens blieb sie in furchtbarer Angst unthätig sitzen, bis endlich die Warnung: Rette die Papiere! ihrem Denken eine bestimmte Richtung gab. Eine neue Angst überfiel sie bei der Erinnerung, daß sie die ganze Correspondenz, die geheimsten Papiere der Verbindung in Verwahrung hatte. Der Gedanke an Poninski's Tod, seine Verbannung nach Sibirien, ihre eigene Gefangennehmung, Alles flog ihr wild durch den Kopf.

Ohne Rath, was sie thuen sollte, lief sie zu ihrem Schreibtische, die Papiere hervorzuholen, als

lautes Reden im Vorzimmer sie aufschreckte. Ihr Kammermädchen wollte Jemand den Eingang verwehren.

Eveline hörte nun deutlich die Worte: Es thut mir leid, zu so später Stunde das Fräulein zu stören, allein wir müssen unsere Pflicht thuen; es ist uns eine Haussuchung anbefohlen. Eveline schwindelte in Todesangst. Keines klaren Gedankens fähig, fiel ihr Blick auf ein Fläschchen mit Tropfen, welche ihr der Arzt vor einiger Zeit verordnet hatte, und die, wie sie wußte, ein starkes Gift enthielten; ohne Ueberlegung setzte sie es an den Mund und leerte es in einem Zuge.

In demselben Augenblicke trat der Polizeicommissär mit seiner Begleitung in's Zimmer. Er wollte sich bei Evelinen entschuldigen, als ihm ihre ganz entstellten Züge auffielen. Willenlos ließ sie sich von ihm zum Sopha führen. Plötzlich schrie sie laut auf: Ich sterbe! Hilfe! Hilfe! Ich habe Gift genommen!

Des Beamten Blick fiel auf das entleerte Gläschen; eilig sandte er einen seiner Leute zu dem nächsten Arzte.

Tod! Gericht! wie schrecklich! rief Eveline. Einen Priester! Haben Sie Barmherzigkeit und senden Sie nach einem Priester! Mir schaudert vor dem Tode ohne Versöhnung!

Eine Person aus dem Hause ward nach dem Priester geschickt. Eveline mußte auf ihr Bett gebracht werden. Heftige Krämpfe schüttelten ihre Glieder. Der Arzt kam, besah die Tropfen des im Glase zurückge-

bliebenen Giftes, machte eilig Verordnungen, erklärte aber, es sey wenig Hoffnung, die Kranke zu retten, die nun besinnungslos dalag, während in kurzen Zwischenräumen krampfhafte Zuckungen ihren Körper erschütterten.

Der Priester kam, aber Eveline gab kein Zeichen des Bewußtseyns mehr. Er that, was ihm sein heiliges Amt vorschrieb, betete vor ihrem Bette, bis sie den letzten Athemzug gethan und empfahl ihre Seele der Barmherzigkeit Gottes. —

Ohne alle Vorbereitung las Otto eines Tages Evelinens schreckliches Ende in der Zeitung. Ein heftiger Erstickungsanfall folgte augenblicklich. Mariechen rief ängstlich der Mutter; sie riß die Fenster auf, hielt ihm Riechessig vor und hatte die Freude, den Anfall vorübergehen zu sehen. Unwillig, wie er immer gegen sie war, winkte er ihr, ihn allein zu lassen. Nun brach er in heftiges Weinen aus. Eveline, so schnell ereilte Dich die Rache! war alles, was er sprach. Vergebens schmiegte das Kind sich an ihn an und fragte ängstlich, was ihm fehle, ob ihm so wehe sey; er drückte es an seine kranke Brust und weinte noch heftiger. Was soll aus Dir werden, armes, verlassenes Kind? rief er dann im tiefsten Schmerze aus. Die Mutter todt, der Vater! — — — o, daß ich könnte, was ich wünsche! — — Unmöglich!

Marie sah ihn furchtsam an, sie verstand ihn nicht, sondern sah nur seine tiefe Trauer.

Er zog sie rasch zu sich. Wie glücklich wollte ich mich preisen, wenn Du hier wärest; wenn Ihr beide

meine Engel wäret, die mich begleiteten auf meinem dunkeln Pfade! Ach, so weit entfernt, unter fremden Menschen, die Dich jetzt vielleicht von sich stoßen, wenn der Lohn ausbleibt!

Otto's schwache Gesundheit hatte einen neuen heftigen Stoß erlitten. Er mußte das Bett hüten. Unterdessen überlegte und kämpfte er fortwährend, ob er sich seinem Vater entdecken und ihn für sein Kind bitten solle. So oft er aber Werners ernstes Gesicht ansah, verlor er den Muth. Derselbe war zwar bei der Hoffnungslosigkeit seines Sohnes weit milder und weicher gegen ihn gestimmt, aber gerade die Trauer um den Sohn gab seinen Zügen einen Ernst, der diesen zurückschreckte.

Otto's heimlicher Kummer verschlimmerte immer mehr und mehr sein Uebel; er konnte sich sein nahes Ende nicht mehr verhehlen und mit dieser Ueberzeugung wuchs seine Angst um die Zukunft seines Kindes. Endlich, als der Vater einmal in ungewöhnlich weicher Stimmung am Bett des Kranken saß, und Otto glaubte, Thränen in seinen Augen glänzen zu sehen, wagte er es, von dem Daseyn der kleinen Eva zu reden.

Werner war tief verletzt durch diese Nachricht; ohne seinem Sohne zu antworten verließ er das Zimmer. Er suchte seine Frau auf, um die neue, unangenehme Nachricht ihr mitzutheilen. Lina empfand das tiefste Mitleid mit dem armen Kranken; sie gedachte nicht der vielen Kränkungen, die sie von ihm empfangen und die er ihr noch täglich zufügte, da er sie nie

in seinem Zimmer sehen wollte, ihr kaum auf ihre theilnehmenden Fragen Antwort gab; sie dachte nur seines traurigen Zustandes, der durch den Kummer um sein Kind auf's Höchste gestiegen seyn mußte, denn sie urtheilte ganz richtig, daß nur der tiefste Kummer ihn vermocht haben konnte, sich dem Vater zu entdecken. Sie konnte von ihrem Manne nichts weiter erfahren, er hatte nicht gefragt, wo das Kind sich befand, nicht sein Alter, nicht seinen Namen, nichts! Lina wußte, daß sie ihm Zeit lassen müsse, die unangenehme Nachricht zu verwinden.

Indessen nahm Otto's Zehrfieber immer mehr überhand, seine Kräfte schwanden zusehends; dabei war seine Gemüthsstimmung so düster, daß kaum Mariechen ihm etwas recht machen konnte.

Stundenlang saß oft das Kind vor Otto's Bett, ohne daß dieser ihm zu reden erlaubte. Lina lebte in schweren Sorgen. Es war dem Kranken in seiner finsteren Stimmung kein höherer Trost zu bringen, jede Anspielung auf religiöse Tröstungen wies er mürrisch zurück. Lina war besorgt für die Gesundheit ihres einzigen Kindes, das durch den fortwährenden Aufenthalt in der Krankenluft in Gefahr war; aber sie konnte dem Kranken diesen schwachen Trost nicht rauben. Wie flehete sie zu Gott für Otto's Seelenheil und für die Erhaltung ihres Kindes! Sie hoffte, wenn er zufriedener wäre, gäbe er der Stimme der Religion eher Gehör. Ach, wenn sie doch etwas dazu beitragen könnte! Sie vermochte endlich ihren Gatten, mit Otto über dessen Anliegen zu sprechen, da sie überzeugt

war, letzterer werde unaufgefordert es nicht mehr erwähnen.

Werner hatte sich nun doch mit dem Gedanken an das Daseyn dieses Kindes vertraut gemacht; er fragte also Otto, wo denn das Kind sey, von dem er gesagt. Ein Hoffnungsstrahl blitzte auf in des Kranken fieberglänzenden Augen; er nannte den Ort. Vater, rief er, wenn für mein Kind gesorgt wäre, dann würde ich wieder gesund, oder ich stürbe doch ruhig! O, Vater, gedenke nicht des Herzleides, das ich Dir zugefügt, gedenke der Freude, die Dir Marie macht und um ihretwillen habe Mitleid mit der armen Eva! O, wenn Du sie sähest, wie ähnlich sie Mariechen ist, Du müßtest ihr gut seyn! Ein schmerzlicher Zug spielte um des Vaters Lippen; er war nicht hart, aber er versprach auch dem Sohne nicht mehr, als daß er die Sache überlegen wolle. Seiner Frau versprach später Werner auf ihre vielfältigen Bitten, er wolle sorgen für die Erziehung des Kindes, sie möge eine Gelegenheit dazu auffinden. Da Lina seine weichere Stimmung bemerkte, wagte sie es, mit ihrem stillgefaßten Plane mehr herauszurücken: Vater, sagte sie schüchtern, der arme Otto stirbt, wolltest Du ihm nicht die Freude machen, in seinen letzten Tagen sein Kind um sich zu sehen?

Werner fuhr auf.

Freilich erinnert es an Otto's Fehltritte, allein wir wissen sie ja und durch die Ankunft des verlassenen Kindes werden sie nicht schlimmer. Siehe, ich hoffe, wenn sein Herz befriedigt ist, daß er dann sanf-

ter und besser wird und mit christlichen Gesinnungen in die Ewigkeit geht.

Bedenke die weite Reise. Wer sollte es bringen?

Ich würde es abholen, wenn Du damit zufrieden wärest. Da Du für seine Erziehung sorgen willst, wirst Du es ja doch nicht so weit entfernt in Norddeutschland lassen; also müßte die Reise doch einmal gemacht werden.

Was würden die Leute sagen? Ich habe immer auf Ehre gehalten und nun macht dieser Mensch meinem Hause Schande!

Lina schwieg nun; aber nach wenigen Tagen kam Marie traurig zu Otto, ihm zu sagen, die Mutter sey verreist und komme lange nicht; aber sie habe versprochen, ihm und ihr etwas Schönes mitzubringen.

Otto war sehr zufrieden, daß er nun wenigstens einige Zeit ihres Anblickes enthoben sey. Hatte er doch in seinem Grolle gegen sie den Verdacht gefaßt, sie wirke auf den Vater gegen die kleine Eva ein. Als daher Werner ihm wieder einmal besser gestimmt schien, suchte er die Zeit zu benützen und fragte, ob er wohl Hoffnung habe, daß für sein Kind gesorgt werde.

Werner ward aber nicht gerne daran erinnert, denn die Abwesenheit seiner Frau schien ihm sehr verdrießlich, da sie ihn so verwöhnt hatte, daß er nichts sich selbst besorgen konnte und überdies war jene Reise Lina's so ganz gegen alle Gewohnheit, daß er sich sehr unbehaglich fühlte. Natürlich war er deßhalb gegen das Kind, als die Ursache ihrer Reise in dieser

Zeit noch ungünstiger gestimmt als zuvor, weßhalb er mürrisch antwortete: Deine Mutter ließe mir ja die leibliche Ruhe nicht, wenn ich ihr nicht versprochen hätte, mich seiner anzunehmen.

O, tausend, tausend Dank Vater! Du wälzest eine schwere Last von meinem Herzen! Nun will ich mit Allem zufrieden seyn und mich über nichts beklagen!

Otto konnte nicht begreifen, daß seine Mutter den Vater für seine Wünsche gestimmt haben sollte. Er hatte keine Ahnung von ihrem edlen, wahrhaft christlichen Herzen!

Es mochten etwa vierzehn Tage seit Lina's Abreise verflossen seyn, als Mariechen voller Freude in Otto's Zimmer sprang und rief: da sieh, was die Mutter uns mitgebracht hat! und hinter sich zog sie ein kleineres Mädchen nach, ihr so ähnlich, wie nur Geschwister seyn können.

Eva! rief Otto aufspringend; er wollte ihr entgegeneilen, allein er fiel alsbald in seinen Lehnstuhl zurück. Marie bemühte sich, die Kleine auf Otto's Kniee zu bringen, es wollte ihr jedoch nicht gelingen, bis die Mutter noch in Hut und Mantel in's Zimmer trat und das Kind ihrem Sohne in die Arme legte, der es mit Küssen bedeckte. Doch plötzlich stellte er es herab und warf sich vor Lina auf die Kniee.

Mutter, Mutter! Verzeihung! rief er leidenschaftlich aus. Ach, wie habe ich Dich verkannt! Er ergriff ihre beiden Hände, drückte sie stürmisch an seine Lippen und schrie fast erstickt von Thränen und Schluch-

zen: Mutter, kannst Du mir vergeben? O, wie bin ich so vieler Güte so ganz unwürdig!

Lina weinte leise vor Freude und Schmerz bei Otto's Selbstanklage. Sie hoffte, daß, da nun die Eisrinde seines Herzens geschmolzen, christliche Ermahnungen leichteren Eingang in dasselbe finden würden.

Werner trat eben in's Zimmer und ward so überrascht von der Aehnlichkeit der kleinen Eva mit seiner geliebten Marie, daß er das Kind auf seine Arme nahm und es voll Rührung küßte. Otto's Freude war so gewaltig, seine Aufregung so heftig, daß Lina für seine Gesundheit höchst besorgt ward. Wir wollen ihn mit den Kindern allein lassen, sagte sie ihrem Manne; sie werden ihn am ersten beruhigen.

Otto's unerwartete Freude, sein Kind um sich zu haben, wirkte auf seine Gesundheit, wie wenn man einer erlöschenden Lampe einige Tropfen Oel zugießt. In wenigen Tagen war Eva heimisch in der Familie und der Liebling Aller, selbst Werner's, der so weit ging, daß er die beiden kleinen Mädchen mit sich spaziren nahm.

In einer solchen Stunde, wo Lina allein bei ihrem Sohne war, nahm er ihre Hand und sagte weich: Mutter, Du hast mich für Gott wieder gewonnen, durch Deine unwandelbare Güte, die Du fort behieltest, während ich Dir nur Undank und Kummer bereitete. Ich habe viele Menschen kennen gelernt, die durch ihre philosophischen Ansichten hoch über Anderen zu stehen glaubten und mitleidig auf Die herabsahen, welche demüthig und treu an den Lehren der Religion

festhielten. Während sie sich rühmten die Tugend aus reiner Liebe zu derselben zu üben; während sie mit hohen Worten ihren angeborenen Edelmuth, ihre erhabene Gesinnung priesen und ihr in Liebe schwärmendes Herz über jeden Act göttlicher oder menschlicher Gerechtigkeit in sentimentalem Tadel sich ergoß, fand ich bei näherer Bekanntschaft, bei genauerer Beobachtung, daß Alles eitler Schein war, hinter welchem sich ihre Eitelkeit und Selbstsucht verbargen, die augenblicklich recht häßlich hervorbrachen, wenn sie irgendwie verletzt wurden. Die Tugend aber, welche Du übest, ist kein bloß menschliches Werk.

Otto, Otto, ich bitte Dich, sieh doch die Sache nicht für größer an, als sie ist, unterbrach ihn seine Mutter.

Ich bitte Dich, Mutter, laß mich sagen, was mir am Herzen liegt. Diese stille, unscheinbare, bei aller Verkennung jahrelang geübte, schwere Tugend ist keine Erfindung der Menschen und kann nicht durch menschliche Kraft allein geübt werden. Mutter, es ist die Religion, die Dich stärkt, und aus dieser festen Ueberzeugung, die ich nun habe, lebt der Glaube wieder in mir auf, der inzwischen ganz erloschen schien.

O, Gott sey Dank! Tausend Dank! rief Lina unter Freudenthränen.

Liebe Mutter, ich wünsche, nun so bald als möglich mich mit der Kirche, mit Gott auszusöhnen. Verhilf mir dazu.

Mit welch' inniger Freude war Lina dazu bereit.

Noch wenige Tage und Otto hatte sein Gewissen gereinigt und das Pfand des Friedens empfangen!

Die Familie war nun so glücklich, wie sie es seit vielen Jahren nicht gewesen. Otto fühlte sich so wohl und heiter, daß er öfter sagte: Wäre ich nicht Mediciner, so würde ich an meine vollständige Genesung glauben.

Marie, die noch selten zu anderen Kindern gekommen war, fand sich überglücklich durch Eva's Gesellschaft und beide Kinder wetteiferten, dem Kranken Dienste zu leisten, die denselben hinwieder unendlich erfreuten.

Werner sah ihnen mit stillem Vergnügen zu, so daß ihm einmal wie unwillkürlich die Worte entfielen: Nein, sie dürfen nicht mehr getrennt werden, die kleine Eva muß bei Marien bleiben.

O, Vater, dies ist zu viel Freude, ich trage sie nicht! rief Otto aus.

Ich dachte es, Vater, sagte Lina, daß Dein gutes Herz das Kind nicht wieder fortschicken könnte. Sieh, welche Freude Du uns Allen bereitest!

In stiller Heiterkeit verlebte die Familie noch einige Wochen, bis im Spätherbste Otto's Kräfte plötzlich sanken. Nach einigen Tagen, die er in ruhiger Sammlung und christlicher Vorbereitung zubrachte, entschlief er sanft in den Armen seiner Eltern.

Noch wenige Tage und Otto hatte sein Gewissen gereinigt und den Zustand des Friedens empfangen.

Die Familie war nun so glücklich, wie sie es seit vielen Jahren nicht gewesen. Otto fühlte sich so wohl und heiter, daß er öfter sagte: Wüßte ich nicht Besseres, so würde ich an meine vollständige Genesung glauben.

Maria, die nach selbst zu anderen Kindern gekommen war, fand sich überglücklich durch Eva's Gesellschaft und beide Kinder wetteiferten, dem Kranken Dienste zu leisten, die denselben hinwieder unendlich erfreuten.

Werner sah ihnen mit stillem Vergnügen zu, so daß ihm einmal wie unwillkürlich die Worte entfielen: Nein, sie dürfen nicht mehr getrennt werden, die kleine Eva muß bei Marien bleiben.

O, Vater, dies ist zu viel Freude, ich fürchte sie nimmt viel Otto aus.

Ich dachte es, Vater, sagte Anna, daß Dein gutes Herz das Kind nicht wieder fortschicken könnte. Sieh, welche Freude Du uns Allen bereitest!

In stiller Heiterkeit verlebte die Familie noch einige Wochen, bis im Spätherbste Otto's Kräfte sichtlich sanken. Nach einigen Tagen, die er in ruhiger Stimmung und christlicher Vorbereitung zubrachte, entschlief er sanft in den Armen seiner Eltern.

Geständnisse einer Giftmischerin.

Die Galerieen des Schwurgerichtssaales in B. waren dicht besetzt mit Neugierigen aus allen Classen der Gesellschaft, die zum Theil weit hergekommen waren. Ein schönes, junges Mädchen stand vor den Schranken, angeklagt des Giftmordes an ihrer Dienstherrin. Eben war sie abgeführt worden, die Geschworenen hatten sich in ihr Berathungszimmer zurückgezogen, um den Beschluß über schuldig oder nicht schuldig zu fassen. Lautlos harrte die Menge, tief ergriffen von den vorhergegangenen Verhandlungen und in regster Theilnahme für die jugendliche Angeklagte, die vom Anfange der Untersuchung bis auf diesen letzten Augenblick jede Schuld an dem ihr zur Last gelegten Verbrechen standhaft und mit Würde geläugnet hatte. Die Zuhörer waren so wenig einig über Schuld oder Nichtschuld derselben, daß sie vielmehr in zwei Parteien getheilt waren, wovon die eine das Mädchen als Verbrecherin erkannte, die andere in ihr eine unschuldig Verfolgte sah. Je mehr der Augenblick der Entscheidung nahte, um so höher stieg die Spannung der Versammlung.

Nach Verlauf einer Stunde ward die Angeklagte wieder in den Saal geführt. Bleich, aber gefaßt, trat

sie an ihren Platz; ihre großen, dunkeln Augen durchliefen suchend die Reihen der Zuschauer bis etwa zur Mitte der Gallerie; dann überflog einen Augenblick tiefe Röthe ihre schönen Züge, sie senkte ihren Blick, um ihn nicht wieder zu erheben.

Die Geschworenen traten ein; der Präsident stellte die Frage:

Ist Rosalie Bauwald schuldig, ihre Dienstherrin Angelika von Loring am Abende des 8. August 1851 durch Arsenik vorsätzlich getödtet zu haben?

Sie ist schuldig! lautete der Wahrspruch.

Wie ein Blitzstrahl durchzuckte das entscheidende Wort die Angeklagte; einen Augenblick schien sie zu wanken, sie hielt sich an den Schranken; dann überzog eine dunkle Röthe ihr Gesicht, sie wandte einen schmerzlichen Blick gegen die Mitte der Galerie, ließ dann ihr schönes Haupt auf die Brust sinken und sprach langsam und vernehmbar: „Es lebt ein gerechter Gott!"

Auf der Galerie entstand die lebhafteste Bewegung; von der Mitte derselben schien Jemand hinauszudrängen, während die übrigen Zuschauer ihren Gefühlen Ausdruck verliehen. Je nachdem sie das Urtheil vorgesehen hatten, oder nicht, erklärten sie den Ausruf Rosaliens als Anrufung der göttlichen Gerechtigkeit, oder als Bestätigung des Ausspruches der Geschworenen.

Der Präsident mußte Ruhe gebieten, um das Urtheil verlesen zu können. Rosalie hatte wieder ihre Fassung gewonnen; ernst und bleich stand sie, die

Hände gefaltet, als das Urtheil erfolgte, daß: Rosalie Bauwald durch das Schwert vom Leben zum Tode gebracht werden solle.

Ohne irgend eine Aenderung in ihren Zügen hörte sie es an und ward hierauf in das Gefängniß zurückgeführt.

Am andern Morgen lag Rosalie in ihrer Zelle auf den Knieen; der Geistliche hatte sie eben verlassen; da ward die Thüre wieder geöffnet und ein junger, fein gekleideter Mann trat herein. Mit dem Rufe: Hermann! sprang das Mädchen auf. — Rosalie, endlich ist es mir erlaubt, Dich zu sehen! rief tief bewegt der junge Mann. Ach, daß ich Dich hier finden muß! Aber habe Geduld, meine Geliebte, Deine Unschuld wird an den Tag kommen und wie will ich dann alle Deine Wünsche erfüllen. Alles will ich aufbieten, um Dich diese furchtbare Zeit vergessen zu lassen!

Traurig schüttelte Rosalie ihr Haupt. — Verzage nicht, Theuerste! Ich habe mit dem geschicktesten Rechtsanwalte gesprochen; wir ergreifen die Berufung gegen das Urtheil der Geschworenen an das höhere Gericht; gewiß, ganz gewiß, Deine Unschuld wird klar und makellos sich vor aller Welt darstellen, man wird dann allgemein das tiefste Mitleid für Dich hegen und Jedermann wird sich bemühen, gut zu machen, was jetzt an Dir verbrochen worden. Fasse Muth, Geliebte!

Ach, Hermann, wie schwer ist mir dies Geständniß Ihnen gegenüber! rief Rosalie, indem sie sich wie-

der auf die Kniee niederließ und ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckte. Vor einer Stunde hätte ich der ganzen Welt zurufen mögen: Es lebt ein gerechter Gott! er offenbart auch das geheimste Verbrechen. Vor Ihnen allein, Hermann, vor Ihnen möchte ich es verbergen, denn Ihre Verachtung ist mir bitterer, als die Schmach vor der ganzen Welt!

Rosalie! rief erschrocken der junge Mann, indem er ihre Hände wegzog und ihr schmerzlich fragend in das bleiche Antlitz sah.

Nein, nein, sagte er dann erleichtert, das sind nicht die Züge einer Mörderin!

Rosalie zuckte bei dem Worte zusammen.

Rosalie, laß Dich nicht so weit verwirren, daß Du selbst Dich für schuldig hältst. Beruhige Dich, armes Kind, noch eine kurze Zeit habe Geduld; o, wie glücklich werden wir dann seyn, nach dieser schweren Prüfung!

Thränen stürzten aus Rosaliens Augen. Wie schmerzlich ist es mir, Hermann, daß ich auch Sie getäuscht habe! Es zerschneidet mir das Herz, daß Ihr reiner, fleckenloser Name nun in Verbindung mit dem einer Verbrecherin genannt wird. Fliehen Sie mich, Hermann, überlassen Sie mich dem Schicksale, das ich verdiene.

Rosalie! rief Hermann und sah ihr forschend in's Gesicht; er fand nur den Ausdruck tiefen Schmerzes, aber keine Spur von Geistesverwirrung.

Eine peinliche Pause trat ein, bis Rosalie, mühsam ihre Bewegung beherrschend, mit tonloser Stimme

sprach: Ich bin schuldig des Verbrechens, dessen ich angeklagt worden!

Sprachlos vor Ueberraschung und Schmerz, doch immer noch zweifelnd, starrte Hermann sie an; endlich rief er aus: Es ist nicht möglich! Diese edlen, schönen Züge tragen nicht den Ausdruck einer Verbrecherin.

Hermann, hören Sie mich! Sie allein habe ich geliebt in meinem ganzen Leben. Ich träumte unaufhörlich von dem Glücke, das mich an Ihrer Seite erwartete, dies gab mir den Muth, bis zum letzten Augenblicke zu läugnen. Seit meiner Kindheit stand mein stetes, heißes Verlangen nach dem Glücke der Erde; der Glaube an ein höheres, ewiges Leben ward schon früh aus meinem Herzen verdrängt; deßhalb jagte ich dem irdischen nach mit all meinem Streben. Ich glaubte an keine Vorsehung, an keine Weltregierung, deßhalb dachte ich, durch beharrliches Läugnen meine Unschuld zu behaupten. Es ist mir nicht gelungen, obgleich ich sah, wie meine Richter sich von meiner Jugend zur Milde stimmen ließen, obgleich ich Mitleid, Rührung an ihnen wahrnahm und sie ganz geneigt schienen, an meine Unschuld zu glauben. Es ist mir dennoch nicht gelungen; sie haben das Schuldig ausgesprochen; denn es lebt ein gerechter Gott, an den ich nun glaube; es gibt eine Vergeltung, die allein ich jetzt noch fürchte! Mit der Erde habe ich meine Rechnung abgeschlossen; ich verlange nichts mehr von ihr!

Rosalie, es ist nicht möglich! unterbrach sie Hermann, es wäre zu fürchterlich!

Wenn ich meine Schuld noch vor einem Menschen verbergen möchte, so wäre es vor Ihnen, und doch möchte ich nicht mit dieser Lüge gegen Sie aus der Welt gehen. Glauben Sie, ja, es ist mir schwer, fast unmöglich geworden, vor Ihnen das Bekenntniß meines Verbrechens abzulegen und so selbst die Liebe, die mein Glück ausmachte, aus Ihrem Herzen zu reißen. O, Hermann, glauben Sie mir, dies ist mir härter, als selbst der schimpfliche Tod, der meiner wartet.

Hermann zuckte zusammen. Geisterbleich lehnte er sich an die Kerkerwand. Rosalie weinte. Nach einer Pause rief er aus: Ich hielt Dich für edel und rein, ich vertraute Dir, wie keinen anderen Menschen, wie war es Dir nur möglich, ein solches fluchwürdiges Verbrechen zu begehen?

Sie wissen nicht, wie ich aufgewachsen bin, ich habe es stets vor Ihnen zu verbergen gesucht. Wenn Sie es wüßten, vielleicht würden Sie meine Schuld zwar nicht geringer, aber doch erklärlicher finden. O, Hermann, wie gerne möchte ich vor Ihnen nur um ein Weniges mich entschuldigen können, indem ich Sie in das Dunkel meiner Jugend blicken ließe, aber ich verdiene nicht, daß Sie mich anhören. Fliehen Sie die Verbrecherin, hier weiß noch Niemand, daß Sie mich geliebt haben, lassen Sie es nicht errathen.

Nein, nein, Rosalie, ich kann Dich nicht so schuldig glauben; jeder kleine Umstand, der zu Deiner Entschuldigung dienen kann, ist mir jetzt mehr will-

kommen, als alles Gut der Welt. Laß mich wissen, was Dich verführt hat; laß mich die gräßlichen Versuchungen kennen, die den Adel Deiner Seele beflecken konnten.

Rosalie lächelte wehmüthig. O, diese starke Liebe, wie glücklich hätte sie mich machen können, da sie mir jetzt noch den letzten Trost zu bringen vermag! Ja, Hermann, daß Sie mich jetzt noch hören wollen, nachdem Sie meine Schuld wissen, daß Sie mich noch so viel werth finden, um noch zu wünschen, die Gründe zu erfahren, die meine Schuld um ein Weniges mildern können, — ist Balsam für mein armes Herz! Heute aber ist es mir nicht mehr möglich mich in den dunkeln Schacht meiner Vergangenheit zu versenken und all die gräßlichen Gestalten heraufsteigen zu lassen, die meine Kindheit umgaben; ich bin zu erschöpft und ich habe noch viel zu thuen in den wenigen Tagen, die ich mein nennen darf. Werden Sie morgen kommen? werden Sie morgen hören wollen, wie ich nie den Abscheu vor Verbrechen kennen lernte?

Rosalie, was werde ich hören? rief entsetzt Hermann. Ich komme, o gewiß, ich komme!

Hermann war der Sohn eines reichen Bankiers in einer entfernten deutschen Hauptstadt und vor zwei Jahren durch seines Vaters Tod Herr seines großen Vermögens geworden. Im darauf folgenden Sommer besuchte er Verwandte in F.; dort sah er Rosalie in Gesellschaft einer achtbaren Familie; ihre Schönheit zog ihn an und bei dem geselligen, heiteren Tone jener Gegend war es ihm leicht, sich ihr vorstellen zu

lassen. Ihr Benehmen war anmuthig und einfach; aus ihren großen, dunkeln Augen blickte ein Ernst, der ihr bei aller Jugendlichkeit eine edle Würde verlieh; ihre Unterhaltung war ungezwungen und feind aller Gefallsucht. Ein Zug von Festigkeit und Willenskraft, der ihrem Blicke, ihren Zügen, ihren Bewegungen, ihrem ganzen Wesen aufgeprägt war, hatte bei ihrer Jugend für Viele abstoßend wirken können; Hermann zog er an, dem die weichliche Unselbstständigkeit wie die Wandelbarkeit vieler Frauen äußerst zuwider war. Er sah Rosalie häufig an den Vergnügungsorten der Umgegend, welche fleißig von den Bewohnern der Stadt besucht werden. Sein Wohlgefallen an ihr verwandelte sich bald in eine tiefe Zuneigung. Hermanns Verwandte zogen Erkundigungen über das Mädchen ein und erfuhren, daß sie sich seit einem halben Jahre bei der Familie, mit welcher sie allzeit erschien, eingemiethet hatte und überall eine ernste, würdige Haltung zeige. Daß sie aus K. sey, hatten sie ebenfalls erfahren, jedoch über ihre Eltern durchaus nichts Zuverlässiges.

Auf Rosalie schien die ruhige Verehrung, die der junge Mann ihr zollte, einen tiefen Eindruck zu machen, wie Hermann mit inniger Freude bemerkte. Da er ganz unabhängig war, so hinderte ihn nichts, seinem Herzen zu folgen. Er besuchte Rosalie in Gegenwart ihrer Hausgenossen und je mehr er sie sah, um so mehr wuchs seine Liebe, die er ihr denn endlich auch gestand und um ihre Hand bat. Rosalie erröthete tief; sie schien mit sich zu kämpfen, bis sie ihm ant-

wortete: Ich bin ein armes Kind von Eltern niederen Standes, werden Sie sich nicht einstens meiner Herkunft schämen?

Rosalie, ich habe Sie kennen gelernt und liebe Sie, wie Sie sind; ich frage nach nichts weiter, antwortete Hermann. Die ganze Stadt prieß nun Rosaliens Glück, das sie selbst am meisten zu schätzen wußte.

Hermann mußte zu seinen Geschäften in seine Heimath zurückkehren, ohne daß er noch die Zeit seiner Vermählung bestimmen konnte. Ein steter Briefwechsel sollte den Liebenden die Trennung erleichtern. Rosalie benützte den Zwischenraum bis zu ihrer Vermählung zu eifrigem Lernen, um die Lücken ihrer Erziehung möglichst auszufüllen. Hermanns Freigebigkeit hatte sie in den Stand gesetzt, gute Lehrer zu gewinnen. So lebte sie in größter Zurückgezogenheit, bloß mit ihrer Ausbildung beschäftigt, bis zu ihrer Verhaftung. Hören wir sie nun selbst ihr Leben bis dahin erzählen.

Hermann hatte die Nacht in heißen Kämpfen durchwacht; es schien ihm unmöglich, daß die Geliebte mit solch schwerer Schuld beladen sey, und doch behauptet sie es selbst!

So bald als möglich eilte er am Morgen mit der Eintrittskarte zum Gefängnisse. Ein freudiges Erröthen überflog Rosaliens blasse Züge, die alsbald wieder den Ausdruck tiefer Schwermuth annehmen.

Um Ihnen ein treues Bild meiner Kindheit und Jugend geben zu können, habe ich seit gestern jene

Zeit in mein Gedächtniß zurückgerufen, und ich schaudere vor den Menschen, die mich umgaben, und die, seit ich in anderen Verhältnissen lebte, tief in die Vergangenheit zurückgetreten waren.

In dem ärmsten Theile meiner Vaterstadt, der nur von der niedersten Volksclasse bewohnt ist, erblickte ich vor zwanzig Jahren das Licht der Welt. Mein Vater war Taglöhner, der durch Holzhacken sich und seine Familie hätte nothdürftig ernähren können, wenn er nicht dem Trunke ergeben gewesen wäre. Oft kam er betrunken spät in der Nacht nach Hause und zwang dann meine arme Mutter aufzustehen und ihm Kaffee zu kochen. Oft aber war er so wenig bei Besinnung, daß sie ihn auskleiden und mühsam zu Bette bringen mußte; dabei schalt und fluchte er, daß wir Kinder uns furchtsam unter die Bettdecke versteckten. Oft auch verlangte er, sie solle ihm noch mehr Essen oder geistige Getränke holen und wenn sie erwiderte, es sey zu spät, die Läden seyen geschlossen, oder wenn sie kein Geld hatte, so schlug er fluchend und scheltend unbarmherzig auf sie los. Da wir die Mutter eben so liebten, wie wir den Vater fürchteten, so sprangen wir oftmals aus den Betten, der Mutter zu Hilfe, indem wir den Vater von ihr wegzuziehen suchten, wobei die ihr zugedachten Schläge auf uns fielen.

So wuchsen wir im Zwiespalt der Familie heran, bis bald nach einander meine beiden Geschwister starben. Meine Mutter kränkelte schon lange, mußte sich aber dennoch immer anstrengen, etwas zu verdienen, da der Vater seinen Erwerb fast ganz für sich brauchte

und sie von ihm nur wenig mit Zank und Verdruß bekommen konnte. Als ich zwölf Jahre alt war, starb auch sie. Nun war es, als ob mein Vater in sich gehen wollte; er arbeitete am Tage und kam am Abende nach Hause, gab mir auch Geld, um die nöthigen Bedürfnisse für uns bestreiten zu können. Er weinte viel und zeigte mir eine besondere Liebe, die ich indessen wenig erwiderte, denn von frühester Kindheit an stand ich immer gegen ihn auf Seiten meiner Mutter. Es währte auch nicht lange, so kamen Kameraden, die ihn neckten und nicht ruheten, bis er mit ihnen in's Wirthshaus ging und bald lebte er wieder wie früher, nur war die arme Mutter nicht mehr da, die er schelten und schlagen konnte, wenn er betrunken nach Hause kam. Ich schlief über seiner Stube in einem elenden Dachkämmerchen, wo ich mich zu Bette legte, ob er zu Hause war oder nicht, und dessen Thüre, von innen verriegelt, ich nicht öffnete, wenn er auch noch so sehr schalt oder bat, daß ich ihm noch etwas holen sollte.

Ich besuchte die Stadtschule und lernte fleißig, denn so nieder der Kreis war, in dem ich lebte, hatte ich doch einen starken Ehrgeiz, der mich antrieb überall nach Auszeichnung zu streben. Das Lernen ward mir leicht und somit saß ich immer unter den besten Schülerinnen; aber gerade dieses war mir verderblich. Die Mädchen, unter welchen ich saß, gehörten besseren Ständen an und sahen hochmüthig und ekel auf meine ärmliche, oft unreinliche Kleidung, bespöttelten meine Aussprache und meine schlechten Manieren, wodurch

mein Stolz beleidigt und ein Haß gegen höhere Classen in mir entzündet wurde. In meiner Nachbarschaft hatte ich die unbestrittene Herrschaft über alle meine Altersgenossen und zum Theil auch über ältere, sowohl weil ich durch größere Schulkenntnisse ihnen überlegen war, als auch durch mein festes, entschiedenes Auftreten, das durch körperliche Größe und Stärke unterstützt, immer meinem Willen den Durchgang verschaffte.

Ich ward der Schule entlassen. Wohlmeinende Frauen aus unserer Hausgenossenschaft suchten meinen Vater zu bereden, daß er mich in eine Nähschule schickte, allein er behauptete, er brauche mich zu Hause. So lief ich denn die meiste Zeit müssig herum und gehorchte nur unwillig manchmal den Anforderungen jener Frauen, unsere Haushaltung in bessere Ordnung zu bringen, wozu sie mir bereitwillig Anleitung gaben. Dagegen interessirten mich alle Stadtneuigkeiten, gierig las ich alle Blätter, die mir in die Hände fielen und wenn ich ein Buch erhaschen konnte, blieb ich dabei sitzen, bis es zu Ende gelesen war. Und was für Bücher waren diese?

Oft war ich in der bittersten Noth; denn mein Vater gab mir so wenig, daß es kaum für unsere ärmliche Nahrung reichte, weßhalb ich oft Hunger litt. Monate lang mußte ich bei ihm betteln um ein Kleidungsstück; ich hatte im Winter nichts Warmes auf dem Leibe und fror des Nachts in meinem elenden Bette unter den Dachziegeln. Hie und da brachte er etwas mehr Geld nach Hause und dann war er auch gut gegen mich; aber anstatt das Nöthigste da-

für anzuschaffen, hieß er mich Braten und Wein aus einem Gasthause holen, daß wir einmal einen guten Tag hätten; dann litten wir wieder Wochen lang Noth.

Mein Vater sagte mir öfters, indem er mich vergnügt ansah: Nur noch ein paar Jahre, dann kannst Du Geld genug für Dich und mich verdienen. Ich wußte damals noch nicht, was er meinte.

Ich wünschte etwas zu lernen, um mein Brod verdienen zu können. Es gab zwar eine Nähschule, wo man unentgeltlich unterrichtet wurde, sogar eine kleine Bezahlung erhielt, allein ich dachte es mir unmöglich, den ganzen Tag ruhig zu sitzen und drei Jahre, während welcher man die Schule besuchen mußte, schienen mir eine Ewigkeit; ich lernte also nichts.

So kam das Jahr 1848 heran, das den Geist der Empörung entfesselte, der sich bald der unteren Volksschichte bemächtigte. Nun fing ein anderes Leben bei uns an. Mein Vater brachte oft Geld nach Hause, ohne daß er gearbeitet hatte; er schaffte mir einen neuen Anzug an, um den ich zuvor lange vergebens gebeten hatte, und war meistens guter Laune; nur Abends, wenn er betrunken kam, schalt und fluchte er, aber nun nicht mehr über mich, sondern über Fürsten und ihre Knechte, wie er Beamte und Militär nannte, und über die Reichen, die nun bald mit uns theilen müßten. Dies klang mir ganz angenehm, da ich noch von der Schule her einen Haß gegen die Reichen und Vornehmen hatte, der durch spätere Er-

fahrungen an meinen Kamerädinnen immer mehr angefacht wurde.

Hermann, unterbrach sich Rosalie, was ich Ihnen nun schildern will, gehört nicht durchaus zu meiner Geschichte, ich möchte Ihnen eben ein treues Bild des Elendes der unteren Volksclassen geben, weil Sie edel und gut sind, und auch Mittel haben, um für das Wohl dieser armen Menschen wirken zu können. Die Kinder dieser armen Leute werden früh eingeweiht in die Geheimnisse des Lasters, denn es wird vor ihnen offen darüber verhandelt; so wurde auch ich bald bekannt mit den geistigen Gebrechen der Gesellschaft. Ich war damals etwa fünfzehn Jahre alt und hatte eine große Bekanntschaft mit Mädchen meines Alters und auch mit manchen älteren, die Alle eine Art Vertrauen zu mir hatten und mir ihre Geheimnisse mittheilten, um meinen Rath zu hören, den sie freilich selten befolgten. Dessenungeachtet übte ich eine gewisse Herrschaft über sie aus, wie ich schon früher sagte.

Mehrere von ihnen fingen Bekanntschaften an mit Handwerksburschen, Fabrikarbeitern und anderen jungen Leuten ihres Standes, wozu gewisse Tanzstunden, bei welchen die Mädchen ohne Bezahlung zugelassen wurden, oft die erste Veranlassung gaben. Ich möchte diese Bekanntschaften mit der Schwindsucht vergleichen; in Kummer und Sorge, in Gram und Eifersucht schleppten sie sich hin, öfters flackerten sie gleichsam auf in Lust und Freude, um dann wieder um so tiefer in Kummer zu versinken. Gewöhnlich war die

Liebe verflogen, ehe sie an eine Heirath denken durften, allmählig löste sich das Verhältniß auf, wenn es nicht durch einen großen Verdruß oder durch heimliche Abreise des Burschen endete.

Nach derartigen Bekanntschaften gelüstete mich nie; ich verlangte nach höherem Glücke. Andere unterhielten Verbindungen mit Adeligen, mit Offizieren oder Studenten. Sie führten während dieser Zeit ein üppiges Leben, kleideten sich wie Damen und manche schämte sich dann der armen Rose, während Andere mir hie und da etwas von ihrem Ueberflusse zukommen ließen. Diese Art hätte mir schon eher gefallen, denn ich wünschte so sehr, mich besser sättigen zu können und wäre gar so gerne schön gekleidet gewesen; aber mein früh eingesaugter Haß gegen höhere Stände machte mich zuerst mißtrauisch und meine Erfahrungen rechtfertigten dann nur zu sehr dieses Mißtrauen. Ich sah, daß diese armen Mädchen, statt geliebt zu werden, wie sie wähnten, statt zur Ehe mit ihren Geliebten zu gelangen, wie sie ihnen vorspiegelten, nur das Werkzeug niederer Lüste waren und sobald diese Wüstlinge für einen anderen Gegenstand entbrannten, stießen sie schonungslos die Bethörten von sich, unbekümmert um ihr ferneres Schicksal, ja unbekümmert um das Loos ihrer eigenen Kinder! Wie oft habe ich solche arme, betrogene Geschöpfe gewarnt, aber vergebens; sie glaubten ihren Verführern, bis das Elend hereingebrochen war! Eine meiner Bekannten hatte ich lieber als die anderen, sie war so schön und gegen mich immer gut. Sie ließ sich von einem adeligen Offizier ver-

führen und alle meine Warnungen waren vergebens; um ihrer enthoben zu seyn, mied sie mich endlich gänzlich. Nach langer Zeit hörte ich, sie sey krank und in tiefster Armuth. Nun suchte ich sie auf; aber wie fand ich sie! In einer elenden Dachkammer lag sie in einem schlechten Bette, zu ihren Füßen stand auf einer Bank ein Korb mit ihrem einige Monate alten Kinde, das mir im ersten Augenblicke kränker schien, als die Mutter. Da mein Erscheinen ihr so unerwartet kam, überflog ein glühendes Roth ihr Gesicht; in wunderschönem Glanze schwamm ihr großes Auge und ihre feine weiße Haut schien schöner wie Wachs; sie schien mir schöner als je; aber nicht lange war ich bei ihr, so wich alle Röthe von ihren Wangen, die Züge wurden schlaff, die Augen sanken ein und nun erst bemerkte ich, daß sie abgezehrt war bis auf Haut und Knochen.

Die arme Karoline! Noch vor wenigen Monaten so schön, so blühend, so zierlich gekleidet, so hübsch wohnend und nun im tiefsten Elende, dem Tode nahe, von der Armencommission bei einer Frau in die Kost gegeben, die selbst arm, ihrem Verdienste nachgehen mußte und der Kranken wenig Pflege geben konnte. O, wie bedauerte ich die Arme! Der Zorn kochte in meinem Herzen, als sie mir erzählte, daß sie auf zwei oder drei Briefe an ihren Verführer, worin sie ihn um Unterstützung für sich und sein Kind bat, keine Antwort erhielt. Ich will zu ihm gehen, sagte ich, und Du wirst sehen, Karoline, ich bringe Dir etwas.

Ich ging augenblicklich zu dem Offizier. Er kam

mir mit frecher Freundlichkeit entgegen. Mit tiefstem Abscheu sagte ich ihm: Karoline ist krank, dem Tode nahe, in tiefster Armuth, sie bittet Sie um eine Unterstützung für sich und Ihr Kind.

Er antwortete mir mit einer Frechheit. Ich war im Innersten empört und rief: Ich bin nur gekommen, um Sie an Ihre Pflichten zu erinnern.

Unverschämtes Ding, antwortete er, packe Dich, oder ich werfe Dich die Treppe hinab!

Ich hatte nicht die mindeste Furcht, weil ich aber die verwundbare Stelle der Offiziere kannte, riß ich die Thüre weit auf, stellte mich auf die Schwelle derselben und rief ihm zu: Entweder geben Sie mir augenblicklich etwas für die arme Karoline oder ich rufe Ihre Schande durch das ganze Haus! Wenn dies nichts bei Ihnen hilft, so gehe ich in die Audienz und klage bei dem Herrn. Dies wirkte. Er gab mir eine Summe, die hinreichte, das arme Mädchen zu erquicken bis zu ihrem baldigen Tode. Das Kind folgte ihr in Kurzem nach.

Rosalie, unterbrach sie hier Hermann, Du warst gut, bei einer so schlechten Erziehung.

Nein, nein, ich war nicht gut, Haß und Neid gegen die höheren Classen, Verlangen nach ihren Gütern, setzten sich immer fester in mir. Hermann, wenden Sie Ihren Einfluß, wenden Sie Ihre reichen Mittel an, der armen Volksclasse zu helfen. Tausende armer Mädchen gehen verloren durch die Verführung der Vornehmen!

Rosalie, Du sorgst für Andere jetzt, in diesem

furchtbaren Augenblicke; denken wir daran, Dich zu retten.

Ich sehe es als meine Pflicht an und ich glaube die wenigen Stunden, die mir noch bleiben, gut anzuwenden, wenn ich Ihnen diese Noth schildere und, Hermann, ich hoffe dabei, daß Sie mein Verbrechen milder beurtheilen, wenn Sie wissen, wie der Haß in mir aufgestachelt wurde.

Ich kannte auch einige Mädchen, deren Mütter in wilder Ehe mit Höhergestellten lebten. Sie waren zu stolz mit mir umzugehen, ich erfuhr aber dennoch, wie es bei diesen Familien stand. Die Mütter waren die Sklavinnen der Väter ihrer Kinder, immer in Angst von ihnen verlassen zu werden. Gewöhnt an die Bedürfnisse der Reichen, hatten sie manchmal dennoch nicht das Nothwendigste, wenn es ihrem Tyrannen nicht gefiel ihnen genügend mitzutheilen. In welche Kreise passen dann solche Kinder? Zu verwöhnt, um die Entbehrungen der Armen zu ertragen, zur Arbeit nicht angehalten und doch ausgeschlossen von den Kreisen der höheren Stände, fallen sie gewöhnlich dem Laster anheim. Ist es nicht empörend, daß ein Mann ein Weib als seine Gattin betrachtet, eifersüchtig Treue von ihr verlangt, ihre Kinder als die seinigen erkennt, sich aber, ihres niederen Standes wegen schämt, sie vor der Welt als seine Familie anzuerkennen, sie nicht würdig hält, durch kirchliche und weltliche Genehmigung die Mutter seiner Kinder zu seiner rechtmäßigen Gattin zu erheben?

Rosalie, wie konntest Du in Mitten solcher Beispiele

Deine Tugend rein erhalten? unterbrach sie Hermann.

Ach, nennen Sie nicht Tugend, was mich von diesem Laster zurückschreckte, antwortete das Mädchen traurig. Gibt es eine Tugend ohne Gott? Ich glaubte damals an kein höheres Wesen. Was mich abhielt, waren die üblen Folgen, die ich täglich vor mir sah; war mein Haß gegen die höheren Classen, denen ich nicht zum Opfer fallen wollte und der Werth, der selbst in den verworfensten Kreisen, selbst in den schlechten Büchern, die ich las, doch immer der Jungfräulichkeit beigelegt wird, die, ist sie einmal verloren, nicht mehr zurückgebracht werden kann!

Während nun durch meine Erfahrungen in mir der Haß gegen die Reichen fort und fort tiefere Wurzeln schlug, breitete er sich durch die Abgesandten der Empörer unter der ganzen armen Classe immer weiter aus. Manchmal kamen des Abends Kameraden meines Vaters zu uns, vielleicht weil sie eben kein Geld für das Wirthshaus hatten; ich mußte ihnen Branntwein holen und saß dann bei ihnen am Tische, um in einen Roman der Leihbibliothek mich zu vertiefen. Sowohl in diesen Büchern, als in den Reden der Männer, fand ich dieselben Züge, die ich im Leben vor mir sah. Oft ward dem Laster das Wort geredet, über geistliche und weltliche Gesetze der Stab gebrochen, welche die Armen hinderten glücklich zu werden, und die Vornehmen und Reichen als das Unglück des Volkes geschildert. Oftmals brachten die Männer Blätter nach Hause, alle in diesem Sinne

geschrieben, ich mußte sie vorlesen; sie riefen offen zur Empörung auf, zur Vertreibung der Fürsten und Beamten, zur Theilung des in den Händen Einzelner aufgehäuften Reichthumes.

Ich dachte doch immer, unterbrach Hermann Rosalie, daß die Verführung stark gewesen seyn mußte, um dies gesegnete Ländchen in Aufruhr zu bringen.

Ein solches Blatt, fuhr das Mädchen fort, brachte eine Berechnung, wie viel die deutschen Fürsten und ihre Familien jährlich dem armen Volke kosteten. Die Summe ging weit über meine Begriffe. Natürlich waren wir alle einverstanden, daß es ohne Fürsten besser um uns stände. Ein anderes Blatt berechnete die Pensionen, welche die ausgedienten Staatsdiener jährlich zögen, nachdem sie viele Jahre lang große Besoldungen, dem Volke ausgepreßt, erhalten hätten, während der gemeine Mann, der sich schinde und plage, so lange es ihm möglich sey, im Alter nichts erhalte. Künftig solle jeder Arbeiter eine Pension beziehen, nur müsse erst eine andere Ordnung des Staates eingeführt werden, wozu das Volk sich selbst helfen müsse, indem es die Anordnungen der Patrioten, die allein es gut mit ihm meinen, befolge.

Mit Jubel wurden diese Aufforderungen von den Männern begrüßt, lärmend brachten sie den bekannten Anstiftern der Empörung Lebehoch! bis sie so betrunken waren, daß sie kaum den Heimweg fanden.

Ich hatte einen solchen Abscheu vor ihnen, daß ich mich hütete, nur mit dem Zipfel meines Kleides einen zu berühren, und flüchtete gewöhnlich in mein

Kämmerchen, oder wenn es zu früh war zum Schlafen, lief ich in den Straßen herum.

Hier stand ich vor den hell erleuchteten Läden, welche die schönsten Sachen für Weihnachtsgeschenke zur Schau stellten und fühlte mich so arm in meinem zerlumpten Anzuge und sehnte mich um so mehr nach der baldigen Theilung. Aus den dicht besetzten Bierhäusern schallte damals immer der wilde Gesang der Soldaten, welche, wie man sagte Freibier erhielten, das von unbekannter Hand bezahlt wurde, wofür zahllose Lebehoch! ertönten. Oft, ja recht oft traten Verführer zu mir mit ihren schändlichen Aufforderungen; ich hatte keine Furcht vor ihnen, nur glühenden Haß, der sich dann in solchen Worten ergoß, daß wohl nie einer zum zweiten Male anredete.

Einst sah ich auf einer solchen Wanderung ein großes Haus hell erleuchtet, das Thor war geöffnet, der Thorweg mit Teppichen belegt und von einer strahlenden Lampe erhellt; Leute meiner Classe hatten sich zu beiden Seiten neugierig aufgestellt, ich gesellte mich zu ihnen. Ein Wohlgeruch duftete aus dem Hause mir entgegen und gab mir eine Ahnung von den Herrlichkeiten, die es enthalten mußte. Bei dem hellen Scheine der Lampe, der nur dem Vorhause diente, dachte ich an mein dürftiges Lämpchen, bei welchem ich kaum zu lesen vermochte; ach, und hätte ich nur ein Stück dieses Teppichs, als Decke für mein kaltes Bette haben können! Ein herbeirollender Wagen unterbrach meine Gedanken. Ein Diener öffnete den Schlag;

o, welche Pracht, welche Schönheit! Herrlich gekleidete Damen mit Blumen und blitzenden Steinen in den Haaren stiegen aus, gefolgt von Herren in goldglänzenden Uniformen. O, wie beneidete ich sie in ihrer Herrlichkeit!

Auch meine Gesellschaft gab ähnlichen Gefühlen Worte; Verwünschungen wurden mit gedämpfter Stimme gesprochen, schadenfrohe Bemerkungen über baldigen Umsturz der Dinge gemurmelt. Ein Wagen folgte dem andern; immer höher stieg meine Sehnsucht nach solchem Glücke. Ich blieb, bis der letzte Wagen angekommen war, die Zuschauer sich verlaufen hatten. Nun hörte ich oben Tanzmusik; ich ging über die Straße, stellte mich auf eine Haustreppe und schaute nach den hell erleuchteten Fenstern hinauf; bald sah ich die Paare im Tanze vorüberwirbeln. Das Herz wollte mir springen vor Verlangen und Neid. Nach dem Tanze trat manches Pärchen an die Fenster heran und lispelte von den Anderen ungehört. Ha, dachte ich, die Schändlichen, hier versprechen sie ihr Herz, während ein armes, betrogenes Mädchen sich von ihnen geliebt glaubt!

Im Innersten aufgeregt, achtete ich nicht die verfließende Zeit, nicht die Kälte in der schneebedeckten Straße; hinaufstarrend an die Fenster, überließ ich mich meinen wogenden Gedanken.

Plötzlich sah ich eine Gestalt neben mir, die freundlich mir etwas reichte, was ich, durch das Licht geblendet, nicht gleich erkennen konnte. Iß und trink, Mädchen, sagte mir der reich gallonirte Bediente, Du

erfrierst ja hier in der kalten Straße. Wie süß duftete mir der Punsch entgegen; gierig trank ich und fühlte meinen erstarrten Körper wunderbar davon erquickt; dankbar dachte ich: das ist Einer, der uns näher steht, der Mitleid fühlt mit armen Leuten. Kaum aber sah ich ihn dankbar an, so kniff er mich in die Wangen und verlangte einen Kuß für sein Geschenk. Wüthend warf ich ihm das Glas in's Gesicht und lief davon. Es war spät, als ich nach Hause kam, wo ich meinen Vater allein und in der übelsten Laune fand. Bringst Du Geld, Rosel! fuhr er mich an. — Geld? woher? war meine Antwort. — Was, Du willst in der Nacht draußen herumziehen, mich auf Dich warten lassen, um Dir das Haus offen zu halten und dann doch kein Geld mitbringen? Dabei griff er nach einem Stocke, um mich zu züchtigen; ich aber war schnell aus dem Zimmer, die Treppe hinauf und in meinem Kämmerchen, das ich innen verriegelte. Noch lange zankte und fluchte er außen und gab mir die entehrendsten Namen.

Von jenem Abende an war mein Verlangen, aus meinen ärmlichen, wie mir nun schien, unerträglichen Verhältnissen herauszukommen und das Leben zu genießen, wie die Reichen und Vornehmen, zur wilden Gier angewachsen.

Auch bei den Anderen meiner Classe entströmte immer mehr der Geist der Empörung, je näher sie den Tag ihrer Erlösung glaubten. Die Schriften und Bücher, welche sie uns in unser Haus brachten, forderten immer dringender zum Umsturz auf, und Ab-

schaffung alles Dessen, was Gehorsam, Zucht und Ordnung verlangt. Die Lehren des Christenthumes wurden als Erfindung der Priester bezeichnet, um das Volk zu unterdrücken; das Daseyn Gottes und das ewige Leben der Seele verlacht und das Gegentheil durch Beispiele, die nach unseren Begriffen gewählt waren, zu beweisen gesucht. Das Leben genießen, sey die Bestimmung jedes Menschen und nur die Herrschsucht der einen und die ungleiche Vertheilung der Güter hielten den besten und größten Theil des Volkes davon entfernt. Ich glaubte ihnen; denn ich dachte, wenn es eine göttliche Gerechtigkeit gäbe, könnten die verhaßten Reichen bei ihren Sünden nicht so glücklich leben, es würde der Besitz der Güter gleich oder nach Würdigkeit der Menschen vertheilt seyn.

So kam das Frühjahr 1849. Nun geht es bald los! war der stete Gruß, wenn zwei der Unserigen einander begegneten. O, wie freute ich mich auf diese Zeit, die mir Erfüllung meiner Wünsche, Verwirklichung meiner Träume bringen sollte!

An einem Sonntage im Mai kam mein Vater höchst vergnügt zum Mittagessen nach Hause. Rosel, heute Abend geht's los! sagte er mir. Bleib aber zu Hause, Weibsleute haben nichts dabei zu schaffen; Du könntest leicht einen Schuß auf den Pelz bekommen. Er ging am Nachmittage bald fort und ich wartete gespannt, was nun kommen würde. Sein Gebot zu Hause zu bleiben, befolgte ich nicht, fand aber in den Straßen nichts Besonderes, nur waren die Bierhäuser noch stärker besetzt und der Lärm darin

größer als bisher. Am Abende kam Militär aus einer andern Garnison mit der Eisenbahn an, singend und lärmend, offenbar betrunken. Ich ging nun nach Hause. Nicht lange, so hörte ich schießen, erst einzelne Schüsse, entfernt, dann näher und stärker, endlich auch wildes Geschrei; ich konnte nicht zweifeln, daß es losgehe. Der Lärm war am Zeughause, welches die Aufrührer stürmen wollten, um sich der Waffen zu bemächtigen; die Unruhe in meiner Umgebung und meine eigene war unbeschreiblich. Nach so langem Frieden an ernstliche Kriege nicht gewöhnt, hatte der Kriegslärm für die Meisten etwas ungemein Beängstigendes, um so mehr, als die eingebrochene Nacht hinderte, von den Ereignissen genaue Kunde zu erhalten. Zwischen Furcht und Hoffnung brachten wir die Zeit hin, bis gegen Morgen das Feuern nachließ. Einzelne Kämpfer kamen zurück, und nach und nach erfuhren wir, daß der Fürst geflohen, die Sache des Volkes gesiegt habe.

Der Jubel war nicht so groß, als man hätte denken sollen; die heimkehrenden Männer waren entweder ermüdet oder betrunken und suchten ihr Lager. Sobald es Tag war, lief ich auf die Hauptstraße; hier lagen noch getödtete Pferde, einzelne Soldaten liefen umher und schossen müssig ihre Gewehre in die Luft; viele gingen mit Sack und Pack ihrer Heimath zu, da die Offiziere geflohen, kein Commando mehr gehört wurde. Einigen Häusern von besonders Verhaßten waren Thüren, Läden und Fenster zerschlagen. Wagen um Wagen zogen mit Flüchtlingen aus der

Stadt, schadenfroh sah ich ihnen nach und freute mich des Glückes, das uns nun in den Schoß fallen sollte.

Es vergingen Tage, endlich auch Wochen, in unserer Lage änderte sich nichts. Eine neue Regierung war eingesetzt; ihr mußte man sich fügen, vom Theilen war keine Rede. Freilich war noch viel zu thuen übrig; fremde Söldlinge besetzten das Land und wollten es seiner Freiheit wieder berauben. Alle junge Männer wurden aufgefordert, ihnen entgegen zu gehen. O, wie wünschte ich ein Mann zu seyn! Oft dachte ich, heimlich als Soldat gekleidet mitzuziehen, aber ich wußte es nicht anzufangen.

Die Geduld der Unserigen war bald erschöpft; der Verdienst stockte, die freie Zehrung hatte aufgehört und immer noch keine Aussicht auf Theilung. Mein Vater ward jeden Tag mißmuthiger. Ich sah unsere neuen Herren auf schönen Pferden mit dreifarbigen Schärpen sich täglich in den Straßen herumtummeln und kam bald auf den Gedanken, wieder sind es die Vornehmen, denen die Sache zu Gute kommt, wir gehen leer aus. So ging es fort bis Ende Juni, wo fremde Truppen in die Stadt einrückten und die provisorische Regierung mit ihren Freischaaren vertrieben. Die Vornehmsten, die Hauptanführer retteten sich, nur Untergeordnete fielen den eindringenden Truppen in die Hände und mußten büßen für die übrigen.

Nun wurde die Stadt mit Einquartirung überschwemmt, wer nur das kleinste Einkommen hatte, das winzigste Plätzchen, dem wurde ein Mann zugetheilt. Wir freilich erhielten keinen, aber wir litten auch die

bitterste Noth. Die Lebensmittel standen in hohem Preise und Niemand ließ etwas arbeiten, weil Alle durch die Einquartirung gedrückt waren; jedes Geschäft stockte, viele Familien hatten die Stadt verlassen, die früher Arbeit gegeben hatten. Ich weiß jetzt nicht mehr, wie wir uns damals ernährt haben. Mein Vater gab jeden Kreuzer für Branntwein hin, um sein Elend zu vergessen, war aber dennoch immer in der übelsten Laune. Seine Kameraden, die, so lange die Festung noch in den Händen der Revolutionäre war, immer noch sich mit großen Hoffnungen getragen hatten, waren, nachdem die Anführer alle geflohen, die Freischaaren gesprengt oder gefangen waren, sehr kleinlaut; statt des gehofften Reichthumes hatten sie nicht einmal Verdienst, statt des Wohllebens nur die bitterste Noth. Es ging gegen den Winter und ich hatte kaum mich zu bedecken, nichts, das mich gegen die Kälte geschützt hätte. Was wir immer entbehren konnten, hatten wir auf's Leihamt geschafft, um nur einige Kreuzer zu erhalten, selbst unsere Betten hatten wir größtentheils dahin getragen. Gerne wäre ich in einen Dienst getreten, aber wer irgend ein Mädchen entbehren konnte, schaffte es ab und Niemand wollte eines annehmen, das nichts konnte und so zerlumpt einher ging wie ich. Tief in meinem Herzen grollte ich mit der Welt und meinem Schicksale und mehr als zuvor war ich überzeugt, daß wir dem blinden Zufall preisgegeben seyen.

Eines Tages kam ich nach Hause und traf einen mir fremden, vornehmen Herrn bei meinem Vater,

der sehr vergnügt schien. Komm Rosel, rief er mir zu, all unsere Noth hat ein Ende; da sieh das viele Geld. Nun erst bemerkte ich, daß unser kleiner Tisch mit Münzen bedeckt war, aber der Herr musterte mich mit so frechen Blicken, daß ich nichts Gutes ahnte und mein Zorn aufwallte.

Da, nimm dies, fuhr er fort und kaufe Dir schöne Kleider, dann gehst Du mit dem Herrn nach Baden-Baden und führst das beste Leben, während ich hier auch genug habe.

Wenn Ihr mit dem Herrn gehen wollt, antwortete ich trotzig, so mögt Ihr es; ich aber gehe nicht mit ihm; ich lasse mich nicht verkaufen!

Mädchen, rief er, mache mich nicht wild, oder ich werfe Dich aus dem Hause, dann sieh, wie Du Dich fort bringst. Der Fremde wollte mir schmeicheln, ich stieß ihn zurück und eilte auf die Straße.

Ich lief fort bis an's andere Ende der Stadt; dort setzte ich mich auf eine Bank unter den Bäumen und überlegte, was ich nun thuen solle, denn zu meinem Vater, der mich verkauft hatte, wollte ich nicht mehr zurück.

Rosalie schwieg mit dem schmerzlichsten Ausdrucke im Gesichte.

Armes, armes Kind, rief Hermann aus, welche entsetzliche Jugend hast Du durchlebt!

Hermann, sagte sie tief bewegt, entziehen Sie mir Ihr Mitleid nicht, wenn Sie meine weitere Geschichte hören.

Schon öfters wurde mir von einem kranken Fräu-

lein gesagt, welche immer Mädchen zu ihrer Bedienung suchte, weil es keine bei ihr aushalten konnte, so daß sie oft in einem Vierteljahre drei oder noch mehr hatte. Ich hatte mich bisher immer geweigert, zu ihr zu gehen, doch was blieb mir jetzt übrig? Mit dem größten Widerwillen betrat ich ihre Wohnung. Sie empfing mich mit mißtrauischen Blicken. Mein Aussehen konnte allerdings kein Vertrauen einflößen; ich war zerlumpt gekleidet und halb verhungert; doch war sie in großer Verlegenheit, denn vor einigen Tagen war ihr wieder ein Mädchen weggelaufen und sie hatte bis jetzt noch keines bekommen können. Sie machte mir ein langes Register von Bedingungen, die ich alle nur halb hörte, denn ich hatte nur den dringenden Wunsch, ein Obdach zu finden, weßhalb ich zu Allem Ja sagte. Dann versprach sie mir einen hohen Lohn und wenn ich ihr gefalle, noch besondere Geschenke. Ich war herzlich froh, als sie fertig war und mich an meine Arbeit gehen hieß; noch froher aber, daß sie mir sagte, in der Küche liege das Brod, wovon ich immer nach Bedarf essen könne.

Wie war ich so glücklich, obgleich das Fräulein mir gar nicht gefiel, da sie mir sehr hochmüthig und mich mit äußerster Geringschätzung zu behandeln schien.

Bald erfuhr ich, daß man von ihren Launen nicht zu viel gesagt hatte; es war unmöglich, sie zufrieden zu stellen. In ihrem Hochmuthe sprach sie in der wegwerfendsten Art zu mir und über meinen Stand; sie behauptete, wir seyen von einer geringeren Rasse,

als der Adel, dies lasse sich schon im Aeußern erkennen. Allein ich hatte keine Wahl und ich hoffte, bei ihr so viel zu lernen, daß ich in einen anderen Dienst gehen könnte, denn sie zeigte mir alle Arbeiten und hielt mich streng dazu an; auch gewöhnte sie mir meine gemeinen Manieren und Ausdrücke ab und lehrte mich das Benehmen der feineren Gesellschaft; weil, wie sie sagte, ein so gemeines Ding nicht in ihr Zimmer paßte. O, wie schwer fiel es mir, gar nicht ausgehen zu dürfen, als wenn ich etwas holen mußte, da ich zuvor den ganzen Tag herumgelaufen war; aber noch weit schwerer ertrug ich ihren Hochmuth, den sie mich allzeit fühlen ließ und den Spott, den sie über die getäuschten armen Classen ausgoß, wegen des Mißlingens der Revolution. Ich knirschte oft heimlich mit den Zähnen und mein Haß gegen die Vornehmen vereinigte sich nun gegen sie.

Dennoch hielt ich länger bei ihr aus, als mir im Anfange möglich geschienen. Ich war gut gekleidet, hatte reichliche Nahrung und fühlte mich dabei gesünder und kräftiger; an Arbeit, Ordnung und Reinlichkeit gewöhnte ich mich nach und nach, so daß ich nur mit Grausen an mein voriges Leben denken konnte.

Mein Vater hatte endlich meinen Aufenthalt ausfindig gemacht und kam eines Tages ganz zerlumpt, stammelnd vom Branntweine, den er getrunken, und forderte Geld von mir. Er war furchtbar zerrüttet seit jener Zeit, als ich ihn nicht mehr gesehen hatte. Ich gab ihm was ich gerade hatte, so daß er ganz vergnügt wurde. Ach, es war das letzte Mal, daß ich

ihn sah! Unglücklicher Weise kam mein Fräulein aus dem Zimmer, während er mit mir redete; sie befahl, er solle sich augenblicklich entfernen und nie mehr ihr Haus betreten; sie habe genug mit mir ausgestanden und zu thuen gehabt, bis sie mich nur etwas aus dem Schlamme herausgezogen, sie wollte nun nicht auch noch die Bettelfamilien in ihrem Hause sehen. Ich war wüthend vor Zorn.

Wenige Wochen darnach hörte ich, er sey im Rausche gefallen und liege krank im Spitale. Heimlich ging ich hin und fand nur noch seine Leiche; den Tag vorher war er gestorben.

Vor meiner Herrin hatte ich meinen Vater nicht mehr genannt seit seinem Besuche bei mir, ich sagte ihr jetzt auch nichts von seinem Tode, der mir, so wenig Gutes ich von ihm erhalten, doch im tiefsten Herzen wehe that. Um so mehr empörte es mich, wenn mein Fräulein mir immer noch seinen Besuch vorwarf, und sein Aussehen zum Gegenstande ihres Spottes machte. Ich hatte ein Jahr bei ihr ausgehalten und glaubte jetzt in einen besseren Dienst gehen zu können. Sie war höchst betroffen über meine Aufkündigung und zum ersten Male bemerkte ich ein weicheres Gefühl an ihr. Du weißt, sagte sie mir mit Thränen in den Augen, daß meine Krankheit unheilbar ist und willst mich verlassen, ehe ich sterbe. Vielleicht lebe ich das nächste Jahr um diese Zeit nicht mehr; so lange könntest Du wohl noch bei mir bleiben. Ich will in diesem Falle für Dich sorgen; ich will Dich in meinem

Testamente bedenken, wenn Du bis zu meinem Tode bei mir bleibst.

Dies unglückselige Wort verführte mich! O, hätte sie mich damals gehen lassen, so wäre ich jetzt nicht als Mörderin hier! — Wenige Tage darnach machte sie wirklich einen Zusatz zu ihrem Testamente. Einer der Zeugen gratulirte mir zu fünfhundert Gulden, die sie mir zugeschrieben habe. Die Summe schien mir unendlich groß. O, unglückseliges Versprechen! Ihre Krankheit verschlimmerte sich und verursachte ihr oft große Schmerzen. Eine Wunde hatte sich an der Brust gebildet, die ich täglich verbinden mußte. Mit ihren Schmerzen nahm auch ihre Wunderlichkeit zu und weil sie mich durch das Legat gebunden glaubte, ließ sie ihren Launen noch mehr den Lauf, als früher. Ich dagegen dachte in den vielen Stunden, die ich einsam saß, an den Reichthum, der mir nach ihrem Tode zu Theil werden sollte und malte mir mein künftiges Leben bis in die kleinsten Einzelheiten so lockend aus, daß ich fast die Zeit nicht erwarten konnte. Was ich früher in Romanen gelesen, von plötzlichem Glückswechsel armer Mädchen, das hoffte ich, werde sich bei mir verwirklichen. Meine Eitelkeit ließ mich glauben, wenn ich in anderen Verhältnissen auftreten würde, an einem anderen Orte, wo meine Herkunft unbekannt, dürfte ich nur wählen, um eine glänzende Partie zu machen. O, wie that mir der Gedanke so wohl, dann Jenen gleich zu seyn, ja den Vorzug vor ihnen zu erhalten, die mich mein Leben lang mit Verachtung behandelt hatten! Aber wenn die mißmuthige Stimme

des Fräuleins mich wieder in die Wirklichkeit rief, wenn sie mich wieder ihren Hochmuth fühlen ließ und wenn ich, trotz ihrer Krankheit, kaum eine Abnahme ihrer Kräfte wahrnahm, so sank mir der Muth und bitterer Groll trat an die Stelle der eingebildeten Freude.

Zwei Jahre waren mir auf diese Weise im Dienste des Fräuleins beinahe verflossen. Ihre Launen fielen mir je länger, je unerträglicher, ich glaubte das Leben nicht mehr tragen zu können. Obschon ich ihren Arzt haßte, wie sie selbst, weil er mich mit Zudringlichkeiten verfolgte, weßhalb ich es vermied, mit ihm allein zu seyn, so wagte ich es dennoch einmal klopfenden Herzens, ihn zu fragen, wie lange sie wohl noch leben könne?

Wenn nicht eine andere Krankheit hinzu kommt, oder eine Verblutung durch die Wunde eintritt, so kann sie immerhin noch einige Jahre leben; freilich unter immer größeren Schmerzen und steigenden Leiden.

Wie ein Centnerstein lastete diese Nachricht auf meiner Brust. Es ist nicht möglich, daß ich so lange bei ihr aushalte, dachte ich. Sollte ich weggehen? Die Erbschaft im Stiche lassen? statt der Verwirklichung meiner seitherigen Träume, wieder dienen und dienen mein Leben lang! Dies schien mir eben so unmöglich. Was hat sie auch vom Leben in ihren Schmerzen, während ihr Tod mich glücklich machen würde? Waltete eine gütige Vorsehung über uns, sie würde dies nicht dulden. Der Mensch muß sich selbst helfen!

Bei meinem Fräulein hatte ich keine besseren religiösen Grundsätze gefunden, als ich selbst hatte; auch sie haderte mit dem Schicksal, weil sie nicht gefunden, was sie in der Jugend sich versprochen hatte, aber dennoch wollte sie nicht sterben; sie quälte den Arzt immer um andere, wirksamere Arzeneien, um ihr Leben länger zu fristen. Er hatte ihr Tropfen verschrieben und mir auf's Strengste anempfohlen, ihr nie mehr als fünf Tropfen auf einmal zu geben, weil sie starkes Gift enthielten. Sie linderten ihre Schmerzen und sie hoffte Genesung von dieser Arzenei. Oft, wenn sie stärker litt, verlangte sie von mir, ich solle ihr mehr von den Tropfen geben und manchmal war ich im Begriffe, es zu thuen, um ihr und mir zu helfen, immer aber hielt mich eine gewisse Scheu zurück; als jedoch der Arzt mir eine noch so lange Dauer meiner Leiden vorgesagt, als es mir unerträglich schien, so lange auszuhalten und eben so unmöglich wieder in einen anderen Dienst zu treten, da reifte allmählig in mir der Gedanke, einmal ihren Wunsch zu erfüllen und ihr eine starke Dosis Tropfen zu geben. Es enden dadurch vielleicht ihre Leiden mit einem Male, wodurch uns beiden geholfen und Niemanden geschadet wurde. Als ich diesen Vorsatz gefaßt hatte, ward ich ruhiger; ich ertrug nun leichter ihre hochmüthigen Launen, so daß ich mit der Ausführung nicht eilte.

Es vergingen wieder einige Monate. Da kam ein Tag, an dem sie mich unaufhörlich peinigte, nichts that ich ihr recht; sie warf mir mein Elend vor, in dem ich zu ihr gekommen, malte mir das Bild meines

Vaters, wie er bei ihr erschienen und entflammte meinen Zorn zu völliger Wuth, so daß nun das Gefühl der glühendsten Rache die Ausführung meines Vorsatzes, sie zu tödten, beschleunigte.

Mit zitternden Händen zählte ich Mittags fünf Tropfen, — ich schwankte, sie rief, schnell, schnell! und ich gab ihr nicht mehr. Aber heute Abend gewiß! dachte ich.

Der ganze Nachmittag verging mir unter der Qual ihrer Launen; am Abende hatte sie starke Schmerzen; sie verlangte die Tropfen. Jetzt! dachte ich, jetzt ganz gewiß! Gib mir mehr Tropfen, rief sie, die wenigen können ja nicht helfen! Da — da goß ich den Löffel voll und gab ihn ihr schnell, fast besinnungslos. Ein starker Geruch von Orangeblüthe, denn alle ihre Arzeneien mußten mit einem Wohlgeruche versetzt seyn, — erfüllte das Zimmer und schien sie zu betäuben; sie sank auf ihr Kissen zurück.

Rosalie bedeckte hier ihr Gesicht mit den Händen und rief schmerzlich: Hermann, Sie wissen nun meine Schuld und müssen mich verachten!

Rosalie, erwiderte er tief erschüttert, das Verbrechen ist schrecklich, aber dennoch findet meine Liebe zu Dir Entschuldigung in Deiner Erziehung, in der Umgebung Deiner Jugend. Ich beklage Dich im tiefsten Grunde meines Herzens. Erzähle weiter, armes Kind!

Ich sah die Kranke einen Augenblick wie erstarrt an, dann ergriff mich eine fürchterliche Angst; ich eilte in das entlegenste Zimmer, verschloß die Thüre und

verhielt mir die Ohren. Von Zeit zu Zeit horchte ich, es war Alles still. O, diese Stunden schienen mir ohne Ende! Die Sterne erbleichten, der Himmel wurde lichter und erinnerte mich an die Folgen meiner That. Der Tag brach an und noch zauderte ich zu ihr in das Zimmer zu gehen; endlich bot ich alle meine Willenskraft auf und öffnete mit unendlichem Grausen die Thüre. Sie lag in ihrem Bette auf dem Gesichte. Ich stürzte nach ihr hin, sie war eiskalt. Ich drehte sie um und — ein freudiger Schauder überlief mich, ihr Nachtzeug, wie das Bett war ganz mit Blut bedeckt; eine Ader in der Wunde war aufgegangen, sie hatte sich verblutet; ich war gesichert gegen jeden Verdacht! Unwillkürlich sah ich dankbar zum Himmel hinauf; einen Augenblick später dachte ich jedoch: Wenn es eine ewige Gerechtigkeit gäbe, so hätte sie meine That nicht verbergen dürfen! Jetzt erst bemerkte ich den starken Orangeblüthengeruch wieder, der noch das Zimmer erfüllte, und tödtliche Angst erfaßte mich. Wenn der Arzt kommt, so entdeckt er mein Verbrechen! Ich riß Thüren und Fenster auf, um diesen Geruch zu entfernen, der mich fast zur Verzweiflung brachte, denn ich durfte nicht lange mehr zögern, nach dem Arzte zu schicken, wenn ich nicht Verdacht erregen wollte. Ich sah auf die Straße hinunter, sie war öde, die Nachbarschaft schien noch in Schlaf versunken, dies tröstete mich einigermaßen; aber so oft ich in's Zimmer zurücksah, erschreckte mich der fürchterliche Geruch, der mein Verräther zu werden drohte. Ich holte Essig herein und goß ihn über die Leiche

und über ihr Bett, wodurch ich endlich nichts mehr von jenem schrecklichen Geruche wahrnahm. Dann schloß ich die Fenster, warf mein Kleid ab, setzte meine Nachthaube auf und drückte mein unberührtes Bett zusammen, um Niemanden ahnen zu lassen, daß ich die Nacht nicht geschlafen. Hierauf ging ich in den unteren Stock, das Dienstmädchen der beiden alten Leute zu wecken, die allein mit uns das Haus bewohnten. Ich bat sie, eilig zum Arzte zu gehen, mein Fräulein blute so stark und liege in Ohnmacht.

O, wie bange klopfte mein Herz vor diesem Besuche, der entscheidend für mich seyn mußte. Er kam, ich sagte ihm, ich habe die ganze Nacht nichts von der Kranken gehört, so oft ich aufwachte, schien sie ruhig zu schlafen, bis ich, am hellen Tage wieder erwachend, das viele Blut gesehen. Er untersuchte den Körper und erklärte, die Kranke habe sich verblutet. Ich athmete nun auf; aber dennoch erschien mir sein Glückwunsch zu meiner Erlösung und meiner Erbschaft in diesem Augenblicke unausstehlich widerlich. Schon war er an der Thüre, als er nochmals umkehrte und sagte, morgen früh um neun Uhr wolle er die Section der Leiche vornehmen. Ich glaubte, der Boden öffne sich unter mir, mich zu verschlingen, und nur sein rasches Weggehen verhinderte ihn, meinen tödtlichen Schrecken zu bemerken. Ich sank wie vernichtet auf einen Stuhl. Daran hatte ich noch nie gedacht. Ach, nun glaubte ich mich verloren. Ich war der Verzweiflung nahe; denn ich wußte keinen Rath und keine Hilfe. Ich war nicht lange allein, es kamen die Leute aus dem Hause, Be=

kannte der Verstorbenen aus der Nachbarschaft und bald der Notar mit seinem Gehilfen. Ich bot meine ganze Willenskraft auf, um mich nicht zu verrathen. Das Testament war bald gefunden. Es war nicht versiegelt, der Notar las es für sich. Es war mir in diesem Augenblicke so gleichgiltig, ich hatte keinen Wunsch zu wissen, ob ich wirklich bekomme, was sie mir versprochen hatte. Gefühl- und besinnungslos stand ich während dieser stillen Minuten, bis mich endlich des Notars Worte: Sie verbietet eine Section, wie ein elektrischer Schlag durchzuckten. Ich starrte ihn an, ob ich recht gehört; er glaubte, ich hätte ihn nicht verstanden und wiederholte deßhalb: Wir dürfen nicht zugeben, daß sie secirt wird, sie hat es ausdrücklich hier in ihrem Testamente verboten; ich will es dem Herrn Doctor sagen lassen.

War ich vorher besorgt, daß man meine Bestürzung gewahr werde, so hatte ich jetzt Mühe, meine Freude zu verbergen; doch die Unruhe und Geschäfte, welche ein solcher Fall mit sich bringt, halfen mir über die ersten Tage hinüber. Das Schrecklichste waren mir die zwei Nächte, während welcher die Leiche noch im Hause lag; gern wäre ich weggegangen, allein ich hatte keinen Zufluchtsort. Es war zwar eine Wärterin im Leichenzimmer und ich hatte mich weit davon gebettet, aber ich mochte die Augen schließen, oder sie offen halten, immer sah ich den blutigen Leichnam und immer umgab mich der betäubende Geruch der Orangenblüthe.

Ich mußte noch einige Wochen im Hause bleiben,

bis das Testament verkündigt und mir mein Legat eingehändigt war; während dieser Zeit quälte mich der Doctor mit seinen Besuchen, da er mich nun allein wußte. Je mehr ich ihm meine Verachtung zeigte, um so zudringlicher wurde er. Eines Tages, wo er die Hausbewohner abwesend wußte, ging er so weit, mich mit Gewalt umarmen zu wollen, nun kannte ich keine Mäßigung mehr, sondern gab ihm eine so derbe Ohrfeige, daß er fast taumelte. Bis er wieder fest stand, hatte ich die Fenster geöffnet, durch welche die Nachbarn das ganze Zimmer übersehen konnten, und lehnte mich an eines derselben; er konnte dadurch seinem Zorne nur durch Schimpfen und Drohen Luft machen. Am folgenden Tage erhielt ich mein Legat und eilte, sogleich nach F. abzureisen. Ich miethete dort das erste Zimmer, das mir passend schien.

Nun hoffte ich auf die Verwirklichung meiner Träume. Die fünfhundert Gulden, welche ich geerbt hatte, schienen mir ein so großes Capital, daß ich dachte, ich würde so lange davon leben können, bis ich eine glückliche Versorgung gefunden hätte. Durch die vielen schändlichen Anträge, die mir gemacht worden waren, im Vereine mit meiner natürlichen Eitelkeit, glaubte ich gar nicht, daß ich lange zu warten brauche, um auch ehrliche und glückbringende Anträge zu erhalten, da ich ja nun als Dame lebte und in F. Niemand wußte, daß ich ein armes Bettelkind war. Wie viele derartige Beispiele hatte ich in meinen Romanen gelesen! Was ich mir von meinem Lohne gespart hatte, verwendete ich für anständige Kleidung,

im Uebrigen lebte ich sparsam. Mit meiner Wohnung hätte ich es nicht besser treffen können; die Familie, bei welcher ich mich eingemiethet, behandelte mich bald wie zu ihr gehörig. Ich begleitete sie bei Spaziergängen, sie nahm mich mit an Lustorte und, da sie fromm war, auch mit in die Kirche.

Ich hatte den alten, gothischen Dom schon längst rühmen hören und war begierig, ihn zu sehen; er machte mir jedoch den Eindruck großer Bangigkeit. Wenn die Sonne durch die gemalten Fenster ihr Licht in den glühendsten Farben ergoß, dann that es mir wohl, aber an trüben Tagen schienen die hohen Wände über mich zusammen zu stürzen, die Bilder auf den Altären sahen mich so drohend an, daß ich mich fürchtete. Ohne Glauben ging ich mit zur Kirche, aber wenn ich diese feierlichen Ceremonien sah, wenn die christlichen Lehren mit so viel Ueberzeugung gepredigt wurden, dann ergriff mich eine furchtbare Angst. Wenn es wahr wäre, was man hier behauptet! Wenn es wirklich einen allwissenden, gerechten Gott gäbe! Ich konnte kaum die Zeit des Gottesdienstes aushalten, sobald ich in's Freie kam, ward mir wieder leichter.

Ich hatte mir selbst einzureden gesucht, mein Fräulein sey an Verwundung gestorben; aber in der Kirche wollte diese Täuschung nicht fest halten, das Gewissen machte sich geltend, und ich fühlte mich manchmal recht unglücklich, bis ich Sie kennen lernte. Da erst ward mir das Leben lieb und ich klammerte mich mit allen Fibern meines Herzens an dasselbe an. Ihr erstes Erscheinen ließ mich erkennen, daß Sie anders

seyen, als die Männer, die früher mit Frechheit mir genaht, oder später nur um zu tändeln sich mit mir unterhalten hatten. Wie ganz anders war Ihr Betragen gegen mich! Ich fühlte mich unwiderstehlich zu Ihnen hingezogen und Ihre ernste Werbung um meine Hand machte mich unaussprechlich glücklich. Meine bangen Zweifel, mein Gewissen waren verstummt, ich lebte nur meinem Glücke. Nach Ihrer Abreise warf ich mich mit aller Kraft meines Willens auf die Erwerbung der nöthigsten Kenntnisse, denn in Ihrem Umgange hatte ich nur zu wohl die Mängel meiner Bildung bemerkt.

Vielleicht war die Freude, die mein ganzes Wesen durchströmte, vielleicht die Anstrengung, mit welcher ich lernte, zu groß; ich ward krank und bekam Nervenzufälle, die dem Starrkrampfe glichen. Meine Hausgenossen wollten einen Arzt rufen, ich hielt es nicht für nöthig, da die Zufälle immer bald vorüber gingen und ich mich dann wieder wohl fühlte.

Eines Tages, wo der Anfall länger gewährt haben mochte, schickten sie während desselben nach einem Arzte und als ich die Augen aufschlug, stand der Doctor meines Fräuleins vor mir, ich schloß sogleich die Augen wieder und der Schrecken hätte wahrscheinlich einen neuen Anfall herbeigeführt; wenn er mir nicht einen Löffel voll Arznei an die Lippen gebracht hätte, mit der Aufforderung, sie zu nehmen. Ein schrecklicher Geruch von Orangeblüthe drang mir entgegen und weckte mich aus der halben Erstarrung, aber noch nicht völlig bei Besinnung stieß ich den Löffel von

mir, indem ich von furchtbarer Angst erfaßt, ausrief: „Zurück, zurück! dies ist das Gift, woran mein Fräulein starb! Sollte ich nun selbst es nehmen? Nein, nein, ich will ja nicht sterben, ich will jetzt erst glücklich seyn. Weg, dieser Geruch versetzt mich in jene schreckliche Nacht zurück!"

Ich hatte dies mit geschlossenen Augen gesprochen, als ich sie öffnete stand der Arzt mit boshaftem Lächeln, mich scharf beobachtend, vor mir; sein Anblick brachte mich augenblicklich zur vollen Besinnung, erfüllte mich aber auch mit namenloser Angst. Ich hatte ihn schwer beleidigt, von seinem Charakter durfte ich Rache erwarten, und sie blieb nicht lange aus! Er hatte genug gehört, um die Anzeige zu machen; der Leichnam wurde ausgegraben, das Gift in ihm gefunden und ich verhaftet.

Rosalie, Du hast sie nicht getödtet, rief Hermann, der ihr im tiefsten Schmerze bisher zugehört hatte, sie hat sich verblutet, Du bist unschuldig.

Traurig schüttelte das Mädchen das Haupt. Ich suchte mir dies selbst während langer Zeit einzureden und es war mir fast gelungen, während ich glücklich war; aber in der Einsamkeit des Gefängnisses trat die Wirklichkeit ohne Täuschung vor meine Seele. Wäre das Verbrechen nicht groß genug, wenn ich den Mord nur versucht, nur gewollt hätte? Aber wie es auch mit der Gefahr der Verblutung war, die vielleicht nur in Folge des Giftes eingetreten war, sie mußte unfehlbar an dem Gifte sterben, von welchem ich ihr nie über fünf Tropfen hatte geben dürfen und von dem

ich damals einen ganzen Löffel voll goß. Nein, nein, Hermann, nur zu laut klagt mich mein Gewissen an, das ich vergebens zu beschwichtigen suchte mit dem Irrwahne: es gibt kein höheres Wesen über uns: das uns richtet, es gibt keine Fortdauer der Seele; wir haben nur für unser Erdenglück zu sorgen, ob dies nun mit Hilfe dessen geschieht, was die Abergläubischen und die Unterdrücker der Armen Verbrechen nennen, oder ob es aus dem entspringt, was sie als Tugend preisen, dies macht keinen Unterschied; nur das Gelingen oder das Mißlingen gibt den Maßstab für die Zweckmäßigkeit des Mittels. Diese Gedanken gaben mir wohl die Kraft zum fortwährenden Läugnen meiner Schuld und spornten mich an, alle Klugheit anzuwenden, um mich aus der Gefahr zu ziehen, aber Ruhe des Gewissens konnten sie mir nicht verschaffen.

Ich versuchte es, das Gewissen zu verhöhnen und seine Berechtigung zu läugnen, indem ich es bloß als Folge in frühester Kindheit eingeprägter Furcht erklären wollte; aber es war vergebens, es ließ sich weder durch Läugnen, noch durch Spott verscheuchen; nach all diesen Anstrengungen trat es immer auf's Neue mit seinen Anschuldigungen auf.

Ich litt unaussprechlich! In dem Augenblicke, wo alle meine geträumten Wünsche sich so schön erfüllen sollten, wo mir das Leben so lieb war, daß ich mich mit allen Kräften an dasselbe anklammerte, sollte ich das unglücklichste Geschöpf werden! Dies schien mir unerträglich! Mit neuer Anstrengung sann ich über

mein System des Läugnens nach, mit dem Instincte der Verzweiflung führte ich es aus und es schien zu gelingen. Alle waren mir günstig gestimmt, von welchen mein Schicksal abhing, mit Ausnahme des Doctors, der aber nicht als Richter zu urtheilen hatte. Je mehr sich die Verhandlungen dem Ende nahten, um so zuversichtlicher ward ich und je sicherer ich an meine Freisprechung glaubte, um so wichtiger erschien mir der Glaube an eine allwaltende Vorsehung; die ja mein Verbrechen an's Licht ziehen und mich der Strafe überliefern müßte.

Sie wissen, Hermann, meine Verurtheilung. Ich habe Sie im entscheidenden Augenblicke unter den Zuschauern mit meinen Augen gesucht und gefunden. Der unerwartete Ausspruch der Geschworenen zerschmetterte das Fundament meines Unglaubens; der Gedanke: Es lebt ein gerechter Gott, durchbebte mich mit erschütternder Gewalt; das Urtheil des Gerichtes stürzte die Trugbilder meiner Hoffnung für dieses Leben, zog aber zugleich den Schleier von meinen Augen, der mir den Blick in die Ewigkeit verhüllt hatte. Ich glaube jetzt an eine ewig waltende Vorsehung und ich hoffe auf ihre Barmherzigkeit!

Erschöpft schwieg Rosalie. Auch Hermann vermochte nicht zu reden, überwältigt von seinen Gefühlen. Endlich brach er in die Worte aus: Rosalie, Du bist Gott wiedergegeben, aber Du sollst auch diesem Leben zurückgegeben werden; Du darfst nicht sterben, meine geliebte Braut! Nein, jetzt erst wird Dir das Leben

schön erscheinen, wenn Du es im Glauben an Gott, versöhnt mit Ihm, erneut am Geiste, für Gott lebst.

Rosalie lächelte trüb. Wecken Sie keine Hoffnungen für dieses Leben in mir, Hermann, stärken Sie vielleicht mehr meine Hoffnung auf Gottes Barmherzigkeit, auf ein ewiges Leben, die noch so neu und so schwach ist. Ich nehme willig den Tod an, den ich verdient; wohl mir, wenn das Opfer meines Lebens zur Sühne meines Verbrechens angenommen würde!

Nein, Rosalie, Du wirst leben und durch Wohlthuen Deine Fehler gut machen. Siehe, ich habe die Mittel, Vieles zu thuen; wir wollen all' unsere Sorge auf die Wohlfahrt der unglücklichen Menschenclasse wenden, welcher Du angehörtest.

Thränen rannen aus Rosaliens Augen.

Hermann fuhr fort: Der Fürst hat das Recht der Begnadigung und man sagt, er habe noch kein Todesurtheil unterzeichnet; ich selbst will ihn anflehen um Deine Begnadigung, ich will ihm Deine schreckliche Jugend schildern, er wird, er muß Deine Strafe verwandeln, denn er ist gütig und mild.

Hermann, ketten Sie Ihr Schicksal nicht ferner an das einer Verbrecherin, lassen Sie die Welt das Verhältniß vergessen, in dem Sie zu mir gestanden und unternehmen Sie nichts, was es noch mehr offenbaren würde. Ein reiches, schönes Leben steht Ihnen offen, trüben Sie es nicht durch die Schmach, welche Ihnen Ihre Theilnahme an meinem Schicksale zuziehen würde. Die Liebe, welche Sie mir bewahren, nachdem Sie mein Schuldbekenntniß gehört, ist mir

unaussprechlich wohlthuend; mehr aber dürfen Sie nicht thuen, mehr darf ich nicht annehmen. Lassen Sie uns scheiden, Hermann, meine Zeit ist kurz und ich habe noch Wichtiges zu thuen. Diesen Nachmittag wird der Geistliche mich wieder besuchen, ich muß mich vorbereiten, ihm das lange Bekenntniß meiner Schuld abzulegen. O, seit meiner Kindheit habe ich es nicht mehr gethan, habe nicht mehr die trostvollen Worte vernommen: „Gehe hin, Deine Sünden sind Dir vergeben!"

Ja, ja, ich gehe, Rosalie, aber um Dir Deine Begnadigung zu erwirken. Gott sey mit Dir!

Hermann, lebe wohl! rief ihm Rosalie nach. Als er fort war, brach ihre Kraft zusammen; sie sank auf den kalten Steinboden und weinte einen Strom von Thränen. Dann ergriff sie das Buch, welches ihr der Geistliche zurückgelassen und begann ihre Vorbereitung auf das heilige Werk, das sie am Nachmittage verrichten sollte.

Unterdessen begab sich Hermann vor den Thron des Fürsten, Gnade für die Verurtheilte zu erbitten. Mit gerechtem Unwillen und tiefer Betrübniß hörte er die Schilderung von der Verdorbenheit in allen Classen der Gesellschaft; von der Verführung, durch welche die höheren die unteren Schichten dem Laster dienstbar machen; von dem leiblichen und geistigen Elende, in welchem diese leben.

Ja, rief er aus, das war die Vorbereitung, ohne welche mein Volk sich nicht gegen mich empört haben würde! mein Volk, dessen Wohl ich allzeit angestrebt,

dem ich nie wehe gethan, gegen das ich immer gütig und milde war.

Rosaliens Urtheil wurde in zwanzigjährige Zuchthausstrafe umgewandelt.

So traurig auch dieser Ausspruch war, Hermann empfing ihn mit Freude und brachte am folgenden Tage der Verurtheilten die Kunde. Er traf sie in stillem Frieden, ihr Auge glänzte freudig, als sie ihm entgegen rief: Hermann, ich bin mit Gott versöhnt; ich habe das Pfand des Friedens empfangen! Mir ist so wohl und leicht! ruhig sehe ich jetzt dem Tode entgegen!

Nein, Rosalie, Du sollst nicht sterben, der Fürst hat Dich begnadigt. Zwar kann ich Dir nicht die Freiheit verkünden, fügte er mit gepreßtem Herzen bei, aber Du bist doch dem Leben, bist mir wieder geschenkt. Es kommen so oft Gelegenheiten, bei welchen die Fürsten Begnadigungen verleihen; ich werde keine vorüber gehen lassen, ohne für Deine Freilassung zu bitten und müssen wir auch noch einige Jahre warten, so wird die Hoffnung uns die Zeit verkürzen. Du schweigst Rosalie? Du siehst mich so traurig an?

Ach, Hermann, antwortete Rosalie mit einem tiefen Seufzer, ich glaubte die Prüfung schon überstanden und nun soll ich sie auf's Neue beginnen! Werde ich sie besser bestehen, als früher? Ich hoffte durch meinen Tod einen Theil meiner Schuld abzubüßen, werde ich sie durch ein längeres Leben nicht vielleicht noch vermehren?

Du wirst Deine Schuld gut machen, durch ein

Gott geheiligtes und dem Nächsten gewidmetes Leben. Wie viel Gutes wirst Du vollbringen, da Du bekannt mit den Verhältnissen der bedauernswerthen, armen Menschen bist. Liebst Du mich nicht mehr Rosalie? Kannst Du Dir ein der Barmherzigkeit gewidmetes Leben an meiner Seite nicht wünschenswerth denken?

Hermann, Gott lohne Sie für Ihre treue, ausdauernde Liebe! Weil ich Sie liebe mit aller Kraft meiner Seele, deßhalb wünsche ich Ihr Glück. Sie dürfen Ihr Loos nicht an das einer Verbrecherin, einer mit Recht Geächteten knüpfen. Glauben Sie, die Achtung unserer Mitmenschen ist uns nöthig zu unserer Zufriedenheit und man würde Sie Ihnen versagen, wenn Sie eine Verbindung mit einer — Mörderin eingehen wollten. Seyen Sie überzeugt, Hermann, auch an dem Orte meiner Strafe wird die Erinnerung an Ihre treue Liebe noch stärker gegen die Eindrücke, welche eine entsetzliche Umgebung auf mich ausüben wird. Leben Sie wohl, Hermann, gedenken Sie der Büßerin vor Gott und machen Sie die Welt vergessen, daß Sie mir so viele Liebe geschenkt haben.

Rosalie, ich habe Dich geliebt, als Du von Gott abgekehrt warst, um wie viel mehr liebe ich Dich jetzt, wo Du reuevoll zu ihm zurückgekehrt bist; denn wenn ich jetzt auch Deine Schuld kenne, so weiß ich doch auch Deine Reue, und ich baue auf Deine Zukunft. Harre nur muthig aus; o, sey überzeugt, daß die Strafe, die Du trägst, auch mich trifft, und daß ich Alles geben wollte, um Dich davon zu befreien. Aber sobald Du frei bist, verlassen wir dies Land, wo man

blind ist gegen die Laster, die man liebt und kein Mitleid hat, kein Vergessen kennt für reuevolle Seelen, welche die Welt für immer gebrandmarkt hat! Unter einem fremden Himmel, auf fremder Erde werden wir dann glücklich seyn, indem wir Anderer Unglück abwenden, wo und wie wir können.

Rosalie widersprach ihm nicht mehr; Thränen der Rührung und des Dankes rannen aus ihren Augen, als Hermann nun von ihr Abschied nehmen mußte. Wenige Tage darauf ward sie an den Ort ihrer Strafe abgeführt.

Es fiel ihr unendlich schwer, sich mit Einemmale in eine Umgebung versetzt zu sehen, die ihr nur zu treu alles Elend ihrer Kindheit und Jugend zurückrief und die es ihr nicht vergeben konnte, daß sie sich über ihre Herkunft habe erheben wollen. Daß Rosalie, welcher die rohen, schändlichen Reden der schamlosen Weiber unerträglich fielen, sich von ihnen nach Möglichkeit zurückzog, entflammte sie zu wahrem Hasse wider sie, den sie ihr durch Spott, Hohn, durch den Vorwurf ihres Verbrechens, des unordentlichen Lebens ihres Vaters, ja selbst durch gemeine Verdächtigung ihres Verhältnisses zu Hermann, jeden Augenblick bitter fühlen ließen. Sie litt still und schwer und oft wollte ihr Muth sinken, ihre Geduld nachlassen, aber die Erinnerung an ihre Schuld, an die Strafe, die sie verdient, gab ihr immer wieder Kraft, alle diese Leiden der göttlichen Gerechtigkeit zur Buße aufzuopfern.

Sowohl durch die unausgesetzten Bemühungen Her-

manns ihr Loos zu erleichtern, als durch ihr ausgezeichnetes Betragen, erlangte sie nach einiger Zeit die Vergünstigung, abgesondert von den Uebrigen arbeiten zu dürfen; dies machte sie so glücklich, daß sie glaubte, nichts mehr auf dieser Welt zu bedürfen. Wirklich bedurfte sie auch wenig mehr von der Erde; die Wechselfälle ihres Lebens hatten ihre Gesundheit untergraben. Ein halbes Jahr nach ihrer Verbringung in die Strafanstalt erhielt Hermann von dem Hausgeistlichen, mit welchem er seither in Briefwechsel gestanden, daß ihre Tage gezählt seyen. Er eilte herbei und fand sie wieder, wie damals im Gefängnisse, in stillem Frieden; nachdem sie durch das Brod des Lebens gestärkt worden, sah sie ruhig dem Tode entgegen, in fester Hoffnung auf die Barmherzigkeit Desjenigen, der sie wunderbar zu sich gezogen hatte. Mit seliger Freude wandte sie ihren glänzenden Blick auf den Eintretenden.

Gott lohne Sie für Ihre treue Liebe! sprach sie noch mit matter Stimme; dann brachen die Augen, und unter den Gebeten Hermanns und des Geistlichen verschied sie sanft und ruhig.

Hermann bleibt ihr treu; er denkt an keine Heirath. Sein großes Einkommen, seinen Einfluß und seine Zeit wendete er auf die Milderung des sittlichen und materiellen Elendes des Volkes, während er in seiner Umgebung sowohl durch sein Beispiel, wie durch Ermahnungen, die jungen Leute der Tugend zu erhalten oder zu gewinnen sucht. In diesem Sinne gründete er

in seiner Vaterstadt nach dem Vorbilde der französischen Hauptstadt unter den jungen Männern einen St. Vincentiusverein, welchem schon viele Familien Hilfe in der Noth und schon manche Seele Rettung ihrer Unschuld, oder Rückkehr zur Tugend verdankten.

in seiner Hinsicht noch sehr hinter der fran-
zösischen Hauptstadt unter den übrigen Städten einen
Ort. Wohlthätigkeitsverein, welcher schon viele Familien
Hilfe in der Noth und schon manche Seele Rettung
ihrer Unschuld oder Rückkehr zur Tugend verdankt.

Baader, Amalie

Wintergarten Erzählungen aus der Familie und dem Leben. Von H. Sales, [d. i. Amalie Baader]

Bd.: 1.

Mainz 1865